3 1761 08159765 0

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/morgendmmerung00dori

Preis 1 Mark.

P. Paul Döring,
Missionar.

Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika

Ein Rundgang durch die ostafrikanische Mission (Berlin III)

mit 39 Bildern und 2 Karten.

Tausend.

11.—15. Tausend.

Berlin, 1901.
Verlag von Martin Warneck.

H. Trilloff. Pyritz 1900.

Geogr. Inst. u. Landk.-Verl. Jul. Straube, Berlin

H. Trilloff, Pyritz 1900.

Geogr. Inst. u. Landk. Verl. Jul. Straube Berlin S.W.

Morgendämmerung

in Deutsch-Ostafrika.

Ein Rundgang durch die ostafrikanische Mission

(Berlin III)

mit 39 Bildern und 2 Karten

von

P. Paul Döring,
Missionar.

Fünfte Auflage.
11.—15. Tausend.

Berlin 1901.
Verlag von Martin Warneck.

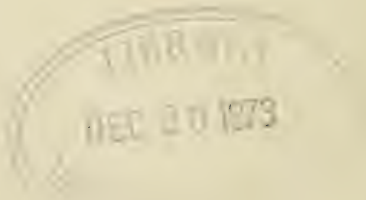
Herrn

Pastor D. von Bodelschwingh

in dankbarer Liebe

gewidmet.

DT
439
D6
1901



Inhaltsangabe.

Seite

Geschichte von Ostafrika 1
Die urgeschichtliche Kolonisation 1
Die griechisch-römische Kolonisation 2
Die erste arabische Kolonisation 3
Die portugiesische Kolonisation 3
Die zweite arabische Kolonisation 4
Die Besitzergreifung durch die Deutschen 6
Die evangelischen Missionen 7

Reise nach Ostafrika 8
Die Deutsch-Ostafrikalinie 8
In Neapel 9
Im mittelländischen Meer 10
Im Kanal von Suez 13
Im Roten Meer 14
Ein Sonntag an Bord 15
Vor Aden 16
Im indischen Weltmeer 17
Landung in Tanga 18

In Tanga 20
Die evangelische Missionsstation 20
Br. Krämer 22
Die Schule 24
Die Mittagstunden 26
Tanga früher und jetzt 27
Eine Abendandacht 30

In Dar-es-Salaam 31
Nach Dar-es-Salaam 31
Br. Greiner 33
Die Arbeit an den Deutschen 36
Geschichte von Dar-es-Salaam 37

Seite

Katholische und evangelische Mission 38
Ein Abendspaziergang durch Dar-es-Salaam 40

Hoffnungshöhe bei Kissarawe 43

Fahrt auf einem Eselwagen 43
Erziehung der befreiten Sklaven 48
Die Wasaramo 49
Die Schulen 49
Die letzten Tage von Schw. Holst 53

Maneromango 57

Durch den afrikanischen Busch 57
In Sungwi 58
Die Heuschrecken 60
Maneromango 62
Ein Besuch bei Häuptling Ulembo 64
Der Heimgang von Br. Worms 67

Nach Usambara 69

Eine Daufahrt nach Sansibar 69
Eine Eisenbahnfahrt in Afrika 71
Der Aufstieg 73
Lutindi, eine Freistätte für Sklaven 76

Wuga 78

Ngasi bei Wuga 78
In der Königsstadt der Waschambaa 80
Das Häuptlingsgeschlecht der Wakilindi 81
Die Missionsarbeit in Wuga 84
Krankheiten der Waschambaa 86

Im Lande der Wambugu 87

Jagd in Usambara 87
Der Markt von Gale 89
Die Versuchsstation Kwai 90
In einem Wambugudörfchen 90

Hohenfriedeberg 93

Beginn der Missionsarbeit 93
Osterfreude 97
Erwachen des Heidentums 99
Sabuni 102
Ein Sieg nach dem andern 103
Schemueta und Faradji 106
Hosa und Heddi 108

Seite

Kibuando, Ngole und Häuptling Kinyassi 109
Die Christendörfer 115
Das Leben auf der Station 119
Der Haushalt 121
Der Kirchbau 122
Sombues Bekehrung 125
Vollendung der Kirche und Kirchweihfest 127
Eine Weihnachtsfeier 130
Sombues Tod 133
Schedafa 135
Innerer Ausbau der Gemeinde 137
Ein fröhliches Hochzeitsfest 141

Neu-Bethel 142

Prachtvolle Lage 142
Mißgriffe im Anfang 146
Die Aussätzigen 147
Ein Freudenfest nach langem Warten 152

Statistik 157

Unsere Missionspraxis 156

In einem Heidendorf 156
Das Elend der Heiden 160
Die Missionspredigt 165
Die Gotteserkenntnis der Waschambaa 170
Volkssprache und Volkscharakter 173

Geschichte der Gesellschaft und Ausbildung ihrer Missionare 182

Geschichte von Ostafrika.

Die urgeschichtliche Kolonisation*) (— 332 v. Chr.).

Ostafrika ist immer ein geheimnisvolles Land gewesen, das die Phantasie der Europäer lebhaft beschäftigte, und das Bilder reicher orientalischer Pracht an ihrem Auge vorübergehen ließ. Es birgt Schätze, nach denen die größten Kulturvölker aller Zeiten Verlangen trugen, und die zu erwerben, sie keine Mühe und Kosten scheuten.

Schon im 17. Jahrhundert vor Christus sandte die ägyptische Königin Hat-chepsu eine Flotte nach dem Somalilande, welche die kostbaren Bäume, die den Weihrauch erzeugen, und die allein dort wachsen, nach Theben in Ägypten verpflanzen sollten.

Bekannter sind die Ophirfahrten der verbündeten Phönizier und Israeliten, die sie auf Anordnung ihrer Könige Hiram und Salomo unternahmen. Alle 3 Jahre kehrten ihre Schiffe zurück und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen (1. Könige 10, 22).

Auch die Schätze, welche die Königin von Reicharabien in Saba aufhäufte, verdankte sie ihren Handelsbeziehungen zu Ostafrika und Ostindien. Nur so war es möglich, daß sie dem König Salomo 120 Centner Gold und sehr viel Spezerei und Edelgesteine schenken konnte (1. Könige 10, 10).

Das Land der Araber ist immer arm gewesen und fesselte seine Bewohner nicht durch landschaftliche Reize und fruchtbaren Boden. Die

*) Nach Dr. Grimm, Abriß der Geschichte Ostafrikas.

See aber lud sie ein, sich ihr anzuvertrauen, und versprach, sie hinüberzubringen zu fernen, schöneren Ländern. Es war auch so bequem, sich vom Nordostmonsum treiben zu lassen an der Küste Ostafrikas entlang und zurückzukehren mit dem Südwestwind.

So sind höchst wahrscheinlich Araber die ersten Entdecker und Besitzer von Ostafrika gewesen. Wir haben auch gar keinen Grund, daran zu zweifeln, daß sie bis zur Südspitze vorgedrungen sind, und daß die Erzählung des griechischen Schriftstellers Herodot wahr ist, welcher berichtet, daß der ägyptische König Necho (617—601) Phönizier auf Schiffen nach Süden entsandt habe mit dem Befehle, durch die Säulen des Herkules, also durch die Straße von Gibraltar und das mittelländische Meer zurückzukehren. Nach 2 Jahren waren sie wieder da; sie hatten ihren Auftrag ausgerichtet und ganz Afrika umschifft.

Ostafrika war also schon in den ältesten Zeiten bekannt und mußte seine Schätze hergeben, um das „glückliche Arabien" zu bereichern. Dort brachten Handel und Schiffahrt die Produkte von Ostafrika und Ostindien zusammen, um sie dann in großen Karawanen durch Ägypten, Palästina und Syrien an das mittelländische Meer zu befördern. Die Araber befanden sich in der glücklichen Lage, jeden Preis den Europäern diktieren zu können. So strömten fürstliche Schätze in Arabien zusammen, und die Sabäer wurden die reichsten Leute der Welt.

Die griechisch-römische Kolonisation (— 641 n. Chr.).

Zum erstenmal wurde ihnen dieses Handelsmonopol entwunden, als Alexander der Große Ägypten erobert hatte und nun die ägyptisch-griechischen Flotten langsam, aber stetig, auf dem roten Meer vordrangen. Als dann die Römer kamen, hüteten sie sich natürlich, den Handelsbeziehungen, die Alexandrien so unermeßliche Reichtümer gebracht hatten, irgend welchen Abbruch zu thun. Im Juli versammelten sich ihre Schiffe im Hafen von Berenice, etwa Aden gegenüber, und im Oktober ging es hinaus durch den Golf von Aden um das Kap Guardafui herum, wo der Nordostmonsum ihre Segel blähte und sie den ersehnten Goldländern zutrieb. Kleidungsstücke, Perlen und Messingdraht nahmen sie mit, und Weihrauch, Ebenholz, Zuckerrohr, Kassia, Sesam, Gold und Sklaven brachten sie wieder.

Die erste arabische Kolonisation (—1498 n. Chr.).

Die Araber fügten sich in die Verhältnisse, denn mit den Waffen in der Hand konnten sie den Griechen und Römern nicht widerstehen. Sobald aber die römischen Legionen zurückgezogen werden mußten, um die von den Deutschen bedrohte Nordgrenze des Reiches zu besetzen, und sobald der Muhammedanismus ihre Scharen geeint und entflammt hatte, vernichteten sie die griechisch-römische Kolonisation so völlig, daß nicht einmal die alten Namen der Häfen übrig geblieben sind. Die Araber waren wieder die Herren des indischen Ozeans, und eine neue glänzende Kultur entwickelte sich an der ostafrikanischen Küste. Makdischu wurde die Herrscherin im Norden und Kiloa die Königin des Südens von Sansibar bis Sofala. Ungeheure Reichtümer häuften sich an in ihren Mauern, namentlich in der erstgenannten Stadt. Dadurch wurden die Somali aus dem Innern angelockt, die Makdischu überfielen und an sich rissen. Damit war der Glanz von Makdischu vorüber und Mombas trat an seine Stelle. Auch im Süden wurde Kiloa von Mosambik überholt.

Die portugiesische Kolonisation (—1698 n. Chr.).

Dort landete im Jahr 1498 Vasko de Gama, der kühne Portugiese, der seinem kleinen Volk so große Wege wies. Denn nichts Geringeres hatte er im Auge bei seiner Umsegelung von Afrika, als dem ganzen Welthandel eine andere Richtung zu geben. Nicht mehr auf dem Karawanenwege nach dem mittelländischen Meere, der ausschließlich in den Händen der Muhammedaner war, sollten die kostbaren und sehr gesuchten Produkte des Orients nach Europa gelangen, sondern auf dem Seewege um das Kap der guten Hoffnung und zwar auf portugiesischen Schiffen. Die Portugiesen waren überrascht von dem Glanze und der hochentwickelten Kultur, die ihnen überall entgegentrat, wo sie nackte Wilde zu finden gedacht hatten. Mosambik hatte einen sehr guten Hafen und Schiffe mit Kompässen, Quadranten und Seekarten; der Scheik kam mit einer Musikbande mit Elfenbeinhörnern an Bord.

Die nächste Stadt, die Vasko besuchte, war Mombas, woselbst die Portugiesen im Jahre 1594 ein jetzt noch vorhandenes Fort errichteten. Die Steine dazu waren behauen aus Portugal gekommen. Auch in

Mosambik wurde im Jahr 1507 eine großartige Festung erbaut. Die Küstenvölker waren damals nicht so wehrlos wie jetzt. Sie verstanden es, Militärkolonnen von 5—6000 Bogenschützen zu formieren und die Wälle ihrer Städte durch Aufstellung vieler Kanonen zu verteidigen. In mehreren Aufständen suchten sie daher sich der eindringenden Portugiesen zu erwehren, doch war es vergeblich, und überall an der Küste und im Innern entstanden portugiesische Forts und Citadellen, die, mit Offizieren und Soldaten ausreichend besetzt, für die Sicherheit von Handel und Verkehr sorgten. Das Geld dazu lieferten die Goldminen in Sofala.

Gleichzeitig entwickelten sich überall große Plantagenanlagen, und auf dem Sambesi fuhren die Handelsschiffe auf und ab. Viele Hunderte von portugiesischen Familien ließen sich auf Sansibar und Pemba, an der Küste und im Innern nieder. Davon zeugen noch jetzt die Trümmer ihrer Bauten, die man an vielen Orten findet.

Auffallend ist insbesondere die große Zahl der von den Portugiesen errichteten Kirchen, die auch jetzt noch in ihren Ruinen als solche zu erkennen sind. Man zählt in Mombas allein über 20 portugiesische christliche Kirchen. Ebenso sind die Trümmer eines ausgedehnten Augustinerklosters noch vorhanden. Auch die Dominikaner, Jesuiten und andere Mönchsorden haben in Ostafrika in ihrer Weise missioniert.

Die portugiesischen Geschichtsschreiber jener Zeit rühmen die schönen Gärten, die hohen Türme, die Häfen voll Schiffe und die tüchtigen und arbeitsamen Bewohner, deren Frauen seidene Kleider trügen und mit Gold und Juwelen geschmückt seien. Sie sprechen von den kühnen Reitern von Mombas, wo heutigen Tages kein Pferdekopf zu finden ist, und loben die Edelfrauen von Malindi, wo heute ein dichter Urwald steht.

Die zweite arabische Kolonisation (— 1840).

Etwa 200 Jahre hat diese hohe Kulturentwickelung gedauert, da nahm sie ein rasches, jähes Ende. Die in Portugal einströmenden Reichtümer hatten ihr Werk vollendet und das portugiesische Volk völlig verdorben und widerstandslos gemacht. Auch waren seine Kräfte durch die fortwährende Entsendung von Seefahrern, Kriegern und Kaufleuten erschöpft. In der Zeit von 1680—1698 eroberte der tapfere Mohr Sif Ben, Sultan von Maskat, das ganze Territorium des jetzigen Sultanats

Sansibar; nur das südliche Stück mit der von den Portugiesen tapfer verteidigten Festung Mosambik blieb in ihren Händen.

Sif Ben kehrte in seine Heimat zurück und überließ das frei gewordene Ostafrika sich selbst. Die eingeborenen Häuptlinge traten wieder an die Spitze ihrer kleinen Staaten und gerieten bald unter sich in Uneinigkeit. Ein jeder suchte sein Gebiet auszudehnen auf Kosten des Nachbars. Es

Das deutsche Konsulat in Sansibar.

begann eine traurige Zeit für Ostafrika, in der alles wieder verwüstet wurde, was die Araber und Portugiesen in Jahrhunderte langer Kultur geschaffen hatten, deshalb war es ein Segen für das Land, als Sultan Said Said im Jahre 1840 seine Residenz von Maskat nach Sansibar verlegte. Damit traten ruhigere Zeiten ein, namentlich seitdem Engländer und Deutsche begannen, das Thun und Treiben des Sultans unter ihre Aufsicht zu nehmen.

Die Besitzergreifung durch die Deutschen.

Im Jahre 1884 und 85 schlossen Dr. Peters und Graf Pfeil und Dr. Jühlke im Auftrage der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft Schutzverträge ab mit vielen Häuptlingen im Innern und brachten dadurch die jetzige Kolonie Deutsch-Ostafrika, die fast zweimal so groß ist wie unser Vaterland, in unseren Besitz. Kaiser Wilhelm I. erteilte der Gesellschaft einen Schutzbrief und erzwang vom Sultan durch Entsendung von Kriegsschiffen die Anerkennung desselben. Im Jahre 1890 wurden von ihm seine Hoheitsrechte über das Küstengebiet an Deutschland förmlich abgetreten, nachdem der Aufstand des Arabers Buschiri durch Major von Wissmann niedergeworfen war.

Damit beginnt die Geschichte der deutschen Kolonisation. Möchte sie einen segensreicheren Fortgang und Abschluß finden als die portugiesische! Das wird sicher der Fall sein, wenn wir fortfahren auf dem von unserer Regierung betretenen Wege, indem wir die Kolonie nicht bloß nach Gold durchsuchen, sondern uns bemühen, den Eingeborenen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sie zu erziehen zu Christenmenschen, die das auch in ihnen vorhandene Ebenbild Gottes immer mehr zur Ausgestaltung bringen. Dann werden sie auch gern und willig ihrem neuen Herrn dienen und dankbar sein für den erfahrenen Schutz.

Man wirft oft die Frage auf, ob die Neger bildungsfähig sind. Wer sie kennt, ist verwundert über solch eine Frage. Man braucht sie nur zu sehen in den Werkstätten der katholischen Mission und braucht nur evangelische Missionare zu hören, was sie erzählen von ihren Leuten, dann wird man andere Vorstellungen bekommen von den Negervölkern. Freilich wandeln kann die Völker allein die evangelische Mission, die das Wort von der Versöhnung durch Jesum Christum in die Dörfer und Hütten hineinträgt, und die glaubt an eine Erneuerung der Menschen durch den heiligen Geist. Kirchen, Klöster und Erziehungsstätten können den Schein einer hohen Christlichkeit erwecken, aber ist die Macht dahin, so erhebt sich das Heidentum wieder und fegt alles dieses so gründlich hinweg, daß in den Herzen der Leute auch keine Spur mehr bleibt von der christlichen Religion. Das hat die portugiesische Kolonisation gezeigt. Möchte die evangelische Mission beim evangelischen Volke die rechte Unterstützung finden, dann wird die Kolonie für die Neger und für unser Vaterland von großem Segen werden.

Die evangelischen Missionen.

Die ersten Missionare, die das jetzige Deutsch-Ostafrika besuchten, waren Dr. Krapf und Rebmann, die sich im Jahre 1844 in Rabai bei Mombas unter den Wanika niederließen, und zwar im Auftrage der englischen Kirchenmissions-Gesellschaft. Die auch in unserem Vaterlande bereits vorhandenen Missionsgesellschaften standen noch auf so schwachen Füßen, daß mancher tüchtige Mann gezwungen war, in englische Dienste zu treten.

Die Wanika erwiesen sich als sehr schwer zugänglich, deshalb lag es den beiden Männern nahe, sich weiter umzusehen und sich auf Reisen zu begeben, um dem Evangelium neue Bahnen zu öffnen. Rebmann wendete sich nach Westen und entdeckte den mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Kilimandjaro, während Dr. Krapf unter vielen Mühen nach Usambara vordrang. Doch gelang es ihnen nirgends in den neu erschlossenen Ländern Missionsstationen zu errichten und ernstliche Missionsarbeit zu treiben.

Anders wurde es schon, als David Livingstone seine Landsleute für eine Mission am Sambesi und an den innerafrikanischen Seen begeisterte, und als die Universitätenmission nach mehrfachem Mißgeschicke in jenen Ländern auf Sansibar festen Fuß faßte und sich von dort aus im Bondeland und am Rovuma ausbreitete. Auch die englische Kirchenmissionsgesellschaft ging wieder mit Macht vor, nachdem sie durch Stanley zu neuen Missionsunternehmungen in Uganda angeregt war.

Wirkliches Leben jedoch kam erst in die Missionierung Ostafrikas durch die deutsche Besitzergreifung im Jahr 1885. 32 evangelische Missionsstationen sind seitdem in rascher Aufeinanderfolge entstanden, so daß jetzt im ganzen 42 evangelische Missionsstationen und etwa 70 Missionare in Deutsch-Ostafrika sind. Die Brüdergemeinde und die alte Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I) ersahen sich das Nyassagebiet und ließen sich im Kondeland nieder. Mit 5 Missionaren und 3 Handwerkern reiste Herr Missionsinspektor D. Merensky im Jahre 1891 dorthin und gründete gleich 3 Stationen. Von da gingen sie weiter vor nach dem Ringaland und nach Uhehe, während die Brüdergemeine Urambo in Unyamwesi von den Engländern übernahm. Den Kilimandjaro erwählte sich die Leipziger Missionsgesellschaft, und das

schöne Bergland Usambara und das hinter Dar-es-Salaam gelegene Usaramo wurde von der neugegründeten Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika nach Kräften besetzt. Letzterer Gesellschaft gehört der Verfasser dieses Büchleins an, und ihr Missionsgebiet wollen wir jetzt besuchen.

Reise nach Ostafrika.

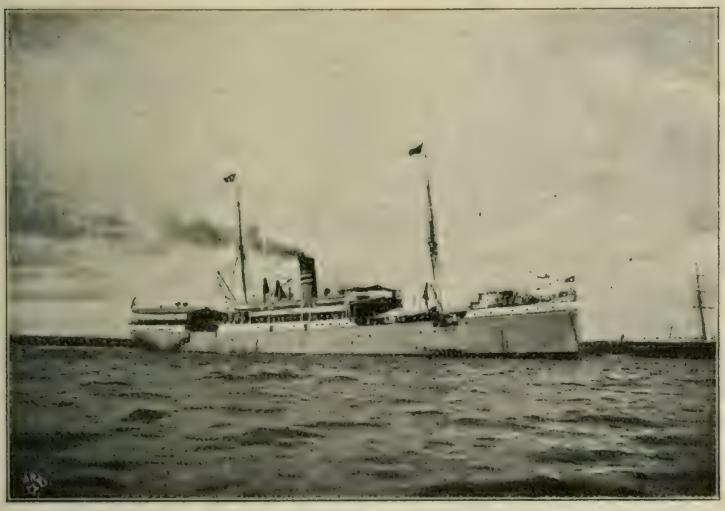
Die Deutsch-Ostafrikalinie.

Hat man viel Zeit und fürchtet sich nicht vor der See, so geht man in Hamburg an Bord eines Schiffes der Deutsch-Ostafrikalinie, die vom Deutschen Reich unterstützt wird und deshalb die Post regelmäßig zu befördern hat. Sie legt an in Holland, Lissabon, Neapel, Port Said, Aden, Tanga, Sansibar, Dar-es-Salaam, Mosambik, Beira, Delagoa-Bay und Durban, fährt also an der ganzen Ostküste Afrikas entlang und kehrt erst kurz vor dem Kaplande wieder um. In den ersten Jahren entsandte sie alle Monat ein Schiff. Seitdem aber Transvaal, Natal und Maschonaland solch unerwarteten Aufschwung genommen haben, kann sie alle 14 Täge fahren, und die Schiffe sind wenigstens auf der Rückreise immer überfüllt mit Passagieren.

Macht man die ganze Reise zur See, so kostet sie uns Missionaren 440 Mk. (2. Klasse), indem die Gesellschaft 20% Rabatt berechnet. Gehen wir erst in Neapel an Bord, so müssen wir 400 Mk. bezahlen. Für 40 Mk. kann man aber die Landreise nach Neapel nicht machen. Daher stellt sich letzteres etwas teurer; es erfordert jedoch viel weniger Zeit, und da einem vor der Ausreise die Tage meist sehr kostbar sind, benutzt man für diese in der Regel die Eisenbahn. Man durchfährt die schönen Gegenden Süddeutschlands, kommt an Basel vorbei und sieht sich bald umgeben von den Gletschern der Schweiz. Durch den Gotthardtunnel geht es hinüber nach Italien und im Tessinthal hinab in die fruchtbare lombardische Tiefebene, an Mailand, Genua und Pisa vorbei durch das menschenleere Toskana nach Rom und Neapel.

In Neapel.

In Neapel kehren wir Missionare immer in dem vornehmen und großartig gelegenen Hotel Bristol ein, das Herrn Landry, einem Französisch-Schweizer, gehört. Br. Becker und Göttmann waren die ersten, die dort hin geführt wurden von einer Kaiserswerther Diakonisse. Als sie die Pracht sahen, wurde ihnen bange ums Herz, indem sie an ihren mageren Geldbeutel dachten, denn sie kannten Herrn Landry noch nicht. Doch wagten sie nichts zu sagen. Als sie jedoch einen vornehm ausgestatteten Salon angewiesen bekamen mit mächtigen Fenstern und wunderschöner



„Kaiser" von der Deutsch-Ostafrikalinie.

Aussicht auf den schiffreichen Golf mit Kapri zur Rechten und dem Vesuv zur Linken, da faßte sich Br. Becker ein Herz und sagte: Aber wir sind arme Missionare, das können wir nicht bezahlen. Herr Landry lachte sie an und sagte, darüber sollten sie sich nur beruhigen, es wäre nicht so teuer; ob sie in seiner Familie essen wollten oder an der offenen Tafel. Natürlich entschieden sie sich umgehend für die Familie eines so liebenswürdigen Wirtes. Am Abend führte er sie in eine Gesellschaft von Deutschen, und als sie abreisten, geleitete er sie auf das Schiff und holte keine Rechnung hervor, sondern einen Korb voll Apfelsinen und

einige Flaschen Wein. Seitdem sind wir alle dort eingekehrt und immer gleich freundlich empfangen worden, so daß uns dieses Haus eine rechte Hilfe und Erquickung auf der Reise geworden ist. Als ich das letzte Mal bei ihm war, sagte er, wenn ich wiederkäme, sollte ich 14 Tage bei ihm bleiben, sollte mir Rom, Neapel, Pompeji und Kapri besehen und ihnen am Abend einige Missionsvorträge halten. Dazu wolle er die deutsche Gemeinde einladen, in ihr müsse noch mehr Missionsinteresse geweckt werden.

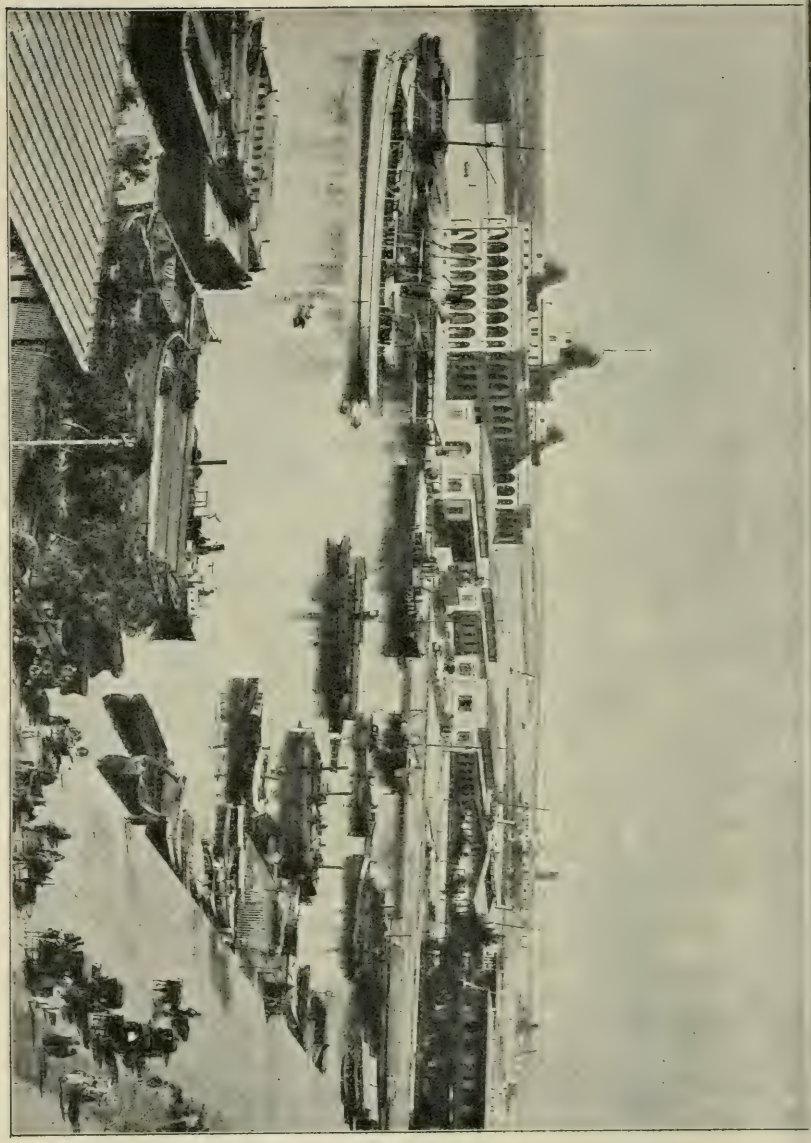
Als wir in Neapel ankamen, lag der „Kaiser", ein gutes Schiff der Ostafrikalinie, bereits im Hafen. Es hatte die 14tägige Reise von Hamburg um Spanien herum zurückgelegt und wartete nur auf die Berliner Post, um sofort die Anker zu lichten und weiter zu dampfen. Am Mittwoch, den 10. Mai, nachts, lief der Zug ein; in 2 Tagen hatte er die ungeheuere Strecke von Berlin nach Neapel zurückgelegt. Sofort wurde die Post auf das Schiff gebracht, die Ketten rasselten, Signale ertönten, die Dampfmaschine setzte sich in Bewegung und langsam ging es an Kapri vorbei hinaus in die See nach Afrika zu.

Im mittelländischen Meer.

Bald sind die vielen Lichter Neapels verschwunden und man sieht nur noch den feurigen Schein des Vesuvs und die Sterne am Himmel. Da wird es einem beklommen ums Herz, denn nun ist die Brücke abgebrochen, die uns mit dem Vaterlande verband, nun geht es hinaus in unbekannte Länder zu Völkern, deren Sprache man nicht versteht. Was wird uns die Zukunft bringen? Doch wir sind ja in bekannten Gewässern, denn hier ist der Apostel Paulus entlang gefahren, als er nach Rom zog, um sich dort vor dem Kaiser zu verantworten. Bald werden wir in die Gegend kommen, wo er Schiffbruch erlitten hat und so wunderbar errettet ist durch Gottes Barmherzigkeit. Und derselbe Gott, der mit Paulus gewesen ist, ist auch mit uns, er ist noch heute ebenso lebendig und mächtig und treu. Wir kommen durch die Straße von Messina rechts sieht man Messina, links Rhegium sich am Meere hinziehen und in Terrassen in die Höhe steigen. Nun kommt Kreta in Sicht, die viel umstrittene Insel. Zwei Nächte haben wir schon auf dem Schiff zugebracht, haben uns des Nachts gefreut über den hellen Sternenhimmel und am Tage über das köstliche Blau der See. In der Ferne sieht

man Dampfer ihren Kurs verfolgen, sie tauchen auf und verschwinden. Jeder geht stracks seinen Weg. Allmählich werden wir bekannt mit dem Kapitän und den Offizieren des Schiffes und mit der ganzen Reisegesellschaft. Es sind Offiziere, Unteroffiziere, Regierungs-, Steuer- und Postbeamte, Kaufleute und Angestellte der Plantagen, Missionare, Deutsche und Engländer, Holländer und Schweden, Portugiesen und Italiener, alles bunt durcheinander. Die meisten gehen zum erstenmal hinaus und sind voller Jugendkraft und voll fröhlicher Hoffnungen. Sie haben ja so viel Geld in der Tasche, wie noch nie, und die Freiheit winkt! Wie viel Interessantes giebt es zu sehen und was werden sie alles erleben! Nur wenige sind alte Afrikaner, sie werden umlagert und ausgefragt. Sie lächeln über die naiven Fragen und denken an die heimkehrenden Schiffe. Auf ihnen geht es stiller zu, aber auch ernster. Alle Passagiere haben die Tücken der Fremde erfahren, viele sind bleich und eingefallen, die meisten etwas enttäuscht. Wer sein Leben und die Bequemlichkeit und die Zerstreuungen der Heimat lieb hat, der bleibe fern.

Nach 5 Tagen kommen wir an in Port Said, dem Eingangshafen zum Suezkanal. Ein kleines Boot dampft uns entgegen, es bringt den Lotsen. Die Maschine stoppt und eine Strickleiter wird über Bord geworfen. An ihr klettert der wetterfeste Mann in die Höhe; nachdem er auf die Kommandobrücke gestiegen ist, geht es unter Volldampf vorwärts um eine Mole herum, die den Hafen schützt vor den mächtig andrängenden Wellen. Noch ist das Schiff nicht zum Stehen gebracht, da umschwärmen uns schon die Boote der Händler, denn Port Said lebt von den Fremden, und alle wollen verdienen. Die Stewards haben uns schon vor ihnen gewarnt und alle Thüren und Fenster der Kabinen verschlossen. Die Falltreppe ist hinuntergelassen, doch auf ihnen können sie nicht herauf, denn ein Matrose steht dort und droht mit dem Tauende. Was machen sie da? Hier ist eine Kette und dort läßt sich ein Strick befestigen, an ihm klettern sie in die Höhe und in kurzem wimmelt es auf dem Deck von braunen und gelben Leuten, und alle preisen ihre Waren an, zumeist in englischer Sprache, doch hört man auch deutsche Brocken dazwischen. Da giebt es Seidenstoffe, Schmucksachen, Kleidungsstücke, Bernsteinketten, Straußeneier, Olivensachen von Jerusalem, Photographieen, Früchte und alles mögliche andere, das mehr oder weniger brauchbar ist.



Kanal von Suez bei Port Said.

Wir bieten die Hälfte vom geforderten Preis, und sofort wird uns der Gegenstand überreicht, er ist verkauft und wir sind betrogen. Bieten wir den vierten Teil, so lachen sie uns verständnisvoll an und gehen weiter, sie wissen, daß sie es mit einem Alten zu thun haben.

Doch jetzt wird es ungemütlich auf dem Schiff, denn mächtige Kohlenfähren haben sich an seinen Rumpf gelegt, und Korb auf Korb werden die Kohlen hineingeschüttet in seinen geöffneten Bauch. Ein feiner schwarzer Staub verbreitet sich über das ganze Schiff und legt sich auf Gesicht und Kleider der Menschen.

Wer irgend kann, eilt deshalb an Land und besieht sich die Stadt. Was ist das für ein Gewühl! Man wird fast erdrückt von all den Eindrücken, die hier zum erstenmal mit ihrer ganzen Frische auf uns eindringen. Alle Völker des Orients sind ja dort zusammengeströmt, alle Rassenfarben sind vertreten, alle Sprachen werden gesprochen, alle Toiletten sind zu sehen. Port Said ist eng gebaut, um Schatten zu gewinnen, Laden an Laden, Hotels, Konsulate, Banken, Magazine, nur wenige Privathäuser! Führer drängen sich heran und lassen sich schwer zurückweisen, sie zeigen und erklären und verlangen Bezahlung. Man steht einen Augenblick am Schaufenster, sofort merkt man ein sanftes Reiben an den Füßen. Ein schwarzer Junge kauert am Boden und putzt die Stiefel; man geht unwillig fort, doch er folgt nach, immer bereit, den günstigen Augenblick wieder zu erhaschen und weiter zu putzen. Man flüchtet sich in ein Café und steckt die Füße unter den Tisch. Es dauert nicht lange, so werden die Füße wieder durch Bürsten erwärmt. Der Junge ist unter den Tisch gekrochen und verlangt nun Bezahlung. „Gieb mir 50 Pfg.," wurde einem meiner Freunde gesagt, „dann bist du mich los".

Unter solchen Umständen kehrt man gern auf das Schiff zurück, sobald die schwarzen Männer fertig sind mit ihrer schmutzigen Arbeit und das Scheuern der Decks begonnen hat. Alle finden sich wieder zusammen und alle haben zu erzählen und die meisten schimpfen.

Im Kanal von Suez.

Nun werden die Taue gelöst und die Reise geht weiter. Links sieht man die großen Kohlenschiffe aus England, und die mächtigen Bagger, die fast immer zu thun haben im Kanal, um den nachdrängenden

Wüstensand hinauszuschaffen über die Ufer, rechts im Kriegshafen liegen englische und italienische Kriegsschiffe reich beflaggt. Nun sind wir im Kanal und langsam fährt das Schiff dahin. Rechts ist gelbbraune Wüste und links ist gelbbraune Wüste, so weit das Auge reicht. Der Kanal ist eng und wir legen an, wenn uns ein anderes Schiff begegnet. In der Nacht sieht es prächtig aus. Eine Feuerwolke taucht auf in der Ferne. Immer heller wird sie und immer näher kommt sie. Taghell ist der Kanal erleuchtet durch die elektrischen Scheinwerfer, die an Bord genommen sind und am Vorderbug der Schiffe hängen. Jetzt gleiten sie stumm an uns vorbei mit ihren vielen Laternen und Lichtern, und von neuem setzt sich unser Schiff in Bewegung. Unsere Gedanken sind viel bei den Männern des Alten und Neuen Testaments. Wir denken an Abrahams Reise nach Ägypten, an Jakob und seine Söhne, an Moses und Israel, an die Flucht von Josef und Maria mit ihrem Jesuskindlein ꝛc., denn diese Wüste haben sie ja alle durchzogen, hier müssen sie vorbeigekommen sein, dieser Sternenhimmel hat auch ihnen geleuchtet. Wie hat sich alles seitdem verändert, nur das Menschenherz ist dasselbe geblieben und die Treue unseres Gottes.

Im roten Meer.

Nach 20stündiger Fahrt verlassen wir den Kanal und kommen in den Meerbusen von Suez, an die Stätte, wo die Kinder Israel das Meer durchschritten haben. Rechts sieht man hohe, kahle Berge, in denen Israel gelagert hat. Links liegt eine Oase mit Wasser und Palmen, der Mosesbrunnen genannt, weiterhin in der Ferne erblickt man das Sinaigebirge und das Sinaikloster, und nun sind wir im weiten roten Meer. An einem Leuchtturm kommen wir vorbei. Er ist auf einen Felsen gebaut und steht inmitten der See. Alle Monat einmal wird dem Wärter Proviant und Wasser zugefahren. Immer weiter nach Süden geht es; ohne Rast und Ruh arbeitet die Maschine, 3 deutsche Meilen legen wir in einer Stunde zurück.

Da begegnet uns ein Schiff, es ist ein englisches, ohne Gruß fährt es vorüber. Doch dort kommt ein Schiff des österreichischen Lloyds. Das ist eine befreundete Linie; höflich nimmt man gleichsam den Hut ab, indem die Flaggen am Hinterstewen gesenkt werden. Bald muß uns auch ein Schwesterschiff unserer Linie begegnen, das aus Ostafrika zurück-

ehrt, wohin wir steuern. Jetzt taucht es auf, das Fernrohr zeigt deut ich denselben silbergrauen Anstrich des Schiffes und die breiten Ringe im den Schornstein in den deutschen Farben. Dicht fahren wir an ein nder vorbei, die Flaggen werden gesenkt, die Dampfpfeifen erdröhnen 3 mal zum Gruß, alle Passagiere schwenken mit den Tüchern und rufen Hurrah! Viele bestellen in ihrem Herzen Grüße an die Heimat. Dann ist alles wieder still und unaufhaltsam geht es weiter nach Aden zu.

Immer heißer brennt die Sonne, schon haben wir den Wendekreis des Krebses überschritten, ein doppeltes Segeltuch ist über das ganze Schiff gespannt, alle Passagiere erscheinen in Weiß, liegen auf ihren Stühlen und schwitzen. Schön ist es nur an den Abenden, wenn die Schiffskapelle spielt und die Sterne funkeln. Viele bringen die ganze Nacht auf dem Deck zu, weil es nicht auszuhalten ist in den engen Kabinen. Wie schrecklich muß es den armen Heizern ergehen, die tief unten im Schiff ihre Arbeit thun. Europäer halten es nicht aus. Deshalb werden in Aden Araber dafür geworben. Es geht das Gerücht, daß ein Heizer den Hitzschlag bekommen hat. In der Nacht stoppt die Maschine einen Augenblick. Alle Eingeweihten wissen, jetzt ist der Leichnam in die See geworfen. Auch ein Passagier der ersten Kajüte ist schwer krank, der Arzt wird immer besorgter, eines Morgens ist er verschieden. Nach wenigen Stunden wird auch er der See übergeben. Feierlich versammeln sich die Offiziere und die Reisenden, die Maschine hält an. Sauber gekleidete Matrosen bringen den Leichnam; er ist in einen Sack genäht und ruht auf einem Brett, die deutsche Flagge ist darüber gebreitet. Die Kapelle stimmt einen Choral an, vielleicht ist ein Pastor oder Missionar an Bord, er verliest einige Stellen der Schrift und richtet ein kurzes Wort an die Versammelten. Dann heben die Matrosen das eine Ende des Bretts und der Leichnam rutscht hinüber über das Geländer und verschwindet in der Tiefe. Ernst geht man auseinander, und die Schraube beginnt wieder ihre hastigen Umdrehungen. Bald ist es vergessen, doch nur scheinbar, man spricht nicht davon, aber im Herzen bleibt ein tiefer Eindruck zurück.

Ein Sonntag an Bord.

Heute ist Sonntag. Wie feiert man ihn an Bord? Das Schiff muß ja fahren, deshalb haben die Offiziere und Mannschaften denselben

Dienst wie an den übrigen Tagen. Doch unbemerkt darf der Sonntag nicht vorübergehen.

Früh um 9 Uhr hören wir die Klänge eines Chorals und eine Motette. Sie werden im Eßsaal der ersten Klasse von der Schiffskapelle geblasen. Diese besteht aus gelernten Musikern, die immer für eine Fahrt angeworben werden und zugleich Kellnerdienste thun. Danach kommen sie zu uns in die 2. Klasse und gehen hernach auch in die 3. Um 10 Uhr findet ein Gottesdienst statt in dem Eßsaal der 2. Klasse. Er hat den Passagieren gefallen. Deshalb ordnet der Kapitän für den nächsten Sonntag einen großen Schiffsgottesdienst an auf dem Promenadendeck der ersten Kajütte. Der Platz ist gut geeignet und wird mit den verschiedensten Flaggen reichlich geschmückt, die Kapelle begleitet den Gesang. Wer kommen kann von den Reisenden, Offizieren und Mannschaften ist zur Stelle, und es ist nicht schwer auf der See die Majestät Gottes zu preisen, der noch größer ist als die Wasserwogen im Meer, die so mächtiglich brausen, der das Wasser im Meer zusammenhält wie in einem Schlauch. Ps. 33, 7.

Vor Aden.

10 Tage sind wir schon an Bord, und Aden ist nicht mehr fern. An Inseln fahren wir vorüber, öde und sonnenverbrannt, unbewohnt und ohne Vegetation, nur Möven brüten auf ihnen in Scharen. Gestrandete Dampfschiffe liegen an ihren Ufern.

Jetzt kommen wir durch die Straße von Bab-el-Mandeb oder die Thränenstraße, und nun laufen wir ein in den Hafen von Aden. Die hohen Felsen und Berge erglühen im Morgenrot und der feurige Sonnenball taucht auf am Horizont und ergießt sein Licht über den Hafen. Man sieht die stolzen Festen und Bastionen, die Kasernen und Kohlenspeicher zur Rechten, zur Linken die großen Steinhäuser der Europäer am Strande. Scharen von Booten kommen schon auf uns zu, und bald tönt uns das lebhafte Gebettel der für Aden so charakteristischen Taucher entgegen. Es sind braune Jungens, man möchte sagen in Nußschalen, die oft mit Brettern gerudert werden. Sie sind im Wasser ebenso zu Hause, wie auf dem Lande. Wie die Frösche hocken sie in ihren Booten und sehen verlangend hinauf nach oben, und lassen ihr eintöniges hebedeif hebedeif o o hebedeif hebedeif oha oha (?) (laß mich tauchen?

önen. Und wie die Frösche springen sie hinein in die Fluten, ohne rcht vor den Haifischen, sobald man ein Silberstück hineingeworfen hat. r Kupfer thun sie es nicht mehr (Kupfer nehmen nicht einmal die Jungens der Straße). Sie fangen es auf im Fallen und stecken es in den und und sind sofort bereit, ihr Kunststück zu wiederholen, so oft es ünscht und bezahlt wird.

In Aden ist es furchtbar heiß, es regnet fast nie, daher giebt es h keine Bäume und Sträucher, Felder und Wiesen. Überall ist Sand und ltes Gestein, das Brennholz wird von Kamelen aus der Wüste heran= hleppt, das Wasser wird durch Verdampfen des Meerwassers gewonnen. e Europäer halten sich dort nur auf, solange sie müssen, keiner geht Fuß, alle fahren, und selbst die Pferde haben Tropenhelme auf dem pf. Doch der Hafen ist wichtig als Schlüssel zum roten Meere und halb den Engländern so wertvoll. Auch hier ist die Bettelei groß. n Knabe läuft unermüdlich unserem Wagen nach und ruft: „Vater Mutter tot, traurige Seele". Wir freuen uns, daß es bald weiter t, und hoffen, daß es in Ostafrika grüner aussieht und nicht so heiß trocken ist. An einem Schiff fahren wir vorbei, das vor einigen Jahren einem andern niedergerannt ist und nur mit den Mastspitzen aus Wasser herausseht. Wie leicht kann es sein, daß auch wir hinab= fen auf den Meeresgrund! Im Golf von Aden haben wir noch einmal ganze Glut der Tropenhitze durchzukosten, jedoch nur einen Tag, n dampfen wir herum um das Kap Guardafui und befinden uns

im indischen Weltmeer.

Woge auf Woge drängt gegen uns an. Wir fahren dem Südwest= nsum entgegen und haben Meeresströmungen zu überwinden. Fast l es scheinen, als würden wir zur Umkehr gezwungen, doch der aiser" ist ein gutes Schiff, er nimmt den Kampf auf mit Wind und llen. Freilich er ächzt und rollt und stampft; bald bäumt er sich , als wollte er den Himmel erstreben, bald bohrt er sich hinein in Tiefe der Wogen, daß es laut klatscht und das Wasser reichlich über Deck strömt, aber vorwärts drängt er, wenn auch nur langsam.

Doch wie geht es den armen Passagieren? Aller Übermut und alle enslust sind dahin. Sie liegen in ihren Kabinen teils auf den Betten, s auf der Erde, zum Frühstück kommen wenige. Einige haben sich

auf das Deck hinaufgeschleppt und sitzen an einem geschützten Platze. S
sehen bleich aus und machen ein Gesicht, als wollten sie sterben. Al
überlegen, ob denn wirklich keine Möglichkeit gewesen ist, die Reise a
dem Lande zu machen. Könnte man nur herunter vom Schiff, do
rings herum nichts als Himmel und Wasser, kein Land, kein Schiff i
zu erspähen: nur Delphine tummeln sich um uns herum, als wollten
uns verspotten. Bald begleiten sie das Schiff im munteren Spiel, bal
schwimmen sie dicht vor dem Bug des Schiffes als die Vorreiter d
See, gelockt durch die Gefahr. Scharen von fliegenden Fischen schnelle
sich in die Höhe, geängstet durch einen Hai, und verschwinden wieder i
geringen Entfernungen.

Nach einigen Tagen wird es ruhiger. Viele Passagiere haben d
Seekrankheit bald überwunden, die anderen werden sie nicht wieder lo
bis sie Land unter den Füßen haben. Nun wird der Äquator überschritte
und die Matrosen machen ihre derben Späße bei der Linientaufe. W
kaufen uns los mit einigen Flaschen Bier, denn es ist nicht angenehm
mit einem Mauerpinsel eingeseift zu werden, und dann es über sich e
gehen lassen zu müssen, wie man möglichst ungeschickt abgeschabt wi
mit einem mächtigen Messer aus Holz, wie man abgespritzt wird mit d
Dampfspritze und ordentlich untergetaucht wird in einem Bassin, das a
dem Verdeck mit Hülfe eines Segels hergestellt ist. Spaß haben dar
wohl nur die Matrosen und die Zuschauer.

Landung in Tanga.

Fast drei Wochen sind wir auf See und sehnen uns recht nach de
Ende der Fahrt, denn man kann zu wenig thun auf dem Schiffe, es ist
sehr beengt durch die vielen Menschen. Mit Jubel wird daher das Land b
grüßt, das zur Rechten auftaucht, es ist Ostafrika. Man sieht niedri
Berge und grünes Gebüsch. Morgen früh laufen wir ein in Tang
Der Leuchtturm auf Ulenge ist schon zu sehen. Die Einfahrt ist schwieri
denn große Sandbänke und Korallenriffe sind dem Hafen vorgelage
An ihm brechen sich die schäumenden Wogen. Eine schmale Fahrrinn
führt zwischen ihnen hindurch. Sie ist durch Bojen gekennzeichnet u
leicht zu finden. Alle Passagiere sind früh auf Deck und alle schaue
erwartungsvoll hinüber nach dem Lande ihrer Zukunft. Die Postflagg
wird gehißt, um schon von weitem kund zu thun, daß die Post a

Europa an Bord ist, und nun fahren wir stolz hinein in die Bucht. Rings herum ist es grün, man sieht die Mangroven zur Rechten und Linken, dahinter die aufsteigenden Ufer mit ihrer üppigen Vegetation. Kokospalmen, Mangobäume und Affenbrotbäume, Tamarinden und Bananenanpflanzungen sind zu erkennen. Geradeaus schimmern die weißen Mauern des Forts aus dem dichten Grün heraus, links sieht man die evangelische Mission mit ihrer neuen Kirche, rechts die katholische Mission. Dazwischen zieht sich die Stadt hin.

Ein Kanonenschuß kracht, die Ketten rasseln, der Anker ist in die Tiefe gesunken. Wir sind am Ziel. Sofort sehen wir, wie es lebendig wird am Ufer. Schwarze Leute laufen hin und her, und machen die Boote klar, und weißgekleidete Europäer steigen hinein. Nun kommen sie angerudert, es geht um die Wette, jeder will der erste sein. Jedes Boot hat eine Fahne am Hintersteven. Dort sieht man die Postflagge, dort die Flagge des Arztes, dort kommt der Steuerbeamte, dort der Bezirksamtmann, dort der Vertreter der Deutsch-Ostafrikalinie, dort sieht man die Flagge der Deutsch-Ostafrikanischen-Gesellschaft. Alle Boote sind sauber und schmuck, und die schwarzen Matrosen stecken in kleidsamem Matrosenkostüm. Nun steigen die Männer herauf; fast mit Bewunderung sieht sie der Neuling an und hört, wie sie in der Suahelisprache ihre Befehle geben, denn sie sind ja schon zu Hause hier in Afrika, sie haben schon all die Schwierigkeiten überwunden, die uns noch bevorstehen. Auch von der evang. Mission her hat ein Boot angelegt. Es sind Br. Ostwald und Eisenberg, die gekommen sind, um nachzusehen, ob Missionare aus der Heimat an Bord sind. Mit großer Freude begrüßen sie uns und nehmen uns mit an das Land. Zwei schwarze Christen rudern das Boot. Bald sitzt es fest, denn es ist Ebbe, und der Strand ist flach. Was nun? Die Afrikaner wissen sich zu helfen. Die beiden schwarzen Burschen springen ins Wasser, treten neben einander und bieten uns ihre Schultern dar. Wir setzen uns darauf, und nun beginnt die erste kleine Gefahr Ostafrikas. Wir werden an das Ufer getragen und dort säuberlich auf den Sand gesetzt. Kommen wir dabei zu Fall, so ist die Sonne gern bereit, die durchnäßten Kleider wieder zu trocknen. Wir steigen das Ufer in die Höhe, gehen um das Haus herum und befinden uns nun im Hof der evang. Missionsstation in Tanga.

In Tanga.

Die evangelische Missionsstation.

Wollen wir uns auf ihr in Muße umsehen, so ist es gut, in den Schatten des mächtigen Mangobaumes zu treten, der mitten darauf steht, denn die Sonne sticht sehr, und es ist schwül. Freilich ist es noch nicht die „heiße Zeit", denn wir sind im Sommer aus Europa abgefahren, und dort in Afrika ist es gerade umgekehrt wie hier; wenn wir hier Schnee und Eis haben, ist es dort am heißesten. Aber trotz „der kühleren Monate" schwitzen wir bei jeder lebhafteren Bewegung, und sind wir auch noch so leicht gekleidet. Zuerst fängt die Haut an zu glitzern, dann bilden sich feine Tautropfen auf den Händen, sie vereinigen sich zu größeren Perlen und fließen endlich in kleinen Bächen ab. Wehe uns, gingen wir ohne den Tropenhelm, wir bekämen unfehlbar den Sonnenstich, hätten furchtbar an Kopfschmerzen und Krämpfen zu leiden und wären in großer Lebensgefahr. Der Tropenhelm ist aus Kork gearbeitet und beschattet das ganze Gesicht und vor allem den Nacken.

Wir sitzen also im tiefen Schatten des Mangobaumes auf dem Hofe der evang. Missionsstation zu Tanga, den Korkhelm auf dem Kopfe. Hühner und Enten laufen um uns herum, 2 Affen klettern am Baumstamm behend in die Höhe, unwillig über die Kette, die sie am Fortlaufen hindert. Ein Taubenhäuschen steht auf Pfählen, die mit Blech umschlagen sind, damit die Katzen und Marder nicht hinauf können. Auch für den Panther sind sie unerreichbar, der gern des Abends umherstreift und nachsieht, ob auch alle Thüren verschlossen sind.

Vor uns sehen wir das Wohnhaus von Geschw. Ostwald, dessen unteres Geschoß aus Bruchsteinen gebaut ist. Oben darauf steht ein Bretterhaus aus Europa, das ein Freund unserer Mission zu diesem Zweck geschenkt hat. Es ist luftig und freundlich: oben sind 3 Stuben, ringsherum führt eine Veranda. Von ihr aus hat man eine prachtvolle Aussicht auf den Hafen und darüber hinaus in der Ferne auf die Berge Usambaras. Rechts steht ein zweites Haus, das Küche, Waschküche und Fremdenstube enthält. Im Rücken haben wir einige weißgetünchte Lehmhäuschen, in denen Christenfamilien wohnen. Vor ihnen spielen niedliche Kinder. Noch weiter zurück liegt der Kirchhof, auf dem einige frische

räber laut predigen vom Ernste des Todes und dem tückischen Fieber, s Opfer auf Opfer erfordert und eine rechte Freude an der pigen Natur Afrikas nicht aufkommen läßt. Aber schön ist es in Tanga, d schön liegt die Station im dichten Hain von Mangobäumen, Bananen pfelsinenbäumen und Palmen, die sämtliche Häuser weit überragen.

Br. Ostwald.
Die Kirche in Tanga.

Nur der Kirchturm in der Nähe ist noch höher und zeigt still und rnst zu dem auf, der der Höchste ist und über allen thront. Wir gehen in zu ihm und treten ein in die schöne von Br. Ostwald mit Hilfe

seiner Gemeinde gebaute Kirche. Ihre Mauern bestehen aus Korallenbruchsteinen, die mit Korallenkalk zusammengefügt sind. Über dem Eingangsbogen im Turmraum sehen wir ein schönes Bild, das von einem Glied der Gemeinde gemalt ist. Es sind 3 musizierende Engel: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Der Fußboden ist aus Cement und mit Matten belegt; die Bänke sind von einem deutschen Tischlermeister in Tanga angefertigt. Auf dem Altar steht das Bild des Herrn mit der Dornenkrone von Guido Reni „Seht, welch ein Mensch!", und darüber lesen wir in der Suahelisprache tazama mwana kondoo wa Muungu, und noch höher dieselben Worte auf deutsch: Siehe, das ist Gottes Lamm. Das Bild ist ein Geschenk aus der Gemeinde, die schöne Altardecke haben Bielefelder Schwestern gearbeitet und die sehr gute Orgel ist von Herrn Orgelbauer Haake in Hannover geschenkt, nachdem die kleine deutsche Gemeinde schon an einem Abend über 350 Mk. dafür gesammelt hatte.

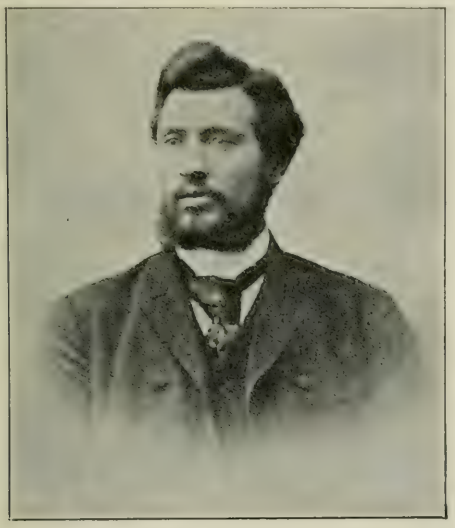
Hier ist eine Stätte des Friedens, in der wir uns still sammeln können nach all den neuen und zerstreuenden Eindrücken, in der wir auch danken können für des Herrn Schutz und Beistand, den wir erfahren haben zu Wasser und zu Lande. Hier sammeln sich sonntäglich Schwarze und Weiße und hören das Wort von der Sündenvergebung in Christo Jesu, die allein uns Halt und Frieden und Trost geben kann. Mit Gott ist es schön auch in einem Fieberlande, aber ohne ihn ist es traurig und verkommen die Menschen.

Wir treten wieder hinaus aus der Kirche und kehren zum Missionshofe zurück. Da hören wir gemeinsames Sprechen von Kindern; es muß eine Schule sein auf der Station. Wir gehen hin und finden eine Schar von Knaben und Mädchen, die auf Schulbänken sitzen und gemeinsam lesen. Ein schwarzer Lehrer steht vor ihnen und sorgt dafür, daß es klappt und richtig ist. Sie sind sehr eifrig dabei, aber man bekommt den Eindruck, daß es etwas mechanisch betrieben wird. Doch sie können lesen, und schreiben sogar schön, und verstehen das Rechnen und wissen Bescheid in der biblischen Geschichte. Mehrstimmiges Singen wird fleißig geübt unter Leitung von Frau Ostwald. Doch wer sind die Kinder?

Br. Krämer.

Gegründet ist die Station im Jahre 1890 von Br. Krämer, der ein Schüler des alten Missionsdirektors Wangemann war und später in

den Dienst der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch Ostafrika über getreten ist. Er hat die Erstlingsarbeit in Tanga gethan, aber wie es so oft ist, nicht geerntet, was er gesäet hat. Unter den Einwohnern in Tanga konnte er nicht festen Fuß fassen, er versuchte es auf verschiedene Weise, doch war es vergeblich. Europäer, Araber, Inder und Neger wohnen da bunt durcheinander, da ist zu vieles, was die Sinne gefangen nimmt und zerstreut und was die ernsteren und tieferen Regungen des Herzens nicht aufkommen läßt. Auch haben die Küstenbewohner, die man Suaheli nennt, zumeist den Muhammedanismus angenommen, wenn auch nur ganz oberflächlich. Er ist ihnen gebracht mit der überlegenen Kultur



Br. Krämer.

der Araber. Wer zu ihnen hinneigte, der wollte auch werden wie sie, und übernahm deshalb ihre religiösen Gebräuche. Ernstliche sittliche Anforderungen stellt ja der Muhammedanismus nicht; er ist dem natürlichen Menschen sehr bequem. Dadurch haben die Suaheli schon ihre Lebensrichtung und das Bewußtsein der religiösen Überlegenheit bekommen und verlangen nicht nach mehr. Deshalb wandte sich Br. Krämer immer mehr den Wadigo zu, die gleich hinter Tanga wohnen in einem schönen, fruchtbaren Lande, das aussieht wie ein großer Park voller Palmen, Bananen und Mangobäumen. Hier fand er stillere und nachdenklichere

Herzen, und hier in der schönen freien Natur konnte er auch wärme reden zu den Menschen. 2 Orte besuchte er namentlich und baute do kleine Kapellen. Der eine Ort hieß Muensange, den anderen nannte Zoari (1. Mos. 19, 22), weil sich hier ein kleiner Häuptling niedergelasse hatte, der aus seinem Dorf verdrängt war wegen seiner Hinneigung zu Worte Gottes. Eine gute Stunde sind sie beide entfernt.

Nur wenige Jahre hat Br. Krämer in Afrika arbeiten können, d stellte sich ein häßlicher Husten ein, er magerte schnell ab. Die Ärz rieten zur Heimkehr; doch er kam nur noch bis Heluan in Ägypten, n er vergeblich Heilung gesucht hatte. Am 28. Januar 1896 rief ihn d Herr heim. Er hat treu gearbeitet und in Gemeinschaft mit seiner Fra den Deutschen und Schwarzen mit Liebe gedient, 2 Kindchen sind ih vorangegangen, das dritte ist am Leben geblieben. Jetzt steht die Wittn im Dienst des evangelischen Afrikavereins in Lutindi.

Die Schule.

Wenig hat Br. Krämer zu sehen bekommen von den Früchte seiner Arbeit. Ein von einer Berliner Sonntagsschule freigekaufte Sklavenjüngling Michael Koba, den er sehr lieb hatte, und auf den große Hoffnungen gesetzt hatte, ist noch früher heimgegangen als se Lehrer. Aber den Grund gelegt hat er zu der Arbeit in Tanga un den Weg zu den Wadigo gewiesen. Sie haben ja ihre eigene Sprach und diese weicht sehr ab von der Sprache der Küste, aber die Männe und Knaben verstehen doch zumeist das Kisuaheli, und zunächst genügt e wenn sie das Wort Gottes gepredigt bekommen in dieser Sprache. Be sonders erfreulich hat sich die Schule in Muensange entwickelt, die unte Leitung eines schwarzen von der englischen Universitätenmission aus gebildeten Lehrers stand. Als dieser entlassen werden mußte, und ei mehrmaliger Wechsel keine Besserung brachte, nahm Br. Ostwald d Schule auf die Station, und wenige Schüler sind ihr deshalb untreu ge worden. Trotz des weiten Weges kommen die meisten regelmäßig zu Schule. Die Mehrzahl von ihnen ist getauft, nur wenige haben sich noc nicht entschieden. Wir hoffen, daß uns der Herr in diesen Jünglinge künftige Wadigomissionare zugeführt hat, die dann auch den Frauen un Mädchen den Heiland verkündigen können.

In neuerer Zeit sind viele Wabondeiknaben hinzugekommen, di

Schule in Tanga.

Br. Oswald u. Frau.

2 Tagereisen hinter Tanga wohnen. Dort sind sie für den Herrn gewonnen durch die stille Predigt von Daudi Nyota und seiner Frau Elisabeth, die von Br. Becker in Neu Bethel bei Mtai getauft worden sind. Da die Frau das kühle Klima Usambaras durchaus nicht hatte vertragen können, waren sie genötigt worden, in ihre Heimat zurückzukehren, wo sie nun ein Sauerteig geworden sind für ihre Umgebung. Man kann da sehen, wie das Wort Gottes wirkt und sich ausbreitet, und wie wohl die thun, welche ihm vertrauen. Die Schule ist auf etwa 30 Kinder angewachsen. Sie steht unter der besonderen Aufsicht von Br. Eisenberg.

Die Schule ist geschlossen, die Knaben eilen der Heimat zu, ein Teil wohnt auf der Station. Sie thun jetzt ihre Arbeit im Hause oder auf dem Hofe oder im Garten. Sie sind auch gern bereit, uns den Helm und die Segeltuchschuhe mit Kreide zu weißen, denn gegen Abend wollen wir in die Stadt gehen, und dann muß alles sauber sein. Sonst müssen wir uns schämen nicht bloß vor den anderen Europäern, sondern auch vor den Arabern und Suaheli, die vielfach in tadellos weißen Hemden einherschreiten, den roten Fez auf dem Kopf und das Stöckchen in der Hand.

Die Mittagstunden.

Es wird zu Mittag geläutet, die Männer kommen vom Felde und die Frauen verlassen das Waschhaus. Man sieht langaufgeschossene Massai, hellbraune Wabondei, Wahehe, Wayao, Wadigo, Suaheli u. a., alle haben ihr besonderes Gepräge in Gestalt und Charakter. Schwarze Knaben decken den Tisch und bringen die Speise. Ein Suaheli-Koch hat sie bereitet, denn eine Europäerin kann dort nicht am Herd stehen, sie würde zu sehr leiden unter der Hitze. Es wird in Tanga gut gegessen, doch schmeckt es selten wegen des Klimas; Fleisch und Fisch ist sehr billig, Kartoffeln aber sind sehr teuer, denn sie müssen aus Europa eingeführt werden. Deshalb wird meist Reis statt Kartoffeln gegessen. Gemüse kennt man nur getrocknet oder in Büchsen. Doch schicken zuweilen die Brüder aus den Usambara-Bergen schönen Kohl, grüne Erbsen und Bohnen, und erfreuen damit die Geschwister an der heißen Küste, die ihnen so oft dienen müssen mit dem Senden von Briefen und Lasten.

Nach Tisch ruht alles in Afrika, da ist es still wie in der Wüste. Nur in der Ferne hört man das eintönige tut, tut, tut der afrikanischen Taube. Erst gegen 3 Uhr fängt es wieder an, lebendig zu werden, die

Männer gehen auf das Feld, die Frauen legen Wäsche oder stopfen und plätten. Br. Oswald erteilt Taufunterricht oder bereitet die Predigt vor für den Sonntag. Um 4 Uhr gehen wir in die Stadt, denn jetzt werden die Schatten der Sonne schon lang, sie sticht nicht mehr so arg, und alles atmet auf.

Tanga früher und jetzt.

Wer Tanga früher gekannt hat und es jetzt sieht, der staunt, was in so kurzer Zeit aus dieser Stadt geworden ist. War es früher ein winkeliger und schmutziger, dicht zusammengedrängter Haufen von halbzerfallenen Neger- und Inderhütten mit wenigen festeren Araberhäusern dazwischen, und ging man früher nur ungern hinein, weil es zu unangenehm roch, und weil die in den engen Veranden von den Indern ausgelegten Eßwaren zu unappetitlich aussahen, so ist es unter dem deutschen Regiment ganz anders geworden. Die alte Stadt ist völlig verschwunden, und ein ganz neues Tanga ist an ihre Stelle getreten. Wir kommen durch breite Straßen der Europäer mit ihren schönen villenartigen Häusern und mit ihren vielen großblättrigen und schnellwachsenden Bäumen, die in wenigen Jahren reichen Schatten spenden werden. Straßenlaternen sorgen des Abends für die nötige Beleuchtung. Promenaden mit sauberen Kieswegen ziehen sich unter den mächtigen Mangobäumen hin, die den besonderen Stolz von Tanga bilden. Auch Markthallen treffen wir an, die dem Klima entsprechend sehr luftig gebaut sind. Wellblechplatten ruhen auf weißgetünchten Pfeilern, der Fußboden ist aus Cement. Hier sieht man afrikanisches Getreide auf Matten geschüttet (Mais, Reis und Hirse). Inder hocken dahinter, die immer bereit sind zu verkaufen. Dort sind Apfelsinen und Bananen, Citronen und Datteln, Tüten voll Salz und Tüten voll Zucker. Dort werden große Haufen von Kokosnüssen ausgeboten, auch einzeln kann man sie kaufen. Hier giebt es Fische und Geflügel (Enten, Perlhühner und unser gewöhnliches Huhn), hier kann man Ziegenfleisch kaufen und Hammel- und Rindfleisch. Jetzt kommen wir zu den Kramläden der Inder mit ihrer reichen Auswahl von Kleidern und allerlei bunten Artikeln, Tücher für Männer und Frauen aus Baumwolle, einfarbige und bunte, in großen und kleinen Mustern, die einen geschmackvoll und haltbar, die anderen grell und nur auf wenige Tage berechnet, dazu

Leuchtturm in Ulenge.

Laden in Tanga.

Mützen, Regenschirme, Messer, Spiegel, Seife, Perlen, und was sonst das Herz eines Afrikaners erfreuen und ihn zum Kaufen verleiten kann. Sie kommen ja weit aus dem Innern nach Tanga als Träger der Europäer, oder um ihr Vieh, ihren Tabak und ihre Butter abzusetzen, oder um Arbeit zu suchen. Wo sich die Europäer niederlassen, und die Schwarzen verdienen, da folgen ihnen die Inder auch gern und eröffnen einen Laden. Ist der Verdienst vorbei, so ziehen sie weiter. Die von der ostafrikanischen Gesellschaft geprägten Silberrupies und die Kupferpesa sind fast überall bekannt und überall begehrt. Die Rupie ist dem Kurs unterworfen und schwankt sehr im Werte. Ursprünglich sollte sie 2 Mk. gelten, ist aber zeitweise auf 1,20 Mk. heruntergegangen. Eine Rupie enthält 64 Pesa, 1 Pesa gilt also zumeist 2 Pfg.

In den Markthallen ist vieles zu kaufen, doch nicht alles, es giebt auch noch Geschäfte in der Stadt. Besonders die besseren Sachen, welche die Europäer kaufen, sind hier nicht zu haben. Deshalb gehen wir weiter, denn wir brauchen noch einige Anzüge und Schuhe. Sie werden uns gern und schnell besorgt von Portugiesen und Indern. Sie haben dieselben auf Lager oder fertigen sie an nach Maß, und tadellos ist ihre Ware. Man kann dort alles haben, was man braucht, und nichts ist zu teuer.

Wir kommen zur Boma, zu der kleinen Festung, die mit einigen Geschützen armiert ist, militärisch aber wenig zu bedeuten hat. Regierungsbeamte wohnen jetzt darin und haben dort ihre Bureaus. Der Bezirksamtmann und Bezirksrichter sind uns schon begegnet, der erstere ist gleichsam der Landrat von Tanga, der letztere hat die Geschäfte und Streitigkeiten der Europäer zu ordnen. Den Arzt besuchen wir in seinem schönen Krankenhause und den Lehrer in seiner ebenso schönen Schule. Er unterrichtet darin Söhne von Häuptlingen aus dem Innern, damit diese später der Regierung Dienste leisten können in der Verwaltung der Länder. Es sieht in der Schule ganz europäisch aus, und es wird auch in europäischer Weise darin unterrichtet. Natürlich ist das Kisuaheli die Schulsprache, auf Deutsch wird wenig Gewicht gelegt, jedenfalls sind zunächst wichtigere Dinge zu lernen. Mit den Europäern steht Br. Ostwald auf gutem Fuße. Sie verkehren gern in seinem Hause und kommen auch gern zum Gottesdienste. Über den Bahnhof kehren wir heim, ihn werden wir später noch kennen lernen. Wir wählen den Weg durch das Viertel der Eingeborenen und freuen uns auch hier, wie regelmäßig die

Straßen angelegt und die Häuser gebaut sind, und wie ordentlich sie gehalten werden. Ein Zug von Strafgefangenen begegnet uns, es ist ein trauriger Anblick. Sie sind durch Ketten und Halseisen an einander gefesselt, einer geht hinter dem andern, ein schwarzer Polizist treibt sie an mit dem Stocke oder der Peitsche. So müssen sie öffentliche Arbeiten verrichten, Unkraut jäten, Sand tragen u. s. w. Auch die Frauen werden in derselben Weise gestraft.

Eine Abendandacht.

Es wird dunkel und das Glöcklein läutet auf der Station. Schon längst ist der Mond zu sehen am tiefblauen Himmel, in kurzem übergießt er die Häuser und Bäume mit seinem silberglänzenden Lichte und wirft tiefschwarze Schatten auf unseren Weg. Die schwarze Gemeinde hat sich in der Kirche zur Abendandacht versammelt. Wir gehen mit Br. Ostwald hinein. Es wird eines der schönen geistlichen Volkslieder gesungen, das natürlich in das Kisuaheli übersetzt ist, ein Psalm wird gemeinsam gesprochen und dann das am Morgen gelernte noch einmal durchgenommen. Ein freies Gebet, ein gemeinsames Vaterunser und ein kurzer Gesang schließt die kurze eindrucksvolle Feier. Nach derselben reichen uns alle die Hand und sagen uns gute Nacht. Ein Stelzfuß interessiert uns besonders unter ihnen. Es ist Nanika, ein Massaiknabe, der mit sehr krankem Fuß auf die Station gekommen war; Heilung war ausgeschlossen, deshalb nahm ihm der Arzt den Fuß ab, das machte ihn sehr traurig. Jemehr er aber das Kisuaheli erlernte, um so größer wurde seine Freude am Herrn und an den Gottesdiensten. Auch Johannes Rombo fällt uns auf, ein munterer, freundlicher Junge, der sehr brauchbar ist in den häuslichen Geschäften. Auch 2 Mädchen sind unter ihnen, die größere Sitalla und die Sinoni, ein kleines Massaimädchen, das Geschw. Ostwald mit einer Wunde am Bein aufgelesen haben. Die Wunde ist noch immer nicht heil, aber das Herz scheint heil zu werden. Sie hängt mit großer Liebe an Frau Ostwald und thut ihr immer unaufgefordert die kleinen Handreichungen, wenn sie Fieber hat. Ein Jüngling ist in der Lehre bei dem deutschen Tischlermeister, damit er dieses Handwerk gründlich erlernt und dann andere wieder lehren kann. Auch eine Waschanstalt ist auf der Station einge-

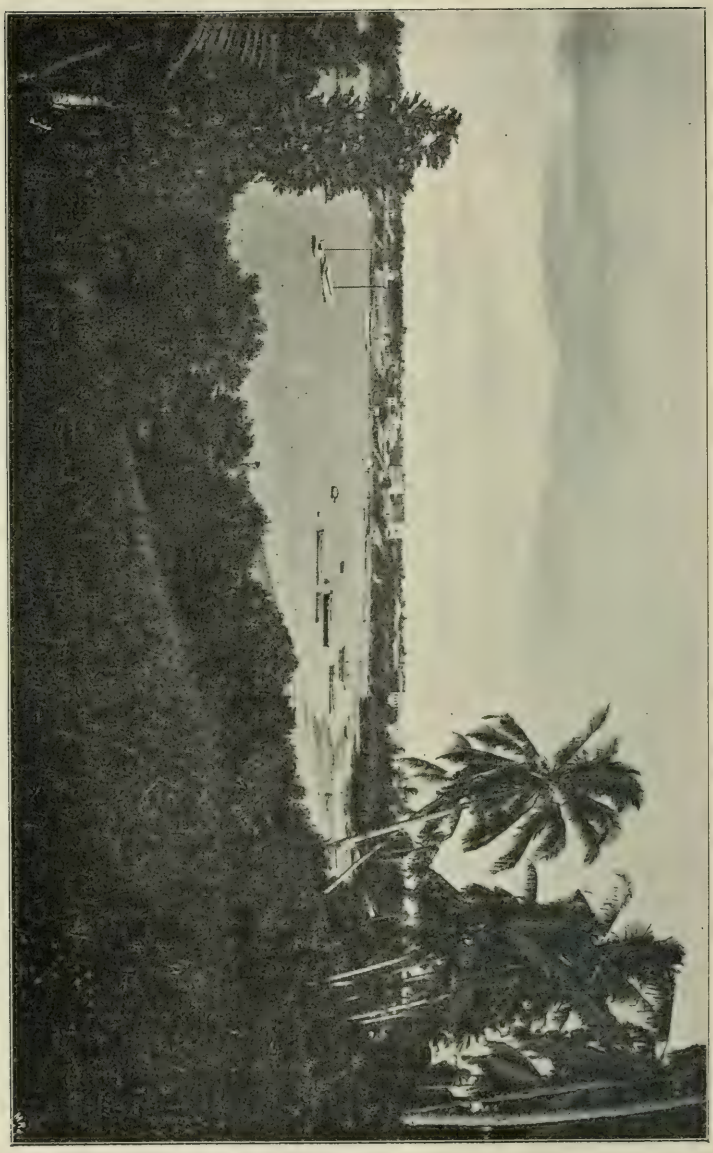
richtet, die für die Deutschen in der Stadt die Wäsche besorgt. Bis jetzt lag dieses Geschäft ausschließlich in den Händen der Inder, die ganz unverantwortlich mit der Wäsche umgehen. So hofft Br. Ostwald die Station mehr auf eigene Füße stellen zu können.

In Dar-es-Salaam.

Nach Dar-es-Salaam.

Am Abend müssen wir wieder an Bord, denn sobald der Morgen graut, fährt das Schiff ab nach Sansibar und Dar-es-Salaam. Es ist eine schöne Fahrt auf dem stillen Wasser und in der milden Luft. Auf dem Schiff geht es lebhaft zu, denn die „Afrikaner" erfreuen sich des guten Biers aus der Heimat, das heute direkt vom Faß verzapft wird und mit Eis gekühlt ist, ein seltener Genuß.

Noch haben wir nicht ausgeschlafen, da fängt es schon wieder an zu lärmen auf dem Schiff. Matrosen laufen hin und her, Signale ertönen und das Schiff setzt sich in Bewegung. Schnell kleiden wir uns an und sehen noch eben, wie Tanga verschwindet im Westen und die Sonne in purpurner Glut aus dem Meere auftaucht. Bald kommt die Insel Sansibar in Sicht, und wir fahren entlang an ihrem palmenbestandenen Ufer. Sandbänke sind zu vermeiden rechts und links. Man erkennt sie an den hellblauen Flecken der See. Je tiefer das Wasser, um so dunkler ist sein Blau. Ein Schiff hat sich festgefahren zur Zeit der Ebbe; jedoch dauert es nicht lange, so wird es frei, denn schon kommt die Flut und beginnt, es zu heben. Jetzt taucht Sansibar auf, die einzige Stadt der Insel und der Haupthandelsplatz von Ostafrika. Man sieht die Schiffe auf der Reede und die Türme und Häuser der Stadt. Die Konsulate heben sich besonders ab mit ihren Flaggen und die schöne englische Missionskirche, die an dem Platz steht, wo früher die Sklaven verkauft wurden. Nur kurze Zeit wird dort gerastet, denn vor Sonnenuntergang müssen wir in den Hafen von Dar-es-Salaam hinein,



Dar-es-Salaam.

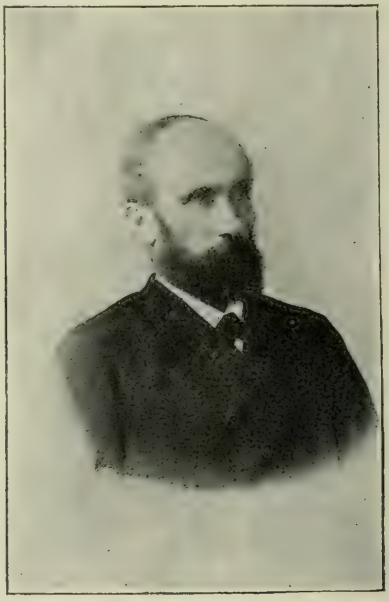
und schon neigt sich die Sonne. Werden wir ihn noch erreichen? Wir nähern uns wieder dem Strande von Deutsch-Ostafrika, sehen einen Leuchtturm, einige verankerte Tonnen und am Ufer zwei stolze Gebäude. Man sagt uns: Dort wohnt der Gouverneur, und dort ist das neue Krankenhaus, das die Regierung gebaut hat. Sonst ist nichts zu sehen, als der weiße Strand und das dunkle Grün der Mangroven. In schmaler Fahrrinne windet sich das Schiff hin. Jetzt wird das ev. Missionshaus sichtbar, das Br. Greiner gebaut hat und das wunderschön gelegen ist auf dem Immanuelskap inmitten von vielen Palmen. Vergebens schaut man sich aber um nach Dar-es-Salaam. Man meint, daß das Schiff auflaufen wolle auf den Strand. Doch jetzt biegt es um ganz in der Nähe des Missionshauses, es zeigt sich ein schmaler Wasserarm mit starker Strömung, und vor uns liegt der Hafen wie ein schöner Binnensee, an dessen Ufer sich die villenartigen Häuser der Stadt hinziehen. Die Sonne geht unter und vergoldet noch alles in ihrem Scheiden, auf dem Schiff spielt die Kapelle einen fröhlichen Marsch und auf dem Fort donnern die Kanonen, denn der Gouverneur ist an Bord, er ist von einer größeren Reise durch den nördlichen Teil des Schutzgebietes zurückgekehrt. Boote umschwärmen uns wieder wie in Tanga. Auch hier sind zwei liebe Brüder, die uns abholen und ins Missionshaus hineingeleiten. Es ist Br. Knieß, der die Arbeit in Dar-es-Salaam wieder aufgenommen hat, nachdem sie längere Zeit unterbrochen war, und Br. Böye.

Br. Greiner.

Während wir an das Ufer gerudert werden, erzählen uns die Missionare von dem, was Br. Greiner hier erlebt hat in den Zeiten des Aufstandes von Buschiri, wie er sich mit Frau und Nichte flüchten mußte, weil die schwarzen Rebellen sein Haus angriffen. Mit Mühe erreichten sie ein schlechtes Boot, das ihnen dazu gedient hatte, Steine heranzufahren. Sie stießen ab und ruderten der Möwe zu, einem kleinen deutschen Kreuzer, der im Hafen lag. Bald wurden sie bemerkt, aber für Feinde gehalten, und nun umsausten sie die Kugeln der eigenen Landsleute. Das Boot wurde durchlocht und leckte, und der Nichte von Br. Greiner wurde ein Finger weggeschossen, ein schwarzes Mädchen wurde getötet. Da erkennen die Deutschen ihren Irrtum und nehmen sie auf mit Freuden und versorgen

sie gut. Aber Br. Greiner muß mit ansehen, wie sein Werk zusammengeschossen wird, das soviel Mühe und Schweiß gekostet hatte, weil man fürchtete, daß sich die Araber und Schwarzen darin festsetzen könnten.

Gott lob! daß jetzt Friede im Lande ist, ein Friede und eine Stille, wie sie uns anderswo selten umgiebt. Fast will es uns verwunderlich erscheinen und man fragt sich ordentlich erstaunt: ist dieses das blutgetränkte Afrika? Man sieht ja garnichts von all seinen Greueln! Man sieht es nur nicht auf den ersten Blick, man muß näher zusehen, dann

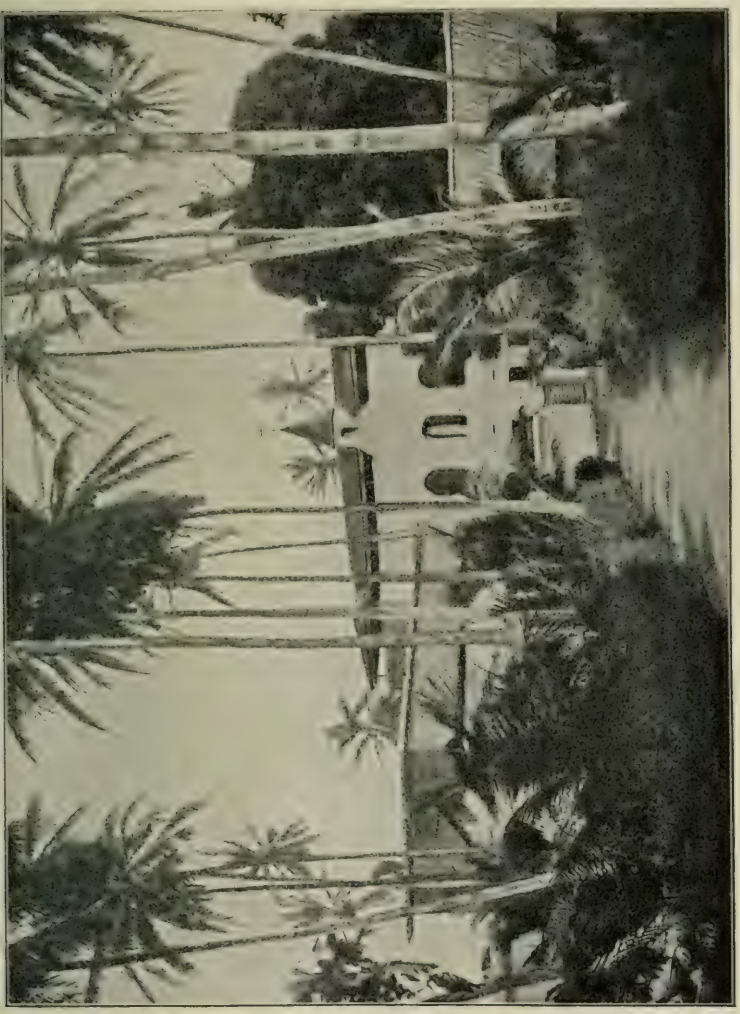


Br. Greiner.

versteht man es, weshalb über Afrika trotz all seiner Schönheit etwas wie Schwermut liegt, und weshalb die Lieder der Schwarzen, wie fröhlich sie auch lachen, schwatzen und singen, doch alle einen ergreifenden, wehmütigen Klang haben.

Ein neues, mächtiges Missionshaus ist erstanden unter der fleißigen Hand von Br. Greiner an derselben Stelle, wo das erste gestanden hat. Fast sieht es aus, als ob der Plan dazu entworfen ist in unruhigen Zeiten. Die Mauern sind dick und massiv, die Fenster klein. Mit einem

lügel, den Stallungen und einer großen Mauer bildet es ein geräumiges Viereck, in dessen Mitte der Brunnen steht. Fast gleicht es so einer



Missionshaus in Dar-es-Salaam.

kleinen Festung. Hier sind Jahrelang die kranken Deutschen gepflegt worden, die krank aus dem Innern kamen, oder die an der Küste er-

krankten an der gefürchteten Dyssenterie oder dem ebenso gefährlichen Malariafieber. Bereitwillig hat sich ihrer die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika angenommen, bis sich die Regierung ein eigenes, schön eingerichtetes Krankenhaus am Strande gebaut hat.

Die Arbeit an den Deutschen.

Br. Greiner zog weiter nach Usaramo hinein und gründete Hoffnungshöhe bei Kissarawe, eine Tagereise hinter Dar-es-Salaam. Br. Worms übernahm an seiner Stelle die Arbeit in Dar-es-Salaam, bis ihn Geschw. Holst ablösten, und er ebenfalls nach Kissarawe ging. Br. Holst war Vorsteher des Missions-Krankenhauses. Mit der Pflege der Kranken hatte er wenig zu thun; dieselbe wurde ausgeübt durch Bielefelder Diakonen und Diakonissen. Doch war er zugleich Seelsorger der Deutschen und predigte ihnen sonntäglich in der Missionskapelle. Das nahm seine Kraft so in Anspruch, daß ihm für die eigentliche Missionsarbeit wenig Zeit übrig blieb. Es wurde besser, als die Regierung auf unsere Bitte selber die Pflege ihrer Kranken übernahm. Die Bielefelder Pflegekräfte kehrten in die Heimat zurück, und Lazarettgehilfen und Schwestern des Roten Kreuzes traten an ihre Stelle. Die Missionsgesellschaft überließ der Regierung ihr Krankenhaus gegen eine Vergütigung, bis sie ihr eigenes Krankenhaus fertig gestellt hatte. Das ist im Oktober 1897 geschehen und wir haben seitdem nichts mehr zu thun mit der Krankenpflege an den Deutschen. Auch die Seelsorge an denselben ist uns abgenommen, nachdem im Frühjahr 1898 Pastor Roloff in Dar-es-Salaam angekommen ist im Auftrag des evangelischen Ober-Kirchenrats. Nun haben wir freie Hand in Dar-es-Salaam und können uns ganz den Heiden zuwenden. Pastor Roloff hält noch im Missionshause die Gottesdienste für die Deutschen ab. Der Bau einer evangelischen Kirche ist aber schon begonnen und wird energisch weitergeführt.

Inzwischen waren die Kräfte von Br. Greiner erschöpft, er kehrte zurück in die Heimat und wurde hier pensioniert. Er stammt aus Süddeutschland und hat auch dort auf der Krischona bei Basel seine Ausbildung erhalten. Erst in vorgerücktem Lebensalter war er in den Dienst der ostafrikanischen Missionsgesellschaft getreten, nachdem er schon viele Jahre Mühe, Arbeit und mancherlei Gefahren in Abessinien bestanden hatte.

Auch Geschw. Worms hatten im Frühjahr 1897 eine Erholungsreise in die Heimat dringend nötig. Deshalb wurden Geschw. Holst nach Kissarawe versetzt, und Br. Cleve, der im Frühjahr 1896 hinausgegangen war, blieb allein in Dar-es-Salaam. Nach einem Jahr erkrankte er an einem sehr schweren perniciösen Fieber und mußte auch neue Kräfte in der Heimat suchen. Dar es Salaam blieb zeitweilig unbesetzt. Herr Domet, ein christlicher Syrer aus dem Schnellerschen Waisenhause in Jerusalem nahm sich jedoch der Station und der kleinen Gemeinde nach Kräften an, bis Br. Knieß, der schon einige Zeit in Kissarawe gearbeitet hatte, nach Dar-es-Salaam übersiedeln konnte.

Wir treten ein in das Missionshaus. In seinen hohen und kühlen Räumen mit ihren cementierten Fußböden und weißgetünchten Wänden fühlen wir uns sehr wohl und sitzen bald in eifrigem Gespräch und hören, was uns weiter erzählt wird aus der Geschichte von Dar-es-Salaam und aus der dortigen Arbeit.

Geschichte von Dar-es-Salaam.

Dar-es-Salaam heißt „Haus des Friedens". Noch vor wenigen Jahren war es ein ganz kleiner unbedeutender Platz. Aber schon Said Madjid, der Nachfolger von Said Said hatte die Wichtigkeit des leicht zu verteidigenden Hafens erkannt und den Plan gefaßt, seine Residenz von Sansibar allmählich dorthin zu verlegen. Er ließ zunächst den Bau eines Palastes im Süden der heutigen Stadt in Angriff nehmen, erlebte jedoch die Vollendung dieses Bauwerkes nicht mehr. Sein Bruder Said Bargasch unterließ es aus abergläubischer Scheu, den Bau fortzuführen, so daß die wenigen Häuser bald wieder verfielen und sich die Eingeborenen wieder zerstreuten.

Anders wurde es, als die deutsche Regierung ihren Sitz nach Dar-es-Salaam verlegte und damit diesen Ort zur Hauptstadt des Landes erhob. Schnell wuchs die Stadt in die Höhe, so daß sie jetzt an 16000 Einwohner zählt, darunter über 280 Europäer. Noch rascher wird sie in den kommenden Jahren aufblühen, nachdem die reichen Goldfelder zwischen dem Viktoria Njansa- und Tanganika-See entdeckt sind, und wenn der Bau der Eisenbahn von Dar-es-Salaam nach Udjiji begonnen ist.

Katholische und evangelische Mission.

Während dieses Gespräches sind wir an das offene Fenster getreten, das zum Hafen hinaus gekehrt ist, und können uns gar nicht satt sehen an dem Anblick der vielen Lichter. Fast scheint es eine großartige Illumination zu sein. Die Sterne am Himmel, die Laternen an den Schiffen und Kähnen, die vielen Lichter der Stadt, alle spiegeln sich wieder in der Tiefe des Wassers. Es ist ein köstlicher Anblick. Das Kreuz des Südens steht schweigend darüber in seiner unscheinbaren Pracht. Als es uns zuerst gezeigt wurde im roten Meer, da waren wir enttäuscht und sagten: ist es das? Das hätte ich mir ganz anders vorgestellt. Man meint immer, es müßten besonders große und funkelnde Sterne sein, die leicht ins Auge fallen und uns bestricken. Das ist aber keineswegs der Fall, es ist wie eine Raute gestaltet, nicht ganz regelmäßig, aber gerade schön, so wie es ist. Und seine Sterne haben einen milden, unscheinbaren Glanz. Wer das Prunkende liebt, der ist bald fertig mit seinem Urteil, er versteht es nicht, weshalb so viel Aufhebens gemacht wird von diesem einfältigen Gestirn. Wer tiefer schaut, den stiehlt es das Herz, und Wehmut beschleicht ihn, wenn es verschwindet und wie nach einem trauten Freunde blickt er aus mit erwartungsvoller Freude, wenn seine Zeit wieder da ist.

So ist es mir ein Symbol geworden der evangelischen Mission. Wer nicht erkennt, daß es Gottes Art ist, sich in der Unscheinbarkeit zu verbergen, der wird sie nie zu schätzen wissen. Ihm wird die kath. Mission immer mehr zusagen, die es versteht, mit Hilfe ihrer großen Mittel an Geld und Menschen, schnell schöne Kirchen und Anstalten zu bauen mit Werkstätten, Plantagen und allem sonstigen Zubehör, der das Auge vorüberreisender Europäer sucht. Wir haben ganz andere Ziele und Wege und Mittel und deshalb auch einen ganz anderen Missionstrieb.

Solche Erwägungen liegen uns besonders nahe, während wir aus dem Fenster des evangelischen Missionshauses in Dar-es-Salaam sehen, denn in der Ferne jenseits des Hafens sehen wir die dunklen Umrisse und die erleuchteten Fenster des römischen Klosters Kollasini mit seiner schönen Kirche, und von der Stadt her winken zwei andere römische Kirchen zu uns herüber. Wie gern würden auch wir in Dar-es-Salaam

die Missionsarbeit noch kraftvoller betreiben, doch fehlen uns die Mittel und die Missionare. Möchten sich doch alle jungen Theologen, die dieses Büchlein lesen, ernstlich vor Gott prüfen und diese Frage in ihrem Herzen erwägen, ob nicht Gott auch sie hinaussenden will zu den Heiden, und ob die Entschuldigungsgründe, die sie jetzt haben, auch dereinst vor Gott gelten werden! Es giebt keinen größeren und schöneren Beruf als den, sein Leben zu lassen im Dienst des Herrn für seine Brüder.

Dar-es-Salaam ist ja unsere älteste Station, aber es ist dort noch am wenigsten von uns an den Heiden gearbeitet, obwohl die dortige Mission keineswegs aussichtslos ist. Dar-es-Salaam ist ja keine alte Araber- und Muhammedaner Stadt, sondern die 16000 Seelen, die sich dort aufgebaut haben, sind zumeist Heiden aus dem Innern. Die Wandengereko, die den Wasaramo stammverwandt sind und am Rufidji wohnen, scheinen besonders empfänglich zu sein und eine sehr lebendige Vorstellung von der gegenwärtigen Hilfe Gottes zu haben. Zwei derselben und 2 Frauen der Küste konnte Br. Cleve noch taufen, bevor er nach Europa abreisen mußte. Der eine der Wandengereko, Jussuf mit Namen, hatte ihm erzählt, daß er es von klein auf gehört habe als eine alte in seinem Volke lebendige Prophezeiung, daß nach der Zeit der Araber eine Zeit weißer Leute angehen würde, und daß diese Leute von Gott gelehrt seien. Der andere, ein Knabe mit dem Namen Agwase, war zu ihm gekommen nach einem Traum, in dem er jemanden ganz deutlich zweimal hatte rufen hören: mfuate, mfuate = folge ihm, folge ihm. Da sei er zusammengefahren und wach geworden; in seiner Kammer wäre alles dunkel gewesen und alle hätten geschlafen. Dieser Traum gab ihm die fröhliche Zuversicht, Br. Cleve, mit dem er schon Unterredungen gehabt hatte, zu folgen. Es ist ein begabter und lernbegieriger Junge. Als ihm Br. Cleve erzählte, wie vertraut Gott im Paradiese mit den Menschen umgegangen sei, da wunderte er sich garnicht, wie sein Lehrer vermutet hatte, sondern er erzählte ihm, daß er dasselbe von seiner Mutter schon früher gehört hätte. Jetzt haben die Brüder Knieß und Böye einen neuen fröhlichen Anfang mit der Missionsarbeit gemacht. Die Gemeinde zählt 17 Seelen. Taufbewerber und Schüler sind vorhanden. Auch in der Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika will Gott sein Volk mehren.

Ein Abendspaziergang durch Dar-es-Salaam.

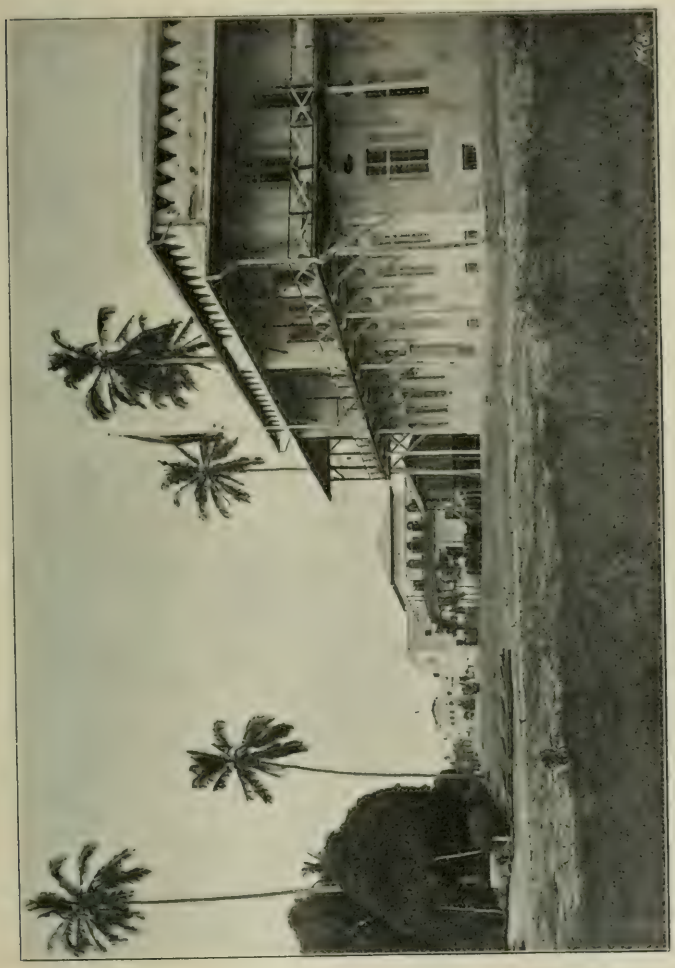
Der Mond scheint hell und die Luft ist mild; geisterhaft rauschen die Palmen über unseren Häupten. Fast möchte man sagen: sie klappern, denn, wenn ihre Zweige an einander schlagen, vom Winde bewegt, so klingt es, als ob dicke Regentropfen auf Blech fallen.

Es ist ein schöner Abend, da zieht es uns hinaus zu einem Abendspaziergang durch die Straßen von Dar-es-Salaam. Wir kommen vorbei an verschiedenen Gebäuden des Gouvernements, am Kasino der Offiziere, an der Post, an Hotels, an der katholischen Kirche. Promenaden erfreuen das Auge durch ihre sauberen Wege und ihr gesättigtes Grün, eine Kaiserbüste steht darin und ein Pavillon für den Bezirksamtmann, der hier öffentlich Gericht hält. Auch der Negerkapelle dient dieser Raum, wenn sie ein Abendkonzert giebt im Freien. An einer Anschlagssäule, dem Schornstein eines unbrauchbar gewordenen Schiffes, lesen wir die neusten Depeschen, denn es ist hell genug, um lesen zu können. Weiterhin liegt das Zollhaus, das Sewa-Hadjihospital für Eingeborene, das die Stiftung eines indischen Großkaufmanns ist, die Kasernen und der Kirchhof. Zwei unserer Brüder ruhen auf ihm. Es ist der Missionar Wilhelm Göttmann und der Diakon Hermann Klein. Beide sind am Fieber gestorben, gehorsam dem letzten Befehl unseres Heilandes und treu in ihrem Beruf. Von ersteren werden wir noch später hören.

Zurück gehen wir durch das Viertel der Araber, Inder und Eingeborenen. Überall ist Ordnung, und überall sind die Straßen hell erleuchtet. Geschäftshaus steht an Geschäftshaus, und jedes hat seine Firma. Wir enden beim Palast des Gouverneurs, der inmitten eines afrikanischen Parkes steht. Es kommt uns schon alles so bekannt vor, wir meinen, in der Residenz eines kleinen europäischen Fürsten zu sein. Auch die schwarzen Menschen, die uns ab und zu begegnen, unhörbar, denn sie gehen barfuß, sind uns nicht mehr so fremd wie zu Anfang. Wirklich heimatlich sind aber die Klänge, die vom Fort zu uns herübertönen. Es ist 9 Uhr und ganz wie daheim bläst der schwarze Hornist auf der Wache sein „Zu Bett, zu Bett, zu Bett“. Wir gehen heim, ein Nachtposten ruft uns an. Wir geben uns als Europäer zu erkennen und werden nicht weiter behelligt. Er präsentiert wohl gar vor uns, ohne daß wir auch nur den geringsten militärischen Rang bekleiden. Die Ein-

geborenen dürfen sich in später Abendstunde nur mit besonderer Erlaubnis eines Europäers auf der Straße zeigen.

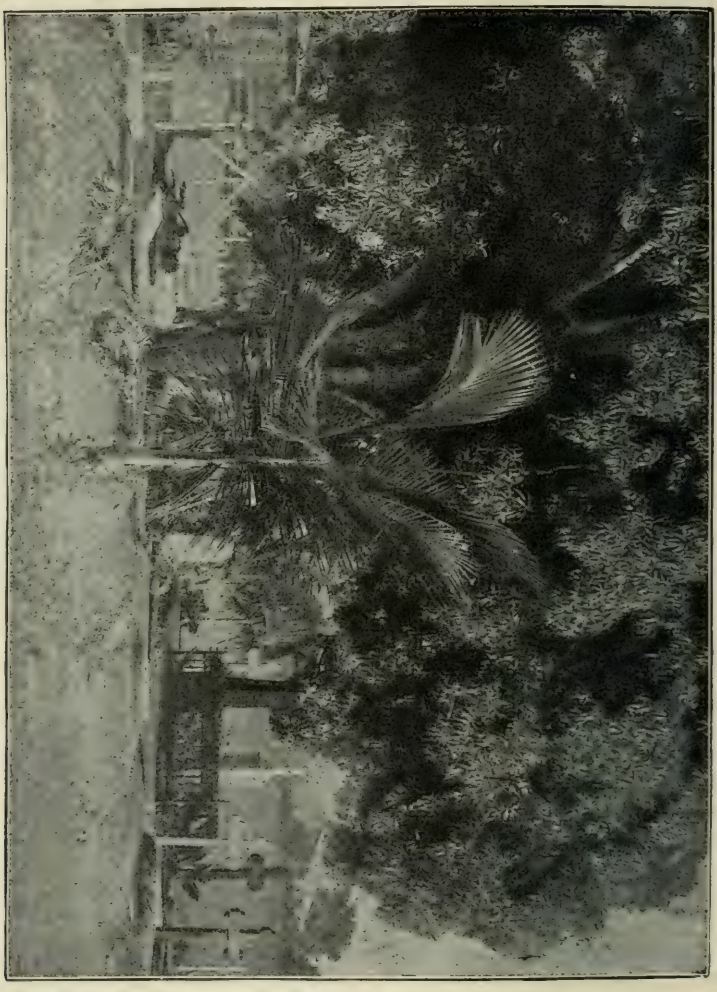
Um 11 Uhr gehen wir zu Bett und verschwinden hinter den Vor-



Die Post in Dar-es-Salaam.

hängen aus weißem Mull, mit denen das ganze Bett umhängt ist. Überall ist es still, so still wie es nur in Afrika sein kann. Nur in der Ferne hört man zuweilen das Geheul der Schakale oder das Gebrüll

eines Löwen. Sie können uns nichts thun, denn wir sind ja im sicheren Haus. Ungefährlich ist auch die Ratte, die im Zimmer umherpoltert. Schlimmer sind die Moskitos, die mit eingedrungen sind hinter das Netz.



Strafhof in Dar-es-Salam.

Sie gleichen kleinen Mücken, und ihr Stich thut nicht weher, aber sie machen uns nervös durch ihr helltönendes Singen. Jetzt sind sie still, sofort denkt man: wo haben sie sich niedergelassen? Wo werden sie

jetzt stechen? Man faßt sich ins Gesicht, man horcht, man schlägt, man wälzt sich herum auf dem Bett und — die Nachtruhe flieht, und die Moskitos bekommen uns doch. Am nächsten Morgen sitzen sie am Netz und sind ganz rotgeschwollen von Blut. Jetzt kann man sich rächen, und man thut es mit Sorgfalt, sonst beginnt der Kampf am Abend aufs neue. Neuerdings hat Prof. Koch beobachtet, daß diese kleinen Tierchen die Hauptverbreiter der Fieberkeime sind.

Früh um 6 Uhr stehen wir auf und kommen noch gerade zurecht, um vom Dach des Missionshauses aus zu sehen, wie die Sonne so prächtig aufgeht, und können auch noch gerade kurz beobachten, wie es lebendig wird im Hause, auf dem Hafen und in der Stadt, dann wird zur Andacht und zum Kaffee gerufen und die Tagesarbeit beginnt.

Hoffnungshöhe bei Kissarawe.

Fahrt auf einem Eselwagen.

Heute sagen wir dem Schiff Lebewohl; es fährt weiter nach dem Süden von Ostafrika. Wir machen einen Ausflug nach Kissarawe und Maneromango. Maneromango ist unsere zweite Missionsstation in Usaramo, drei Tagereisen von der Küste. Nach Kissarawe können wir fahren auf dem Eselwagen, den uns Br. Holst in die Stadt hineingeschickt hat. Ein schwarzer Christ sitzt vorn auf und leitet ihn. Geht es auch nicht schnell, so kommt man doch vorwärts ohne Mühe. Sonst müßten wir reiten, denn den ganzen Weg zu laufen, geht über unsere Kräfte. Reiten können wir aber noch hernach; auch müßten wir die Sachen zurücklassen, die aus der Heimat für Kissarawe angekommen sind. Darum nur getrost den Eselwagen benutzt! Wir steigen aber erst auf hinter der Stadt.

Dort ist ein Palmenwald. In seiner Nähe geht es lebhaft zu. Wir hören: Stillgestanden! Acht euch! Augen gerade aus! Bataillon marsch! Bataillon halt! Gewehr ab! Rührt euch! u. s. w. Da wird gerufen, gescholten und geübt wie auf einem deutschen Exerzierplatz, nur

sind hier die Soldaten schwarz, und sie verstehen kein Wort von der deutschen Sprache. Das hat Mühe gekostet, sie trotzdem so zu drillen, daß es klappt, als wäre man in Berlin auf dem Tempelhofer Feld. Da haben die deutschen Offiziere und Unteroffiziere ein Meisterstück gemacht. Wesentlich geholfen haben ihnen die christlichen Syrer, die im Waisenhaus vom Vater Schneller in Jerusalem erzogen sind. Ihre Muttersprache ist das Arabische, und das Deutsche haben sie dazugelernt in jener Anstalt. So konnten sie als Dolmetscher dienen, denn die Soldaten sind zumeist Sudanesen aus Oberägypten, die dort angeworben und nach Dar-es-Salaam geschafft sind. Es sind hohe und hagere Gestalten mit langen Gliedmaßen voll Kraft und Energie und des Krieges gewohnt. Furcht kennen sie nicht, und wie wilde Tiere brüllen sie, wenn es auf den Feind losgeht. Die meisten sind verheiratet und nehmen Frau und Kinder mit ins Feld. Ihre Reihen lichten sich aber immer mehr, seitdem die Engländer im Sudan Krieg führen und viele Soldaten gebrauchen. Da kehren die Sudanesen lieber in ihre Heimat zurück, sobald ihr Kontrakt mit den Deutschen abgelaufen ist. Statt ihrer werden jetzt viele Suaheli eingestellt. Man erkennt sie sofort an ihren jungen und runden Gesichtern. Sie sind viel billiger zu haben. Ob sie sich aber ebenso im Kampfe bewähren, das ist noch nicht ausgemacht. Sie tragen Bluse, Kniehosen und Kappe aus festem, braunem Stoff, und Schuhe von Leder. Im übrigen sind sie ausgerüstet, wie die Soldaten der Heimat, und mit dem Mausergewehr bewaffnet, das sich in Afrika vorzüglich bewährt, weil es so solide gebaut ist und so sicher schießt. Etwa 2000 Mann sind in viele Garnisonen über ganz Deutsch-Ostafrika verteilt und sorgen dafür, daß Ruhe bleibt.

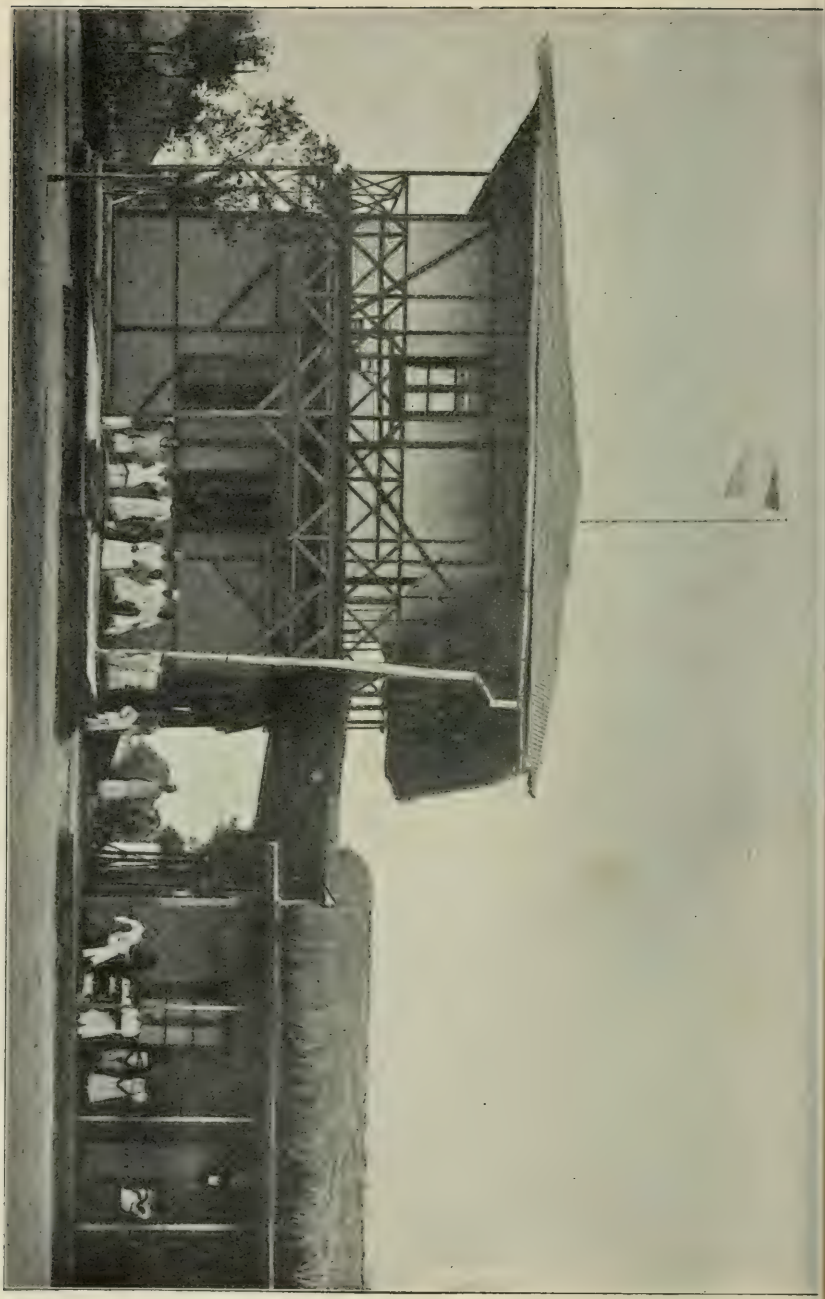
Wir fahren gemütlich hin auf breitem Wege; das ist eine neue Erscheinung in Ostafrika, denn bis vor kurzem kannte man dort nur die schmalen Negerpfade, die wie ein weitmaschiges Netz ganz Afrika durchziehen und nur für Fußgänger benutzbar sind. Deshalb müssen alle Sachen von Menschen auf den Köpfen getragen werden, sobald es tiefer in das Innere hineingeht. Die deutsche Regierung hat aber schon viel gethan, um dem Lande bessere Wege zu geben, und fährt auch fort in diesem Bestreben. Der Weg, den wir benutzen, führt nach Tabora und von da an den Tanganjika-See. Rechts und links ist dichter Busch mit einzelnen Palmen und größeren Laubbäumen. Hütten sind wenige zu

sehen, doch begegnen uns viele Wasaramo, die nach Dar es Salaam gehen, teils um dort Arbeit zu suchen, teils um Speise und Brennholz auf den Markt zu bringen. Des Abends kehren sie zurück mit geräucherten Fischen, Petroleum und anderen Dingen, denn sie lieben es, während der ganzen Nacht ein Petroleumlämpchen zu brennen.

Nach einigen Stunden kommen wir nach Mbaruks Ruh und Neu-Helgoland. Es ist die Ansiedelung der Aufständischen in Britisch-Ostafrika, die von den Engländern hart bedrängt auf deutsches Gebiet übergetreten waren und von Herrn von Wissmann entwaffnet wurden. Ihr Anführer war ein Araber Mbaruk oder Mbaluku, wie die Eingeborenen sagten, denn ein Wort, das mit einem Konsonanten endet, können sie nicht aussprechen. Zur Rechten der Straße zieht sich das regelmäßig angelegte Dorf hin, zur Linken sind die Äcker der Ansiedler, auf einem freien Platz weht die schwarz-weiß-rote Fahne. Dahinter ist Neu-Helgoland, ein Rasthaus im tiefen Schatten von mächtigen Mangobäumen. Tische und Bänke sind aufgeschlagen, teils im Freien, teils in Lauben; Schutzdächer für Pferde und Esel sind auch vorhanden. Hier machen wir Halt und lassen uns einige madafu bringen. Das sind die unreifen Kokosnüsse, die noch wenig Fleisch enthalten, deren Kern aber mit wasserheller „Milch" völlig gefüllt ist. Sie ist sehr wohlschmeckend und erfrischend, wenn man sich daran gewöhnt hat, und löscht vorzüglich den Durst. Man muß aber seine weißen Kleider in acht nehmen, sonst giebt es unvertilgbare Flecken. Die reifen Nüsse, die nach Europa ausgeführt werden, enthalten keine genießbare „Milch" mehr. Ihr Fleisch aber ist wertvoll wegen des guten Fetts, das es enthält. Sie liefern uns die Kokosnußbutter.

Bald hinter Neu-Helgoland beginnen die Pugubergе, und die Landschaft wird schöner und abwechselungsvoller. Wir kommen an einer einsamen Pumpe vorbei. Sie erinnert uns an eine der ersten Plantagen, welche die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft angelegt hat. Sie ist zerstört worden im Buschiriaufstande, ebenso wie die Ansiedelung der katholischen Benediktiner nicht weit links vom Wege. Eine Viehstation und ein Erholungshaus sind von der Regierung dort gebaut, wobei unsere in Hoffnungshöhe ausgebildeten Christen fleißig mitgemauert und mitgezimmert haben.

Die Esel werden unruhig und fangen an, hastiger zu treten, denn



Missionshaus in Bielefeld.

die Sonne beginnt sich zu neigen und vor ihrem Untergange müssen wir in Kissarawe sein, sonst wird es gefährlich, denn in den Pugubergen sind Löwen. Erst vor kurzem haben es die Esel erlebt, daß eine Löwin im Dickicht zur Linken aufbrüllte und in mächtigem Satze über sie hinweg sprang, um dann wieder auf der anderen Seite im Gestrüpp zu verschwinden. Auch haben sie wohl noch nicht vergessen den nächtlichen Besuch eines Löwen in ihrem Stalle, der dem schönen Reitesel von Br. Greiner das Leben kostete. Er selber ist mit seinem Neffen von zwei

Br. Holst.

Kirche in Hoffnungshöhe.

Löwen verfolgt worden, als sie aus Dar-es-Salaam zurückkehrten. Immer wieder kommt die Kunde zu den Brüdern, daß ein Mensch von Löwen geraubt und getötet ist. Wir können nichts dagegen thun, denn das Gebüsch ist gar zu undurchdringlich. Selbst Soldaten sind schon völlig vergeblich gegen sie aufgeboten worden.

Wir sehen nichts von ihnen, nur eine große Schlange kreuzt den Weg, und ein Wildschwein grunzt in der Ferne. Jetzt haben wir die

Höhe erreicht, und die Berge öffnen sich wieder. Da liegt auch Hoffnungshöhe schon vor uns, ein stattliches Wohnhaus mit Nebengebäuden und dahinter eine Kirche mit kleinem Turm auf dem Dach. Wir werden fröhlich bei seinem Anblick, und im Trab geht es in ein Thal hinab, wo der Ziehbrunnen der Station liegt, und dann langsam den Berg in die Höhe, und nun sind wir da. Das Glöcklein ruft gerade zur Abendandacht. Br. Holst und Br. Liebau und alle Missionsgeschwister*) stehen schon bereit und begrüßen uns herzlich. Danach gehen wir sofort in die massive Kirche, in der sich die Gemeinde der Station schon versammelt hat.

Erziehung der befreiten Sklaven.

Den Grundstock der Gemeinde bilden die Christen, die aus den befreiten Sklaven gewonnen sind. Es sind gar mancherlei Aufgaben, die draußen in Afrika zu erfüllen sind. Eine der schwersten ist die Erziehung der befreiten Sklaven. Es ist nicht leicht, sich ihre Liebe und ihr Vertrauen zu erwerben, denn sie sind zumeist irre geworden an der Liebe. Sie wurden ja von denen verkauft, bei denen sie am ehesten hätten Liebe erwarten dürfen, von ihren eigenen Angehörigen und Häuptlingen. Vielleicht war Aberglaube der Grund, vielleicht eine Hungersnot vielleicht die unnatürlichste Gewinnsucht der Menschen. Andere sind geraubt worden, wieder andere im Kriege gefangen. Alle waren recht- und wehrlos der Willkür unbarmherziger Menschen preisgegeben, und alle entbehrten des festen Halts und der Wärme, die eine Familie und ein Volk jedem ihrer Glieder gewähren. Sie waren herausgerissen aus ihrem Erdboden und anderswohin verpflanzt, wo ihnen fremde Lüfte wehten. Da hat sich ihr Herz verschlossen und verstellt, und es erfordert viel Geduld und Weisheit und Liebe, bis sie sich wieder öffnen, und bis sie wieder frei und kindlich werden, wie sie dereinst gewesen sind.

Br. Greiner hat es verstanden, Strenge und Liebe in der rechten Weise zu paaren, aber seine Kraft war erschöpft, er mußte heim. Auch

*) Da die Usaramobrüder viel unter dem Fieber zu leiden haben, bedürfen sie eines häufigen Urlaubs nach Usambara oder gar nach Europa, wenn sie nicht vorzeitig ins Grab sinken sollen. Deshalb müssen die dortigen Stationen stark besetzt sein. Die augenblickliche Besetzung s. S. 157.

ist es schwer, Sklavenerziehung und Volksmission miteinander zu verbinden, beides erfordert die ganze Kraft und das völlig ungeteilte Herz. Sollte Hoffnungshöhe eine lebenskräftige Missionsstation für die Wasaramo werden, so war es nicht gut, wenn sie dauernd die Erziehungsstätte für befreite Sklaven blieb. Auch kostet solche zu viel in einem Fieberlande, wie es Usaramo ist. Darum war es ein Gewinn für das Volk und für die Kasse unserer Mission, als sich der evangelische Afrikaverein erbot, die letztere Aufgabe zu übernehmen, und als er eine eigene Station zu diesem Zwecke in den Usambarabergen gründete. Wer getauft war, der blieb in Hoffnungshöhe, wer noch Heide war, der siedelte über nach Lutindi in Usambara.

Die Wasaramo.

Nun hatten Br. Worms und Liebau freie Hand für die Wasaramo. Diese sind ein besonders armes und geängstetes Volk, das durch die unaufhörlichen Einfälle der Masiti oder Wahehe ganz zersprengt und all seines Viehs beraubt ist. Sie sind wirklich wie Schafe, die keinen Hirten haben und die zerstreut in der Wüste verschmachten, ihre kleinen Ansiedelungen möglichst verstecken, und ihre Äcker wieder fern von den Hütten anlegen. Jetzt haben sie Ruhe bekommen dank den deutschen Waffen, und nun beginnen sie auch wieder aufzuatmen und sich zu sammeln, da ist es Zeit, daß ihnen das Evangelium gebracht wird und sie auch Ruhe bekommen für ihre Seele, denn der Aberglaube und die Furcht vor den bösen Geistern knechten sie noch mehr, als die Furcht vor den Masiti. Es ist besonders die Angst vor der in Sümpfen und Wäldern wohnenden Göttin Kinyamkera, die die Wasaramo in Schrecken erhält. Ihr Heidentum ist jedoch keine geschlossene Macht mehr, die dem Christentum ernstlichen Widerstand entgegensetzen könnte. Es ist vielmehr nur die Frage, ob sie in kurzem dem Christentum oder dem Muhammedanismus zufallen sollen. Beide Religionen haben im Lande festen Fuß gefaßt und breiten sich aus; beide suchen durch Schulen auf das Volk zu wirken, für die die Wasaramo ziemliches Verständnis haben.

Die Schulen.

Schon Br. Göttmann hatte eine Schule gegründet und sich mit viel Liebe der Wasaramo angenommen, bis der Herr ihn heimrief. Er kam

hinaus im Frühjahr 1892 und schon im Januar 1894 ist er gestorben. Br. Lieban trat an seine Stelle. Er wurde zumeist festgehalten auf der Station durch die vielen Arbeiten, die dort zu erledigen waren. Br. Wormdagegen war frei und konnte hinausziehen in die Umgegend und die Wasaramo um sich sammeln, ihnen predigen und die Kinder in Schulen unterrichten. So entstanden die Außenstationen Pasiusimia, Kitonga, Mkongore, Kibugere, Massaki, Gogo und Sungwi. Die Christen aus den befreiten Sklaven haben dabei schon viel gute Dienste geleistet.

Br. Göttmann.

Am entwickeltsten ist natürlich die Schule auf der Station, wo ein kleines Lehrerseminar im Jahre 1897 angefangen ist, und neben 2 Knabenklassen auch eine Mädchen- und Männerschule eingerichtet werden konnte. Am Sonnabend ist frei, denn an ihm müssen sich die Missionare vorbereiten für den Sonntag, und die Kinder müssen die Station und die Schulgebäude reinigen. Unterrichtet wird in der biblischen Geschichte, im Lesen, Schreiben

Rechnen und in der Heimatskunde. Die erste Klasse lernt auch ein wenig Deutsch. Ein Posaunenchor bläst wöchtlich seine Choräle und patriotischen Lieder und erfreut dadurch die Herzen von jung und alt, von Europäern und Eingeborenen.

Eine ganze Kolonie von Christen hat sich um die Station ange

Christenhäuschen vor Hoffnungshöhe.

siedelt, und das ganze Land ringsherum ist durchsäuert vom Christentum. Während es sonst wimmelt von kleinen Häuschen, die der Kinyamkera geweiht sind, ist in der näheren Umgegend von Hoffnungshöhe kaum eines zu finden.

Auch sind allerlei Zeichen von christlichem Leben und Nachdenken bei den meisten Christen nicht zu verkennen. So baten sie Br. Holst die Figur des guten Hirten aus der Kirche zu entfernen, weil die Wasaramo dächten, es wäre der verstorbene Häuptling Sause, den sie heidnisch verehrten.

Als dem Anton Misokia sein Söhnchen genommen war, schrieb er an Br. Holst, der gerade in Sungwi weilte, um die 4 Erstlinge dort zu taufen:

Hoffnungshöhe, 22. Juli 1899.

Herr Holst, herzlichen Gruß, danach die Mitteilung: Es geht uns gut. Ach, meine Freude ist weggenommen: Immanuel schläft den großen Schlaf. Jesus Christus wird ihn auferwecken am jüngsten Tage. Ach! Geliebte Gottes! Ich bin sehr traurig um Immanuels willen, er hat mich allein gelassen! Aber ich freue mich und hoffe, daß Gott ihn angenommen hat in seinem Reich. Auf! freuet euch, meine Brüder um Gottes willen! Er hat euch begnadet, daß ihr den hohen Tag der Taufe feiern könnt! Ich habe keine Worte mehr für heute, meine Brüder! Ich glaube, daß Gott in Empfang genommen hat die Seele des Kindes. Das Blut Jesu Christi reinigt uns von aller Sünde, Amen. Anna (seine Frau) ist sehr betrübt. Sie läßt alle grüßen. Die Gnade Gottes genügt sehr! Mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes. Amen. Dies ist das Ende meines Briefes. Ich bin Anton Misokia.

Minikondo, ein begabter Schüler aus Gogo, war mit seinem Lehrer Emil in Streit geraten, kurz bevor dieser nach Tanga übersiedelte. Er hatte ihm einen Leseabschnitt aufgegeben, über welchen sich Minikondo längst erhaben fühlte. Obwohl er schon ein erwachsener Mensch war ließ sich Emil doch im Zorn dazu verleiten, ihn zu schlagen. Darüber wurde er so ergrimmt, daß er aus der Schule lief und seinem Lehrer auflauerte.

Die Leute von Gogo brachten sie auseinander und kamen nun mit ihnen an bei Br. Liebau. Er nahm sie beide in sein Zimmer und ließ sich die Sache erzählen. Offenbar waren beide im Unrecht. Daher redete er ihnen gut zu und bat sie, einander zu vergeben. „Emil, willst du ihm vergeben?" „Ja." „Und du, Minikondo?" „Er hat mich zu sehr geschlagen, sieh mal hierher, und ich habe doch . . .!" Da wollte er die ganze Geschichte noch einmal erklären. Br. Liebau unterbrach ihn und sagte, das möchte er nur lassen, jetzt handele es sich nur ums Vergeben.

„Wie kann ich denn, wenn er mich so geschlagen hat?"

„Aber es ist doch Gottes Wille, daß wir einander vergeben sollen. Kennst du die Geschichte vom Schalksknecht?" Er kannte sie nicht. Br. Lieban erzählte sie ihm. „Willst du Emil nun vergeben?"

„Vielleicht morgen oder übermorgen, heute nicht. Wie kann ich denn, die Male sind ja noch frisch. Was soll ich denn machen, wenn ich nun stürbe?"

„Was ist denn das?" Da erklärte Emil Br. Lieban, daß dieses Lehre des Islam sei, nicht zu vergeben, solange die Spuren des Schlages noch da seien. Es seien in den letzten Tagen Lehrer des Islam in Bogo gewesen. Br. Lieban bat ihn, diesen Leuten doch nicht zu folgen, sondern dem Herrn, der am Kreuz für seine Feinde gebetet hätte.

„Was ist schlimmer, geschlagen oder gekreuzigt zu werden?" „Gekreuzigt zu werden." „Sieh, wenn du dem Heiland nachfolgen willst, so mußt du auch vergeben."

„Bassi, bwana (es ist gut, Herr)!"

Am folgenden Tage machte Minikondo trotz seines verkrüppelten Fußes den beschwerlichen Weg von Bogo noch einmal, um sich von Emil zu verabschieden, ein Zeichen, daß er ihm wirklich von Herzen vergeben hatte.

Ergreifend ist die Geschichte von Daniel Kasuku, einem von Br. Greiner befreiten Sklavenjungen, der ganz unerwartet seine Mutter wiederfand, die auch in die Sklaverei geraten war. War er auch immer schon ein fröhliches Gotteskind gewesen, das auch manchen Beweis eines zarten Gewissens gegeben hatte, so leuchtete jetzt sein Auge doch noch ganz anders, als er seine Mutter wieder hatte, und auch diese ihrem Heilande folgte.

142 sind in Hoffnungshöhe getauft, und 5 Gemeindeälteste eingesetzt.

Doch wo ist Br. Worms geblieben mit seiner Frau, nachdem er erholt aus der Heimat zurückgekehrt ist? Sie sind nach Maneromango gegangen und haben den kranken Br. Maaß abgelöst, der diese Station im Jahre 1895 angelegt hatte. Geschw. Holst übernahmen dauernd die Arbeit in Hoffnungshöhe.

Die letzten Tage von Schw. Holst.

Als Br. Holst von Dar-es-Salaam nach Hoffnungshöhe versetzt wurde, da fühlte er sich so recht wohl in der neuen Arbeit. Er schrieb

damals nach Hause: Wie wohl und erquickend ist es hier im Gegensatz zu Dar-es-Salaam. Ich komme mir vor wie ein Mensch, der stundenlang gegen einen wilden Schneesturm auf offener Straße angekämpft hat, und nun daheim ist in der geschützten Stube und aufatmet. Aber nicht viel über ein Jahr währte dieses Glück, da führte ihn der Herr durch ein dunkles Thal.

Seine Frau hat nicht oft Fieber gehabt, wie es zumeist bei denen nicht häufig auftritt, die ihre Arbeit im Hause haben, aber wenn es dann kommt, dann ist es gemeiniglich schwer. Weihnachten konnten sie noch gesund und fröhlich miteinander feiern; am Neujahrstag machten sie auch noch eine schöne Fahrt auf ihrem Eselwagen nach den Pugubergen, wo es so schöne Thäler und Aussichten giebt und die Natur so üppig ist, aber bald darauf meldete sich ein leichtes Fieber. Als es nach 8 Tagen wiederkehrte, fingen sie an, vorsichtig zu werden, und Schw. Holst nahm Chinin als Vorbeugungsmittel.

In einer der folgenden Nächte fing sie wieder an zu frösteln, und am nächsten Morgen blieb sie im Bett. Nachmittags 3 Uhr wurde sie von einem Schüttelfrost gepackt, wie ihn Br. Holst noch nie erlebt hatte, daß auch sie ganz erschrocken sagte: was ist denn das? was ist denn das? Br. Liebau eilte in die Küche und machte Wärmflaschen, soviel er bekommen konnte, diese wurden der Kranken sorgsam um den Leib herum gelegt, daß sie wieder warm wurde und sich beruhigte. Nun kam die Hitze, und nun mußte gekühlt werden; doch das Fieber blieb sehr hoch.

Die Brüder wurden jetzt ernstlich besorgt, und Br. Liebau ritt auf einem Esel in der Nacht nach Dar-es-Salaam, um den Arzt zu holen. 2 bewaffnete Wasaramo begleiteten ihn zum Schutze gegen die Löwen. Am nächsten Nachmittag kam er mit ihm an; er konstatierte perniziöses Fieber und sah bei der großen Schwäche von Frau Holst die Krankheit als sehr gefährlich an.

Noch folgten bange Tage, in denen sich Br. Holst aufrichtete an den köstlichen Losungen der Brüdergemeinde und an den schönen Sprüchen und Bildern, die ihn in der Krankenstube wie eine Burg umgaben. Ihre Herzen waren still und getrost. Nur einmal fing Schw. Holst an zu klagen: wie ist mir so bange! Habe ich denn soviel gesündigt? Ihr Mann wies sie hin auf Christi Blut und Gerechtigkeit, da wurde sie wieder still und sagte: Ich glaube an Jesum Christum. Gott erbarme dich mein.

Einmal sang sie leise: Muungu ni pendo, anikomboza, Muungu ni pendo, anipenda. Gott ist die Liebe, er erlöst mich. Gott ist die Liebe er liebt mich.

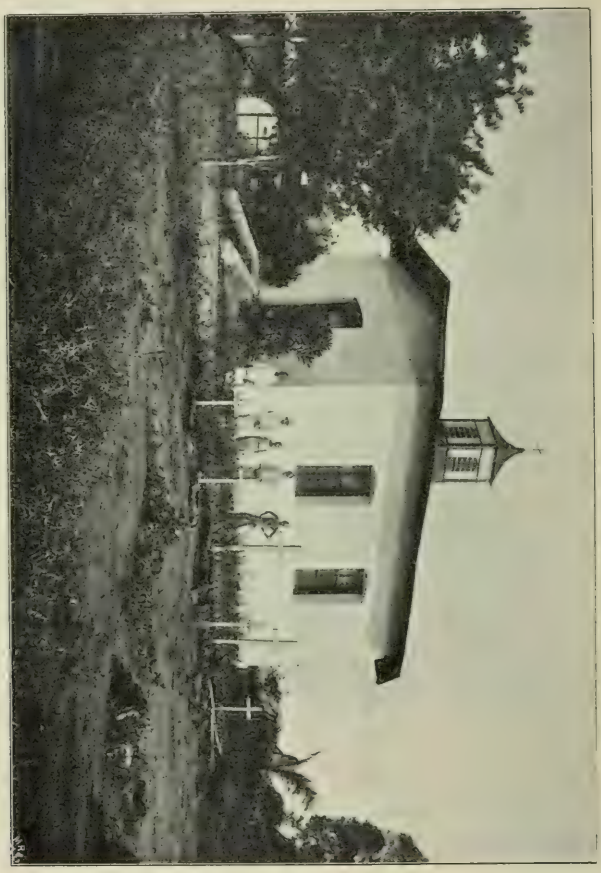
Um 3 Uhr nachts am 28. Januar hörte sie auf zu atmen, und ihr Herz stand still. Der Herr war da, um sie zu holen. Br. Holst sah ihn im Geist, den Lebensfürsten mit seinen heiligen Engeln, und es war

Br. Holst u. Frau, Elisabeth H.

ihm, als ob das ganze Gemach voll der Herrlichkeit des Herrn wäre. Er kniete nieder und schüttete ihm sein Herz aus im Gebet. Dann drückte er seiner Frau die Augen zu und legte sich hin und schlief wie ein Kind, als ob nichts geschehen wäre.

Am nächsten Morgen machte er mit dem Arzt und seinem Töchterchen Elisabeth einen Spaziergang, während Br. Liebau den Sarg zimmerte und die heimgegangene Schwester darin bettete. In der kleinen Kirche wurde sie aufgestellt unter Blumen und Palmen.

Als sich die Sonne neigte, hielten sie die Begräbnisfeier. Nachdem sie ein Lied gesungen hatten nach der Melodie: Jesus meine Zuversicht, verlas Br. Liebau den 126. Psalm und sprach auf Kisuaheli zu der versammelten Gemeinde. Danach trugen sie den Sarg hinaus unter den Klängen von niende, niende, laßt mich gehn, laßt mich gehn, und Br.



Kirche in Hoffnungshöhe.

Holst rühmte am Grabe seiner Frau ihre starke und treue Liebe ohne viele Worte, und pries dann Gott, der alles so wunderbar geführt und ihm auch in den kleinsten Umständen seine Nähe kundgethan habe. Am Abend saßen sie still bei einander, und der Herr war in ihrer Mitte.

Wenige Tage danach brachte Br. Holst seine beiden Kinder Elisabeth (4 Jahr) und Gottfried (2 Jahr) nach Tanga, von wo sie Geschw. Ostwald mit in die Heimat nahmen, wo sie bei den Großeltern Pastor em. Holst in Wernigerode gut versorgt sind. Er selbst machte eine kurze Erholungsreise nach Usambara, um sich dort an der Gemeinschaft mit den 1. Geschwistern neu zu stärken und dann in seine Arbeit zurückzukehren.

Im Frühjahr 1900 ist er nach einem Anfall von perniziösem Fieber auf ein Jahr in die Heimat gereist. Hier hat er wieder eine liebe Frau gefunden, die zusammen mit Frau Liebau sich der schwarzen Frauen annimmt. Bruder Peters reitet, so oft er kann in die Dörfer der Umgegend, um dort zu verkündigen und die eingeborenen Lehrer zu besuchen.

Die Geschwister in Usaramo und an der Küste bedürfen ganz besonders der täglichen Fürbitte aller Missionsfreunde, daß sie uns der Herr erhalten und vor allem Schaden an Leib und Seele behüten möge.

Maneromango.

Durch den afrikanischen Busch.

Den Wagen können wir jetzt nicht mehr benutzen. Wir lassen ihn auch gern zuhause, denn reiten ist noch schöner als fahren. Zunächst freilich erschrecken wir etwas, daß uns solch ein kleines Tier tragen soll, wie die Esel zumeist sind. Wir meinen, daß man mit den Füßen auf die Erde reichen müßte. Doch ist es nicht der Fall, und ihr Rücken ist stark, und sie laufen schnell in hastigem kurzen Schritt. Auf die Dauer sind sie leistungsfähiger, als die Pferde. Maultiere aus Aden werden auch immermehr eingeführt und gern benutzt. Doch wir bleiben bei den Eseln. Sie haben uns als Kinder erfreut und erfreuen uns jetzt noch mehr. Wir merken es ihnen auch ordentlich an, wie sie sich Mühe geben, daß wir einen guten Eindruck von ihnen bekommen, wir sollen dazu beitragen helfen, daß ihnen auch in Europa die Ehre zu teil wird, die ihnen in Afrika schon lange erwiesen wird.

Fröhlich geht es den Kissarawe-Berg hinunter, vorbei an mehreren Gehöften und Schamben (Äckern), dann geht es wieder bergauf, und bald ist die große, in das Innere führende Heerstraße erreicht, der wir eine weite Strecke folgen. Sie führt, um die Steilen zu umgehen, oft in großen Windungen bald durch freies Gelände, bald durch enge Thäler, bald durch weite Grashalden, bald durch dichten Wald. Es wandert sich so schön und leicht durch die Pracht der Natur, denn es hat ein wenig geregnet, und die Luft ist frisch und erquickend. Die Grashalden sind mit bunten Blumen durchzogen, viele Büsche und Bäume tragen reichen Blütenschmuck. Scharen von Schmetterlingen flattern umher, und die Vögel lassen ihre Stimmen hören. Da müssen auch wir ein Lied singen zu Gottes Ehr und zur Erleichterung der sangesfrohen Brust.

In einem kleinen Dorf machen wir Halt zur Frühstückspause. Da wimmelt es von Volk, denn eine Karawane hat es sich in ihm bereits gemütlich gemacht. Es sind zumeist Wanyamwesi, die tief im Innern wohnen. Sie haben Vieh an die Küste getrieben, es dort verkauft und Salz und Kaurimuscheln und andere Dinge dafür erworben. Die Wanyamwesi sind das tüchtigste und brauchbarste Volk in Deutsch-Ostafrika, hochgewachsene Menschen, immer wanderlustig, aber mit einem starken Heimatsgefühl.

In Sungwi.

Nicht lange rasten wir, denn wir möchten noch vor der größten Hitze in Sungwi sein. Bald kommen wir durch einen großen Bambuswald und dann durch ein sich lang hinstreckendes Thal, das von einem Bach bewässert ist, und plötzlich sind wir da in dem stattlichen Dorf, das wohl 40 Häuser hat und große freie Plätze, die von riesigen Mango- und Stinkfruchtbäumen beschattet sind. Menschen, Schafe und Ziegen lagern auf ihnen. Auch Enten und Hühner treiben sich umher und suchen ihr Futter.

Kaum haben wir uns in dem Dorf gezeigt, da kommen uns schon mehrere muntere Burschen mit fröhlichem Zuruf entgegen. Es sind Schüler von dem in Sungwi stationierten schwarzen Lehrer Stefano. Auch er begrüßt uns herzlich und führt uns in das kleine Brüderstübchen, das seinem Haus angebaut ist. Es ist mit Bett, Tisch, Schrank und zwei Stühlen genügend ausgestattet, um Br. Liebau zu beherbergen, wenn er

kommt zur Revision der Schule. Bevor wir uns darin einrichten, müssen wir die Frau des Hauses begrüßen. Es ist Miete, eine vortreffliche Christin und Gehilfin ihres Mannes. Als kleines Kind war sie geraubt und an die Küste geschleppt worden. Da war der Aufstand ausgebrochen, und der Kampf tobte in Dar es Salaam. Die Deutschen blieben Sieger, und die Aufständischen mußten fliehen. Eines Tages durchsuchte ein Offizier mit mehreren Soldaten die Schlupfwinkel in der Stadt. Da kam ein kleines Mädchen aus einem Versteck hervor und bat den Offizier, er möchte sich seiner annehmen. Es war unsere Miete. Br. Greiner hat sie erzogen und viel Freude an ihr erlebt.

Stefano hat keine leichte Stellung im Dorf, denn der jetzige Häuptling ist ein Muhammedaner, der die Schule nicht unterstützt, sie vielmehr zu zerstören sucht. Er selbst ist muhammedanischer Lehrer. Da muß Stefano oft disputieren und Rechenschaft ablegen von seinem Glauben. Es gelingt ihm aber immer, festzustehen oder gar zu siegen, da er sehr ruhig ist und sich mit großem Eifer für solche Gelegenheiten rüstet durch Studium der Schrift und des Islam. Deshalb besitzt er nicht bloß unter den Kindern großen Einfluß, sondern im ganzen Dorf nimmt er eine geachtete Stellung ein. Auch die Schule hält er in gutem Zustande. Die erste Abteilung kann fließend lesen, und auch im Schreiben und Rechnen sind gute Resultate erzielt. Vor allem aber wissen sie Bescheid in der biblischen Geschichte, auch unter dem heilsgeschichtlichen Gesichtspunkte. Es ist wunderbar, daß ein Mann, der noch vor wenigen Jahren in gänzlicher Unwissenheit und im Heidentum saß, nun schon seinerseits in einem Jahr wieder völlig rohes Material, wenn man so sagen darf, mit solchem Erfolge bearbeiten kann.

Die Schule dient zugleich als Kapelle für die täglichen Andachten und die Gottesdienste am Sonntage. In schlichter, aber ernster Weise legt Stefano in ihnen das Wort Gottes aus, nachdem ein christliches Lied gesungen ist.

Vor einiger Zeit bekam Br. Holst einen Brief von ihm, der also lautet:

Mein lieber Herr Pastor Holst.

„Herzlichen Gruß zuvor. Danach teile ich Dir mit, daß ich wieder genesen bin durch die Kraft Gottes, der uns liebt alle Tage. Und wir haben ein shauri (Versammlung) gemacht mit den Leuten, Sonn-

tags um 2 Uhr Lieder zu lernen. Und sie freuen sich sehr, Lieder zu lernen. Aber nun bleibt noch ein Ding, Dir mitzuteilen: „Es ist jetzt große Hungersnot". Getrieben durch den Hunger kommt Menegoha (der muhammedanische Häuptling von Sungwi) zu Dir, um 150 Rp. zu borgen, damit er Reis und Hirse kaufe, um seine Leute am Leben zu erhalten. Bezahlen will er die Schuld nach 12 Monaten. Ich meine, es ist gut, wenn Du ihm borgst. — Und ich sende morgen 1 Mann oder 3, denn meine Speisevorräte sind alle. Und für jenen Mais, den Du mir geschickt hast, sage ich Dir herzlichen Dank. Ich hätte sonst keine Speise gehabt. — Ferner jene Medikamente reichen nicht, denn der Wunden sind viel, sehr viel. Und schon an jenem Tage, wo die Medikamente ankamen, wurden sie auch aufgebraucht. Dieses ist das Ende meines Briefes. Lebe wohl! Ich bin, der Dich liebt.

Stefano."

Die Heuschrecken.*)

Am nächsten Morgen ziehen wir weiter nach Maneromango. Der Weg führt durch schöne Schamben, in denen zumeist Mtama, Muhogo und Mais angebaut sind. Doch wie sehen sie aus! Es sind nur traurige Stumpfe mit den Rippen der völlig abgefressenen Blätter. Ein Heuschreckenschwarm ist vor kurzem vorübergezogen und hat die bevorstehende Ernte völlig vernichtet. Vergeblich haben sich die Besitzer durch verzweifeltes Trommeln und Lärmen bemüht, sie am Niederfallen zu verhindern. Nun müssen sie hungern oder Kräuter suchen und Wurzeln graben. Mtama ist die bekannte Negerhirse, die etwa aussieht wie 3 m hohes Schilf. Ihre Körner werden von den Frauen in Mörsern zu Mehl gestampft und dann zu einem dicken, etwas trockenen Brei eingekocht. Auch Bier stellen die Wasaramo aus Mtama her, um ihre Feste damit zu feiern. Freilich denken sie jetzt nicht daran, denn der Hunger thut weh. Auch der Muhogo will nicht wachsen, der doch so anspruchslos ist, weil es an Regen mangelt. Man braucht nur kleine Stengel von ihm in die Erde zu stecken, so schießt bald ein ansehnlicher Strauch auf. Im ersten Jahre werden die zarten Blätter als Gemüse verwendet. Später werden die starken Wurzelknollen gegessen. Man genießt sie roh oder man schneidet sie in

*) Der folgenden Schilderung liegt die Hungersnot von 1898—1900 zu Grunde.

Stücke, laugt sie in Wasser aus und trocknet sie dann an der Sonne. Dadurch bekommen sie eine schneeweiße Farbe und lassen sich nun leicht kochen oder rösten oder zu Mehl zerstampfen. Auch an Apfelsinenbäumen kommen wir vorüber, die uns sonst nicht allein Schatten, sondern auch Früchte gewähren. Doch jetzt ist alles vertrocknet, die Regenzeit ist gar zu kümmerlich gewesen. Die Bäume sind Eigentum der Serlali, wie unsere Begleiter sagen, um damit zu bezeichnen, daß jeder Vorübergehende das Recht hat, davon zu nehmen. Will jemand sein Eigentum bewahren, so bringt er eine dana an den Bäumen an, die aus Holzstücken, Lappen, Muscheln oder Scherben besteht, und niemand wird es wagen, seine Hand nach den Früchten dieses Baumes auszustrecken. Böse Krankheiten und Geschwüre oder gar der Tod wären die unvermeidliche Folge, oder er müßte gerade einen noch stärkeren Zauber besitzen, der ihn davor schützt. In den Schamben versteckt liegen vereinzelte Gehöfte. Es ist ja Weise der Wasaramo, sich zerstreut anzusiedeln. Einem oberflächlichen Blick erscheint darum das Land spärlich bewohnt. Wer aber genau beobachtet, erkennt, daß es ein zahlreiches Volk ernährt.

Einzelne vom Hunger abgemagerte Gestalten begegnen uns. Sie können sich nur mühsam fortschleppen, und die Heuschrecken und die Dürre wollen nicht weichen. Da kommt uns gerade ein Schwarm entgegengeflogen. In kurzem sind wir mitten darin. Es ist als ob eine Wolke von Schneeflocken vom Winde getrieben wird. Fortwährend schlagen sie an Kopf und Brust und den ganzen Leib. Wie haben sich die Leute gefreut, als die ersten kamen: sie haben sie in den Morgenstunden gegriffen, wenn sie starr vor Kälte nicht fliegen konnten, haben ihnen die Flügel und Beine ausgerissen und sie am Feuer geröstet und mit Wohlbehagen verzehrt, aber je länger es dauerte, um so schwerer wurde ihnen das Herz und um so widerlicher wurde ihnen diese Speise.

Die Heuschrecken sind nicht besonders groß, sie gleichen den Heuschrecken, die man vereinzelt auf unseren Wiesen findet, nur sind sie mehr braun als grün und kommen in ungeheuren Scharen, daß sich die Sonne vor ihnen zu verdunkeln scheint. Noch unangenehmer und gefräßiger, als sie, ist ihre junge Brut, die noch nicht fliegen kann, aber unermüdlich ist, vorwärts zu hüpfen, und so einem unermeßlichen Heere von Reitern gleicht auf das die großartig poetische Schilderung Joels in seinem 2. Kapitel

Wort für Wort paßt. „Vor ihm her geht ein verzehrend Feuer und nach ihm eine brennende Flamme. Das Land ist vor ihm wie ein Lustgarten, aber nach ihm wie eine wüste Einöde, und niemand wird ihm entgehen. Sie sind gestaltet wie Rosse und rennen wie die Reiter. Sie sprengen daher oben auf den Bergen, wie die Wagen rasseln, und wie eine Flamme lodert im Stroh, wie ein mächtig Volk, das zum Streit gerüstet ist. Die Völker werden sich vor ihm entsetzen, aller Angesichter werden bleich. Sie werden laufen wie die Riesen, und die Mauern ersteigen wie die Krieger: ein jeglicher wird stracks vor sich daherziehen und sich nicht säumen. Keiner wird den anderen irren, sondern ein jeglicher wird in seiner Ordnung daherfahren: und werden durch die Waffen brechen und nicht verwundet werden. Sie werden in der Stadt umherrennen, auf der Mauer laufen und in die Häuser steigen, und wie ein Dieb durch die Fenster hineinkommen."

Zug für Zug sind hier die Eindrücke wiedergegeben, die man bekommt, wenn solch ein Heer die Äcker und Dörfer überzieht. Wer es erlebt hat, dem graust davor.

Maneromango.

Je näher wir Maneromango kommen, um so trostloser wird es. Es ist nur gut, daß eine Missionsstation da ist, zu der sich die Hungernden flüchten können. Schon sehen wir in der Ferne das große massive Wohnhaus, gebaut aus Feldsteinen, die die Wasaramo zusammengetragen haben; die Wege sind breit und gut, Br. Maaß hat sich sehr um sie gemüht. Auf seine Veranlassung hat sie der Häuptling hergestellt mit seinen Leuten. Zum Lohn dafür hat er vom Bezirksamtmann in Dar-es-Salaam 10 Kühe und einen Bullen bekommen mit der Verpflichtung, nicht eher zu schlachten oder zu verkaufen, als bis sich die Heerde auf 20 Köpfe vermehrt hat. Auch sind 1000 Kokosnüsse unter die Wegebauer verteilt worden. So sucht die Regierung die Rindviehzucht wieder einzuführen und den Anbau von Kokospalmen zu verbreiten. Da zahlen die Wasaramo auch gern die Hüttensteuer, die von den Deutschen erhoben wird. Für jede Hütte muß der Besitzer 3 Rup. = 4,20 Mk. bezahlen. Es ist zugleich eine Besteuerung der Vielweiberei, denn jede Frau muß ihre Hütte und ihren Haushalt haben.

Häuptling Ulembo von Mancromango vor dem Eingang seines Dorfes.

Nun sind wir angekommen in Maneromango und treten ein auf den Stationshof durch die Pallisadenumzäunung, die die Häuser umgiebt. Sie ist da zum Schutz gegen die Löwen, Panther, Hyänen und Schakale. Das Haus von Br. Maaß ist einstöckig, aber massiv und mit Gras gedeckt. Die Kapelle macht einen dürftigen Eindruck, doch liegt schon ein Haufen von Steinen bereit zum Neubau. Ihn haben die hungernden Wasaramo gesammelt. Br. Gleiß begrüßt uns hier. Er hat zuerst sechs Jahre in Wuga in Usambara gestanden, aber Usaramo rief um Hilfe. Da ist er fröhlich hierhergezogen. Es ist auch gut, wenn einmal aus einem Gebiet ein Missionar in das andere versetzt wird, damit die ganze Arbeit eine einheitliche Gestalt behält. Neben ihm steht Br. Dupré.

Ein Besuch bei Häuptling Ulembo.

Gegen Abend, als die Sonne sich dem Untergang nähert, die Schatten länger werden, und die Hitze erträglich ist, gehen wir durch das enge Dorfthor von Maneromango, um den Häuptling Ulembo zu besuchen. Auf einem langen Mast inmitten der Boma (Pallisadenbefestigung) weht uns zu Ehren die deutsche Flagge. Daneben steht auf sechs Pfosten ein Strohdach, das Grabdenkmal für den verstorbenen Häuptling. Nicht weit davon steht ein andres Dach auf Pfosten, unter welchem gehämmert wird. Vor einem kleinen Ambos sitzt am Boden der Jumbe (Häuptling). Die große Zehe als Daumen benutzend, hält er mit dem rechten Fuß eine lange Stahlstange fest und schmiedet. Vor ihm sitzt ein Knabe, der abwechselnd zwei Ziegenfelle, die als Blasebalg dienen, mit den Händen zusammenpreßt. Nun Jumbe, was treibst du? fragt nach kurzem Gruß der Missionar.

J.: Ich schmiede eine Axt, denn ich will eine neue Schamba (Pflanzung) beackern, und die Bäume, die ich abhauen muß, sind dick, und ihre Zahl ist groß. Doch laßt uns unter die Barasa (Veranda) gehen, daß wir uns setzen und uns unterhalten. Du Minipembe, bringe die Schmiedegeräte ins Haus, und du, Salehe, hole eine Kitanda (Bettstelle) heraus und breite eine Matte darüber, damit die Europäer sich setzen.

Neben den Europäern auf einem kleinen Stühlchen nimmt der Jumbe Platz, und die Eingeborenen auf einigen Zebrafellen. So unterhalten wir uns. Darauf wird ein Rundgang durch die Boma gemacht. Auf dem Rückwege erzählt uns der Missionar von Ulembo.

Ulembo war in seiner Jugend viel in Dar-es-Salaam, um dort durch Kalkbrennen Geld zu verdienen; als ihm der Bart anfing zu sprossen, hatte er soviel verdient, sich eine Frau, die 20—30 Rupies kostet, kaufen zu können. Als guter Sohn, der nichts ohne den Rat seines Vaters thun will, erscheint er eines Tages vor dem alten Ulembo, denn dies ist der Name, der sich mit der Jumbenwürde vererbt.

Sohn: Simba muene (mächtiger Löwe), so grüßt er den Vater und legt, sich tief vor ihm verneigend, Mütze und Messer auf die Erde.

Vater: utwaaaaah (nimm auf), antwortet der Alte, und der Sohn nimmt seine Sachen und fragt: uhali gani? (wie geht es dir?)

V.: njema (gut).

S.: minyi? (sehr?)

V.: minyimkuu sayidi (mehr noch als sehr).

Nach dieser Begrüßung läßt sich der junge Ulembo zu den Füßen eines Vaters nieder, keiner den andern ansehend; denn es gehört zur guten Sitte, sich möglichst nicht scharf anzusehen beim Sprechen. Endlich beginnt der Sohn:

S.: baba! (Vater!)

V.: hmmmm (mit geschlossenem Munde brummend).

S.: nina neno (ich habe ein Wort).

V.: neno gani? (was für ein Wort?)

S.: Ein Wort von der Frau möchte ich dir sagen. Viele Tage habe ich am Meeresgestade gearbeitet, und mein Lohn reicht hin, eine Frau zu bezahlen, denn siehe alle meine Gefährten bauen schon Häuser und legen Schamben an, um zu heiraten. Auch mir wächst der Bart, und mein Herz sehnt sich nach der Tochter des Menegoha.

Bei diesem Namen blickt der Alte den Sprecher scharf an und entgegnet: Dies Mädchen willst du zum Weibe? Kennst du nicht ihre Zunge, die schärfer ist, als das Messer in meiner Scheide? Du bist nun ein Kind mehr und hast Einsicht, darum mach noch einmal shauri (Ratsversammlung) mit deinem Herzen. Bleibst du bei deinem Vorhaben, so werden die scharfen Worte in deinem Hause nicht aufhören. Hier in der Boma ist für deine Braut kein Platz, hier darfst du ihr kein Haus bauen, denn ich liebe den Frieden und will nicht, daß Zank sei unter den Weibern meiner Kinder.

Darauf ist der Sohn still gegangen und hat abseits im Walde ein Haus gebaut. Der alte Ulembo hat diesen Platz nie betreten; denn er hatte die Schwiegertochter richtig erkannt. Erst kürzlich erschien der Sohn, der jetzige Jumbe, beim Missionar: Was soll ich thun? Die Worte meiner Frau wachsen an Schärfe, ihre Zunge ist wahrlich ein scharfes Messer, aber dennoch liebe ich mein Weib. Besonders heftig ging es her, als Ulembo die dritte Frau nahm, denn je größer die Würde eines Mannes ist, desto mehr Weiber muß er haben, und je mehr Weiber und Kinder er besitzt, desto größer ist sein Reichtum und sein Ansehen unter Heiden und Mohammedanern.

Eines Tages, als der Streit besonders heftig war, kam der kleine Masengo weinend auf die Missionsstation gekrochen; denn er ist lahm an den Füßen und kriecht auf Händen und Knieen. „Meine Mutter will fliehen," so klagte der auf der Station allgemein beliebte Kleine, und meinte, vielleicht könnten die Missionare in seinem Elternhause Frieden stiften. Er ruhte nicht eher, als bis man mit ihm ging. Als die Frau in ihrem Wutgeheul eine Pause eintreten ließ, faßte der Jumbe beteuernd an seinen Kinnbart und sagte: „Früher als ich jung war, habe ich geschwiegen, aber jetzt bin ich ein Mann von Jahren und Verstand. Meine Kinder, die Leute von Maneromango, kommen alle zu mir, daß ich ihnen Recht spreche. Wenn sie nun sehen, daß meine Frau mir ungehorsam ist, werden es die anderen Frauen ähnlich machen, und die Männer werden mich verachten." Als der Missionar dem Jumben abseits zu beweisen suchte, daß er an dem jetzigen Unfrieden selbst schuld sei, weil er zu seinen beiden Frauen noch die dritte genommen habe, entgegnete der Jumbe: „Herr, deine Worte sind gut und wahr, wenn du meinst, ein Mann lebe ruhiger mit einem Weibe, aber wenn mir mein Weib im Alter stirbt, was dann? Soll ich als Jumbe dann etwa selbst den Wasserkrug vom Brunnen tragen, Brennholz sammeln und meine Speise kochen? Ein Graubart bekommt keine Frau mehr. Ich thue meiner Frau nicht unrecht, ich liebe sie alle und ziehe keine vor, ich wohne fünf Tage in einem Hause und fünf Tage im andern und fünf im dritten; denn jede hat ihr eigenes, damit sie und ihre Kinder darin in Frieden wohnen können, und zur letzten ngoma (Tanzfest) hat jede von ihnen ein Festkleid bekommen. Was soll ich mehr thun? Frage meinen Schwiegervater, frage die andern alle, ob ich gegen meine Frau gefehlt habe im

roßen oder im kleinen. Alle haben nur ein Wort: ‚Die bibi (Frau) s Jumben ist mkali (scharf).‘“

Nach längerem Schauri, in welchem sich die gepreßten Herzen Luft achen, beruhigen sich die Gemüter, und der kleine Masengo, gewöhnlich isengo (Koseform) genannt, erschien am nächsten Morgen wieder fröhlich der Schule und sagte, die mama sei friedlich zum Brunnen gegangen, n Wasser zu holen zum Speisekochen. In letzter Zeit, seit eine Missions au auf der Station wohnt, ist die Jumbin mit ihren Töchtern auch den Gottesdiensten gekommen. Möchte auch sie bald mit Freuden bendiges Wasser schöpfen aus dem Heilsbrunnen, damit ihr Herz Frieden idet.

Der Heimgang von Br. Worms.

Einem Grabe müssen wir noch einen Besuch abstatten. Hinter einem nfachen Zaun liegt ein niedriger Hügel, mit Steinen bepackt, um der yänen willen. Ein Myrtenbusch beschattet ihn. Auf dem Holzkreuz eht der Name von Br. Worms, der hier schläft.

Er war ein besonders inniger, tief und ernst angelegter Charakter it reicher Begabung und seltener Selbstlosigkeit und Treue, ganz dem wigen zugewandt, deshalb hat sich ihm der Herr auch in besonderer Weise geoffenbart vor seinem Tode.

Er wußte, daß der Herr kommen würde, und rüstete alles zu inem Empfange. Schon am 1. Krankheitstage sagte er seiner Frau, ß er am 4. Tage sterben würde. Als sie dieses nicht fassen konnte nd anfing zu weinen, sagte er: Still, still, es ist der Herr! Du bist cht allein, der Herr ist bei dir. Gehe bald heim zur Mutter.

Hinfort wollte er allein sein mit dem Herrn und seiner Frau, und reitete alles vor für sein Ende. Deshalb litt er auch nicht, daß seine rau Botschaft sandte nach Hoffnungshöhe, um einen Bruder zu rufen. Sie ahmen das Heilige Abendmahl, als er noch klar war, und dann legte sich in Frieden hin zur ewigen Ruhe. Anfangs hatte er schwer zu iden, aber er trug es still und geduldig, dann ließen die Schmerzen ach, und am Freitag den 24. März 1899, Abends $5\frac{1}{2}$ Uhr, schlief er riedlich ein.

Seine arme, so schwer getroffene Frau mußte nun selber das Grab bmessen und selbst bis in die späte Nacht hinein mithelfen, den Sarg

zu zimmern. Am nächsten Morgen um 9 Uhr legte sie ihn in sein mit Palmen geschmücktes Grab ohne geistlichen Beistand, indem sie selber alles anordnete. Bruder Lieban konnte erst am Montag Abend eintreffen. Das war schwer für sie, aber sie hat es aus des Herrn Hand genommen und hat ihm gedankt, so gut sie es konnte mit ihrem wunden Herzen. Dann mußte sie gleich packen, und am Mittwoch früh zog sie fort aus Maneromango nach Kissarawe wo sie nach 12 stündigem Ritt todmüde und fiebernd ankam. Schon am nächsten Tage ging es

Br. Worms.

weiter nach Dar-es-Salaam, um das Schiff noch zu erreichen. Es war völlig besetzt, und sie mußte auf das folgende Schiff warten, das am 19. April Dar-es-Salaam verließ. Mit ihm ist sie in die Heimat gefahren.

Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte. Wir glauben bestimmt, daß aus diesem Grabe viele Früchte erwachsen werden für die Wasaramo und alle Missionsfreunde, die im Geist an ihm stehen

Auch in Maneromango liegt der Schwerpunkt der Missionsarbeit auf dem Gebiet der Schulen. Mit großer Liebe gab sich Br. Worms der Jugend hin und suchte sie hineinzuführen in das Reich Gottes. 5 Außenstationen standen unter seiner Pflege, und er hielt sie bis ins kleinste genau in Ordnung. So hat er reichlich den guten Samen ausgestreut, der aufgehen wird zu seiner Zeit. Die Gemeinde zählt 29 Christen.

Nach Usambara.

Eine Daufahrt nach Sansibar.

Mit herzlichen Segenswünschen für die Missionsarbeit unter den Kasaramo verabschieden wir uns und kehren über Kissarawe zurück nach Dar-es-Salaam. Wir wollen nach Sansibar und Tanga und von dort auf die Berge von Usambara. Welche Fahrgelegenheit sollen wir benutzen? Die Dampfer der Ostafrikalinie sind teuer, auch ist keiner fällig. Die kleinen Regierungsdampfer nehmen uns Missionare umsonst mit, aber sie laufen zu viele Plätze an und fahren zu langsam. Am schnellsten und billigsten geht es mit einer Dau, denn der Wind ist günstig: es weht ja der Südwestmonsum. So ist es auch am interessantesten, denn in ihr kommen wir mit allerlei Leuten aus dem Volk in Berührung. Wir haben ja auch schon viel von den Daus gehört, wie sie den Verkehr vermitteln zwischen Ostindien und Ostafrika, wie sie mit dem Südwestmonsum nach dem Norden fahren und mit dem Nordostmonsum nach Afrika zurückkehren. Sie sind so wichtig für den ganzen Handel und Verkehr in Ostafrika, daß wir sie kennen lernen müssen. Sie gleichen großen Fischerbooten und fahren unter deutscher, englischer und sansibaritischer Flagge. In Sansibar haben sie ihren Stütz- und Sammelpunkt. Von hier aus schaffen sie indische Baumwollenstoffe, Perlen, Messingdraht und all die anderen Dinge, die im Innern Afrikas als Tauschartikel gelten, nach der Küste, und bringen dafür Elfenbein, Kautschuk, Tabak, Sesam, Kopal, Mais, Hirse, Ziegen, Schafe und Rinder auf den Markt von Sansibar. Auch Sklaven sind auf diese Weise in großer

Zahl nach dieser Insel geschafft worden, bis eine genaue Kontrolle der an- und abfahrenden Schiffe eingeführt wurde, und bis unsere Kriegsschiffe den Schmugglern das Handwerk legten. Der Seeadler und der Kondor sind gerade angekommen, 2 schmucke Kreuzer unserer Marine, die sich an der ostafrikanischen Küste aufhalten zum Schutz unserer Kolonie.

Eine Dau ist bald ausfindig gemacht, die gerade nach Sansibar zurückkehren will, und die bereit ist, uns mitzunehmen gegen 1 Rupie für den Mann. Doch müssen wir warten, denn es ist Ebbe und das Schiffchen liegt auf dem Sande. Was thut es? Wir versäumen ja nichts und das Bild ist interessant, das wir vor Augen haben. Stämmige Neger schleppen mächtige Kisten das Ufer hinauf und singen dabei im Rythmus, um sich die Last zu erleichtern. Ausfuhr und Einfuhr nehmen ja immerfort zu und die Zollämter haben ihre reichliche Arbeit.

Schon schwillt die See an, und das Boot beginnt sich zu heben. Ein englischer Missionar aus Sansibar steigt zu uns hinein, auch Inder und Neger kommen, Männer, Frauen und Kinder; es giebt eine bunte Reisegesellschaft, aber gerade so ist es uns recht.

Nun wird noch Trinkwasser an Bord genommen, und alles ist fertig zur Abfahrt. Zuerst geht es langsam zum Hafen hinaus. Wir haben Zeit, Abschied zu nehmen vom Missionshause und von Dar-es-Salaam. Aber draußen auf der See faßt uns der Wind, und nun gleiten wir in flotter Fahrt hindurch durch die Wogen auf Sansibar los. Der schwarzpockennarbige Kapitän sitzt am Steuer und ermuntert sein Schiff, daß es laufe gleich einem feurigen Rosse. Wir hocken daneben auf dem Fasse, das mit Wasser gefüllt ist. Die übrigen Passagiere lagern auf dem kleinen dachartigen Deck, einer neben dem anderen, die Füße gegen ein Brett gestützt, daß sie nicht hinunterrutschen in die See bei den Schwankungen des Bootes. Vorn sitzt ein Junge und malt Hirse auf 2 Steinen. Er ist gern bereit, uns eine Tasse Kaffee zu kochen oder einen Reisbrei, wenn wir alles mitgebracht haben, was dazu gehört. Sein Kochherd ist eine Kiste mit Erde gefüllt und mit 3 Steinen darauf. Holz liefert im Notfall das im Zerfall begriffene Deck des Bootes. Unter dem Deck ist noch Raum, aber da herrscht eine Luft, die jeden vertreibt, solange er noch einen anderen Zufluchtsort kennt.

Nach mehrstündiger Fahrt haben wir die Südecke von Sansibar erreicht und fahren am westlichen Ufer entlang. Der Wind wird flau; wir

müssen aber vor Sonnenuntergang landen, sonst werden die Zollhäuser verschlossen, und wir können nicht mehr hinein in die Stadt. Darum fängt der Kapitän an zu trommeln, um so die Windgeister anzuregen etwas stärker zu blasen. Sie thun uns auch den Gefallen wie zumeist am Abend, und wir kommen glücklich und wohlbehalten zur rechten Zeit an.

Sofort stürzen sich Jungens auf unser Gepäck und eilen voraus durch die engen und krummen Gassen der Stadt, und bringen uns nach dem angegebenen Gasthofe. Es ist ein deutscher, doch er ist besetzt; wir müssen weiterziehen und bei einem Griechen übernachten. Mit Schaudern denke ich noch an den Schmutz und die schlechte Luft, und kaum hatte ich mir die Stadt, den Sultanspalast und die englischen Missionsanstalten angesehen, da hatte ich Fieber und lag fest. Mit Mühe fand Br. Wohlrab, mein treuer Reisegefährte, eine andere Dau, die uns nach 14stündiger Fahrt nach Tanga brachte.

Eine Eisenbahnfahrt in Afrika.

In Tanga giebt es Arbeit, denn die Sachen, die wir aus Europa mitgebracht haben, müssen vom Zoll abgeholt und neu verpackt werden, jede Kiste oder jede Last 50—60 Pfund schwer, denn mehr kann ein Schwarzer auf die Dauer nicht tragen. Einige Waschambaa*) sind schon heruntergekommen von den Bergen Usambaras, um sie hinaufzuschaffen auf die Missionsstationen. Last wird neben Last gelegt; dann werden die Leute mit Namen aufgerufen, und jeder muß der Reihe nach hinter eine Last treten. So werden sie verteilt. Macht man es nicht etwas militärisch, so kann man sich nicht retten vor ihren vielen Worten und Einwendungen. Danach bekommen sie ihren Lohn und gehen damit in die Stadt, um ihn in Kleidungsstücke umzusetzen, die sie für sich und ihre Familie mitnehmen wollen.

Am nächsten Morgen ist alles fertig zum Aufbruch. Sie treten an, ein Speisebündel und eine Kürbisflasche um die Schulter gehängt und den Speer in der Hand, nehmen die Last auf den Kopf und marschieren los, der Stärkste voran, die andern folgen Mann hinter Mann. Wir

*) Waschambaa ist zusammengezogen aus Waschambala. Mschambala ist ein Mschambaa, Waschambala ist die Mehrzahl; Kischambala ist die Sprache und Uschambala oder Usambara ist das Land. l und r können wenige unterscheiden. Alle Worte werden auf der vorletzten Silbe betont.

lassen sie allein ziehen den 6 Tage weiten Weg durch das Wadigoland und dann durch die wasserlose Steppe nördlich um das Usambaragebirge herum nach Mlalo und Mtai. Des Nachts rasten sie in Dörfern oder im Freien um ein großes Feuer gelagert, das zum Schutz gegen die Kälte und die wilden Tiere angezündet ist.

Wir nehmen einen anderen Weg; er ist etwas weiter, aber wir bekommen auf ihm vieles zu sehen, was uns sonst entgehen würde. Zuerst die Eisenbahn, dieses Wunder Afrikas! Wie anschaulich wissen die Schwarzen das Schnauben und Rollen und Pfeifen des gari ya moshi

Eisenbahn in Tanga.

(des Rauchwagens) nachzumachen! Auch uns ist es viel spaßiger, in Afrika auf einer Eisenbahn zu fahren, als in Europa. Es herrscht dort noch die afrikanische Gemütlichkeit oder Langsamkeit. Es fährt auch wöchentlich nur ein oder zweimal ein Zug. Noch ist sie nicht fertig bis zum Gebirge, sondern endet im fruchtbaren, hügeligen Bondeland. Wir steigen aus und besuchen Magila, eine Niederlassung der englischen Universitätenmission, wo etwa 100 Knaben aus den Wabondei, Wasegula und Waschambaa erzogen werden. Ihre Missionare sind liebenswürdig

und feingebildete Menschen, aber sie stehen in ihrer hochkirchlichen Richtung den Katholiken näher als uns, wie sie auch deren Missionspraxis bei sich eingeführt haben, nur daß sie ihre Jungens weniger zu Handwerkern als zu Lehrern ausbilden, und sie mehr spielen als arbeiten lassen. Dadurch sind sie den Kolonialfreunden so unsympathisch geworden, und damit haben sie wohl zumeist deren herbes Urteil über evangelische Missionsarbeit veranlaßt. Die deutsche evangelische Missionsarbeit treffen solche Vorwürfe wie der, daß wir unsere Christen nicht arbeiten ließen, keineswegs, und wo deutsche Reisende wirklich deutsche evangelische Missionsarbeit kennen gelernt haben, da haben sie dieselbe auch stets schätzen gelernt.

Der Aufstieg.

Von Magila aus geht es zu Fuß auf gutem Wege nach Korogwe am Pangani (60 km). Zur Rechten haben wir die östliche Hälfte von Usambara, nämlich das Handeigebirge, wo schon viele Plantagen angelegt sind, die reichen Ertrag liefern an Kaffee und Vanille. Baumwolle und Tabakkulturen haben sich weniger gelohnt. Schlafen können wir in Rasthütten, die die Regierung hat bauen lassen, und die alles enthalten, was man braucht für die Nacht. Der Häuptling des nächsten Dorfes hat den Schlüssel dazu und haftet für die Instandhaltung und Ordnung.

In Korogwe ist eine zweite größere Missionsstation der Engländer. Man hat von ihrer Veranda aus einen schönen Blick in das weite Usegula hinaus. Auch dort werden viele Knaben erzogen. Möchte die Station bald stärker besetzt werden können, daß das Evangelium auch hinausgetragen werden kann in die vielen Dörfer, die vor ihren Augen liegen!

Wir ziehen weiter nach Kwasigi am Pangani, wo eine Außenstation von Korogwe ist; und nun sind wir angekommen am Fuß der Berge von Westusambara. Wie steil sind die Felsen! Völlig unvermittelt steigen sie in die Höhe aus dem Tieflande heraus. Fast scheint es einem unmöglich zu sein, da hinaufzuklettern. Doch hinauf müssen wir, denn liebe Brüder wohnen dort oben, die auf uns warten. Schon finden wir einen Gruß von ihnen. Es ist ein Wegweiser zur Rechten, der „nach Lutindi“

Kwafigi am Pangani.

hinausweist. Br. Bodermann und Br. Liebnich haben ihn ein Tages unter großen Jubel aufgerichtet mit ihren Knaben.

Wir verlassen den bisherigen Weg, der über Masinde nach dem Kilimandjaro weiterführt, und beginnen den Aufstieg auf die Berge.

Zuerst kommen wir durch fruchtbares Schwemmland, das sich vielfach angesammelt hat am Fuß des Usambaragebirges, weil jeder Regen auf den Bergen gute Erde hinabspült in die Tiefe. Dort läßt sich mit wenig Mühe viel Speise ziehen. Wir sehen Reisfelder und Maisäcker, Kürbisse, Süßkartoffeln, Hirse, Erbsen, Bohnen, Zuckerrohr und Bananen. Doch möchten wir dort nicht wohnen, denn es ist drückend schwül und sehr ungesund: eine Nacht an diesen Orten brächte uns unfehlbar ein heftiges Fieber. Auch die Eingeborenen leiden daran nicht weniger, als die Europäer: sie sind es aber gewohnt, und nehmen es in den Kauf.

Nun wird der Boden trocken und fest: es ist ein harter, undurchdringlicher roter Lehm, und nur spärliches Gebüsch und Heidekraut kann auf ihm wachsen.

Wir müssen ernstlich klettern im Sonnenbrande, und mancher Schweißtropfen fällt zur Erde. Der Weg ist verhältnismäßig gut, wenigstens im Vergleich zu früher, wo nur ein Fußpfad hinaufführte, in dem sich bei jedem Regen das Wasser sammelte, um dann in die Tiefe zu rauschen, Geröll bloßlegend und tiefe Löcher aufwühlend.

Jetzt kommen wir in schattigen Wald mit prächtigen Laubbäumen, die vielfach an Europa erinnern. Mächtige Schlinggewächse ranken an ihnen empor und dichtes Gestrüpp mit Riesenfarnen bedeckt den Boden. Blühende Myrten stehen am Wege, und rote Geranien und blaue Vergißmeinnicht sehen uns heimatlich an am plätschernden Bach. Bald sind wir auch vertraut mit den großen Schmetterlingen und den bunt schillernden Kolibris, die von Strauch zu Strauch fliegen und die aromatisch duftenden Blüten nach Honig absuchen. Fremdartig aber bleiben uns immer die schwarzhaarigen Affen mit langem Schwanze und weißer Halskrause und die schwerfälligen Nashornvögel, die laut krächzend über die Bäume hinziehen.

Bergbäche werden überschritten auf großen Steinen. Nicht einmal die Füße machen wir uns naß, denn es hat Monate lang nicht geregnet. Wie würden sie schäumen und tosen, wenn wir in der Regenzeit reisten! Nun kommen wir wieder zu Dörfern und Äckern der Waschambaa, und

bald sind wir oben. Wir fragen nach Lutindi und werden hingewiesen nach einem Walde auf vorspringendem Berge. Eine kleine Rauchwolke liegt darüber. Dort wäre Kisungu (die Niederlassung der Europäer). Wir folgen einem Pfade, der noch immer bergan führt, und plötzlich liegt vor uns in einer Lichtung die Erziehungsstätte für befreite Sklaven, die der evangelische Afrikaverein hier angelegt hat.

Lutindi, eine Freistätte für Sklaven.

Es ist eine Kolonie mitten im Urwalde, die von Br. Bockermann und Br. Liebusch, zwei Bielefelder Diakonen, gegründet worden ist. Der erste war verheiratet und hatte die Leitung in Händen, mußte aber in die Heimat zurückkehren, weil er erkrankte infolge schwerer Heimsuchungen, von denen der Tod seiner Frau für ihn und die Station die bitterste war. Br. Hoßbach ist an seine Stelle getreten, während sich Schw. Krämer und Frl. Liebusch bemühen, die heimgegangene Schw. Bockermann zu ersetzen.

Hinter der Kolonie und dieselbe überragend sehen wir ein großes Gebäude mit weißgetünchten Wänden und einem grauen Dach aus den Scheiden von abgestorbenen Bananenblättern. Das ist das Erholungshaus des Afrikavereins, das von Br. Gerdes eingerichtet ist. Dieser ist jetzt nach Deutschland zurückgekehrt.

Hier ist schon tüchtig gearbeitet worden. Das sieht man an den Baumstämmen, die herumliegen, teils verbrannt, teils zersägt. Einige Baumriesen sind stehen geblieben. Große Strecken sind urbar gemacht und mit Kaffeebäumen, Bananen, Mais und europäischem Gemüse bestellt. Die Häuschen sind noch einfach und primitiv aus Baumstämmen und Lehm aufgeführt, doch gewährt das Ganze einen überaus gemütlichen Anblick. Tauben fliegen aus und ein, Enten plätschern im Wasser und Hühner gackern. Etwa vierzig Knaben und Mädchen empfangen hier eine christliche Erziehung, und werden mehr in der Arbeit als in der Wissenschaft unterwiesen. Ein Posaunenchor ist in kurzer Zeit aufgeblüht, denn die Schwarzen haben viel Lust und Geschick zum Blasen.

Steigen wir zum Erholungshaus hinauf, so freuen wir uns besonders über die großartige Aussicht, die wir haben auf luftiger Höhe. Man sieht tief hinab in das weite Usegula mit den vielen Dörfern auf den Inseln des Pangani, und man kann fast den Weg verfolgen, den wir

Br. Bockermann mit seinem Posaunenchor.

soeben heraufgestiegen sind zu dem mächtigen Usambaragebirge mit dem grotesken Maschindei.

Hier ist es lustig und kühl, hier kann man sich erholen von der Hitze der Küste, hier kann man auch in Frieden des Nachts schlafen, denn Moskitos giebt es nicht, und es ist kühl, daß man sich fest einwickeln muß in wollene Schlafdecken. Ist man lange genug hier, so wird man auch das Fieber los und kommt sich vor, als wäre man von neuem geboren. Freilich nützt kein Aufenthalt von wenigen Tagen, und man darf keine Jagdausflüge machen in die fiebrige Steppe, sonst nimmt man neue Fieberkeime auf, und die Kur ist umsonst.

Sehr schmerzlich war der Einzug von Schw. Lina Dickmann, einer Bielefelder Diakonisse, die hier den Haushalt übernehmen sollte, als Br. Bockermann noch nicht verheiratet war. Sie bekam auf der Reise ein sehr schweres Fieber oder den Sonnenstich, und mußte die Berge hinaufgetragen werden. Oben angekommen legte sie sich gleich nieder denn das Fieber erfaßte sie aufs neue, und nach einigen Tagen schweren Leidens, fern von aller Kultur und aller weiblichen Pflege, ging sie heim zu ihrem Herrn, dem sie mit besonderer Treue und Liebe gedient hatte. Ihr Grab liegt auf der Ostseite des Abhanges im Heidekraut und Sonnenschein.

Wuga.

Ugasi bei Wuga.

Am nächsten Morgen in aller Frühe brechen wir auf, denn ein weiter und anstrengender Marsch liegt vor uns; unser nächstes Ziel ist Wuga, die Hauptstadt von Usambara. Zuerst geht es leidlich eben hin auf schönen Höhen durch Feld und Wald, an vielen Dörfern vorbei, so eben als es nur sein kann in Usambara, denn Usambara ist keine Hochebene, die man nur zu ersteigen braucht, und dann ist man oben, sondern es ist eine große Ansammlung von ineinandergeschobenen Bergen und Thälern. Hat man eine Höhe erklommen und hofft nun ebener gehen

zu können, so sieht man zu seinem Schrecken, daß ein tiefes Thal vor einem liegt, zu dem man mehr hinabstolpert als hinabgeht. Unten angekommen überschreitet man einen Bach oder Fluß, und nun geht es wieder in die Höhe, so steil wie nur möglich. So wird man oft angeführt. Man muß leicht sein und eine gute Lunge haben, wenn man dort große Märsche zurücklegen will. Diese Eigenart des Gebirges steht einer ausgedehnteren Kolonisation sehr im Wege.

Wir erfahren auch gleich diese Tücke der Berge, denn plötzlich stehen wir vor einer tiefen Einbuchtung. Fast sieht es aus, als ob sich die Steppe weit hineingeschoben hat in das Gebirge. Oben können wir nicht herumgehen, wir müssen hinab, wie tief es auch ist und wie schwer es uns auch wird, müssen ein heißes, stickichtes Thal durchqueren mit einem Fluß und hohem, scharfkantigem Gras, und dann steigen wir jenseits wieder hinauf!

Wir sind ernstlich müde und verlangend schauen wir aus nach Wuga, denn acht Stunden sind wir schon unterwegs und haben kaum geruht. Da öffnen sich die Berge und vor uns liegt die alte, mächtige Königsstadt. Ein breiter Bergesrücken bietet ihr so viel Raum, wie es dort selten vorkommt. Hütte steht bei Hütte, und alle sind rund, wie ein großer Bienenkorb, und bis auf die Erde mit Schilf gedeckt.

Und noch ein Stück weiter, da sehen wir auf kleinem Hügel in weiter Mulde die Missionsstation Ngasi bei Wuga, die von Br. Lang-Heinrich und Gleiß angelegt ist. Das Kirchlein mit Turm und das kleine Pfarrhaus daneben machen einen freundlichen Eindruck. Sie umschließen mit dem Knabenhause und der Schule einen freien Platz aus rotem Lehm, auf dessen Mitte ein großer, schattiger Baum steht.

Dieser Anblick macht uns fröhlich, und schnell greifen wir nach den Gewehren und geben drei Schuß ab, die mächtig durch die Berge rollen, um uns so anzumelden bei den Brüdern, und sogleich sehen wir, wie es lebendig wird auf der Station, wie schwarze Knaben aus ihrem Häuschen herauskommen, zu uns hinaufsehen und dann hineilen zu ihren Missionaren, um sie zu rufen. Sie treten heraus aus ihren Stuben, das Horn in der Hand, und nun tönt es zweistimmig zu uns herauf: „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit.“

Wir eilen hinab und sind bald am Ziel, und nun können wir ruhen von unseren Strapazen. Frische Erdbeeren setzen die beiden Missionars-

frauen uns vor. Neben Br. Lang Heinrich steht jetzt, an Stelle von Br. Gleiß, Br. Döring, den es wieder hinausgezogen hat nach Afrika, nachdem er in der Heimat drei Jahre an der Leitung der Mission gearbeitet hat. Br. Gleiß ist jetzt in Maneromango. Mit den Knaben, die auf der Station wohnen, werden wir noch am Abend bekannt gemacht, denn sie sind die Freude und die Hoffnung der Brüder. Bis Anfang 1900 waren 7 dieser unverheirateten Jünglinge getauft und bildeten eine mit den Missionaren eng verbundene Gemeinschaft. Im März 1900 wurden die ersten Ehemänner mit ihren Frauen getauft. Damit war der Anfang selbstständiger Gemeindebildung gegeben. Jetzt ist die Arbeit sehr gewachsen. 57 sind getauft, darunter auch einige in Lutindi, 133 stehen im Taufunterricht.

In der Königsstadt der Waschambaa.

Am nächsten Morgen machen wir einen Besuch im nahen Wuga. Ein großer Teil der Hütten ist vor einiger Zeit niedergebrannt, die meisten stehen jedoch noch, unter ihnen die Hütten des Häuptlings, die sich durch nichts von den anderen Hütten unterscheiden. Man meldet uns bei ihm an, und wir müssen ein wenig warten, während Frauen und Kinder neugierig um uns herumstehen. Die letzteren sind meist sehr dürftig bekleidet, einzelne haben nur eine Schnur mit einem Amulett um den Leib, die Frauen dagegen sind fast durchweg anständig und nett bis über die Brust mit bunten Tüchern bedeckt. Schön sind sie aber nicht, denn die Waschambaa haben den echten Negertypus, den vorspringenden Mund, die breiten Kinnladen und die eingedrückte Nase. Und daß sie sich ihr Haupthaar völlig abrasieren und gern große Holzpflöcke in die durchlochten Ohrläppchen stecken, trägt auch nicht zu ihrer Verschönerung bei.

Jetzt kommt der Häuptling, um uns zu begrüßen. Er hat sich einen mit goldgelber Borte besetzten grünen Arabermantel umgeworfen und schnell seine schmalen und spitzen Pantoffel angezogen. Doch kann er nicht gut in ihnen gehen, deshalb läßt er sie tragen auf Reisen und macht nur von ihnen Gebrauch bei der feierlichen Begrüßung. Wir reden ihn an simba muene, „mächtiger Löwe", und er ruft uns ein einfaches jambo bwana zu. Das ist der Gruß der Suaheli und heißt: Hast du kein Ungemach, Herr? Die echte Waschambaabegrüßung ist viel länger und umständlicher, sie beginnt mit dem uns völlig unverständlichen

mosmuenye und wird fortgeführt, indem man sich danach erkundigt, wie es aussieht in Hütte, Stadt und Land, und wie es um des Mannes und der Familie Gesundheit steht, und immer wieder muß man ein langgezogenes hmmm dazwischenbringen, das klingt wie das Brummen eines Ochsen. Hat man weiter nichts zu sagen, so sagt man hmmm und unser Gegenüber antwortet ganz getreulich hmmm.

Auch die Unterhaltung mit dem Häuptling Kinyassi ist bald zu Ende, nachdem er uns seine Stadt und sein Land gezeigt hat. Unsere Gedanken sind bei Dr. Krapf, der im Jahre 1848 als erster Weißer und erster Missionar vor den Thoren Mugas gestanden hat. Die Stadt selber hatte er nicht betreten dürfen, denn das war jedem Fremdling verboten. Dann bringt uns der Häuptling sein Gastgeschenk in Gestalt eines Ziegenbocks, und damit sind wir verabschiedet. Wir schicken ihm hernach einige bunte Tücher in gleichem Werte als Gegengabe hinauf.

Kinyassi ist ein gutmütiger aber ziemlich unfähiger Regent. Er hat es auch nicht leicht, der Vermittler zu sein zwischen der deutschen Regierung und seinem Volk. Immer wieder werden Ansinnen an ihn gestellt, die er gern erfüllen würde, wenn seine Macht dazu ausreichte. Eines Tages war er sogar geflohen, um sich seiner Königswürde zu entziehen, und hatte sich versteckt gehalten, bis ihn seine Großen überredeten, wieder zurückzukehren.

Das Häuptlingsgeschlecht der Wakilindi.

Ursprünglich hatten die Waschambaa keine Häuptlinge, sondern jedes Dorf regierte sich selber durch seine Ältesten. Da war viel Angst und Krieg im Lande, namentlich Angst vor den Jägervölkern der Steppe, die des Nachts die steilen Berge Usambaras erkletterten und beim ersten Morgengrauen über die wehrlosen Dörfer herfielen.

Eines Tages sahen die Bewohner von Silai, einem Dörfchen auf dem Süd-Westabhange von Usambara, Rauch in der Steppe. Beherzte Männer stiegen hinab und schlichen sich heran, um auszuspähen, ob es Feinde seien. Sie fanden 12 Jäger mit ihren Hunden, und ihr Anführer Mbega erzählte ihnen, daß sie aus Kilindi geflohen seien, weil der Sohn des dortigen Häuptlings auf einer Jagd ums Leben gekommen sei, freilich ganz ohne ihre Schuld. Zugleich gab er ihnen viel Fleisch und bat sie, wieder zu kommen und Kochgerät mitzubringen. Als sie

dieses thaten, stieg Mbega mit ihnen hinauf nach Silai und blieb dort wohnen. Seine Gefährten siedelten sich in der Steppe an.

Damals waren die Wildschweine eine große Plage im Lande. Deshalb gewann sich Mbega bald die Herzen aller dadurch, daß er mit großem Eifer der Jagd nachging. Die jungen Leute schlossen sich ihm an, und er teilte die Jagdbeute aufs ehrlichste mit ihnen. Der Ruf von seinem Jagdglück und seiner Freigebigkeit verbreitete sich schnell; deshalb kamen Gesandte von Bumbuli, die ihn einluden, auch zu ihnen zu kommen. Dort gab man ihm eine Frau. Noch war sein erstes Kind nicht geboren, da kamen schon die Leute von Wuga, um ihn dorthin zu holen. In Wuga einigten sich die Männer freiwillig in dem Entschluß, für Mbega zu ackern, damit er unbekümmert um die Sorgen der Nahrung der Jagd nachgehen könne. Bald darauf kamen die Vertreter der Landschaften von Bumbuli, Mlalo, Ubii, Mbaramu und Mti zusammen und ernannten ihn zu ihrem Häuptling. Es fand eine Art von Krönung statt, indem ihm ein Tuch um den Kopf gewunden wurde. Danach setzte man ihn auf einen Stuhl und trug ihn in die Stadt. Die jungen Männer führten einen Kriegstanz auf, und die Alten tranken Bier, froh daß sie nun einen König hatten.

Der Sohn Mbegas, Buge mit Namen, befestigte seine Herrschaft in Usambara, indem er viel im Lande umherreiste und Gericht hielt, um alle Streitigkeiten zu schlichten. Auch ließ er Wege schlagen, Wassergräben ziehen und künstliche Teiche anlegen, um so das Land bewässern zu können wenn der Regen ausblieb. Er steht noch den Waschambaa vor Augen als ein mächtiger Friedensfürst, unter dem sie sich sehr wohl befanden.

Sein Sohn Schebuge organisierte ein Heer und schaffte sich einen ordentlichen Hofstaat an. Er hatte Pagen und Leibgardisten und viele Frauen. Die ganze junge Männerwelt wurde in Kompagnieen eingeteilt und einexerziert. Ihre Standarten standen in einem besonderen Häuschen beisammen. Mit Hilfe seines Heeres überwand er die Wapare im Norden und die Wabondei im Süden und machte sich sogar die Küste mit Tanga und Pangani tributpflichtig. Im Lande vergewisserte er sich seiner Herrschaft, indem er überall in den größeren Ortschaften seine Söhne als Häuptlinge einsetzte.

Ihm folgte Kimweri, der von Dr. Krapf und Missionar Ehrhard besucht wurde in den Jahren 1848 und 1856. Beide waren mit

Lebensgefahr und auf Umwegen dorthin gekommen, weil der Sultan von Sansibar nicht wollte, daß die Europäer Kunde erhielten von dem schönen Berglande im Innern, und beiden war es von Kimweri nicht erlaubt worden, die Sprache des Volkes zu lernen und Mission zu treiben. Die „Wakilindi", deren Einzug in Usambara in so freundlicher Weise geschah, bildeten sich immermehr zu afrikanischen Despoten heraus, die ihr Volk knechteten und aussogen. Das zeigt auch eine Geschichte, die Br. Wohlrab von den Waschambaa erzählt wurde.

Es war in den Tagen Kimweris des Großen. Da saßen in Wuga zwei Knaben beisammen und stritten sich, wer größer wäre Gott oder Kimweri. Der eine sagte, Gott ist größer, der andere, nein, Kimweri. Kimweri ging zufällig vorüber und hörte den Streit. Er rief die Knaben zu sich in seine Hütte und schenkte dem, der gesagt hatte, Gott ist größer, ein weißes Tuch und eine weiße Kappe, und dem, der gesagt hatte, Kimweri ist größer, ein blaues Tuch und eine rote Mütze. Darauf gab er ihnen einen Auftrag und befahl ihnen, unverzüglich nach Bumbuli zu eilen und den Auftrag auszurichten. Als die Jungen fort waren, rief Kimweri seine Sklaven und sprach zu ihnen: „Auf! Jagt den Jungen nach und schlagt den mit dem weißen Tuch und der weißen Kappe nieder!" Die wilde Meute sprang auf und eilte hinter den Knaben her. Im Walde lagerten sie sich in einen Hinterhalt, stürzten auf die Kinder und schlugen den mit dem weißen Tuch und der weißen Kappe zu Boden. In furchtbarem Schrecken stürmte der andere davon, stürzte in Kimweris Hütte und erzählte, daß sein Genosse im Walde erschlagen sei. Als ihm Kimweri scharf ins Gesicht sah, erkannte er entsetzt, daß es der Junge war, der gesagt hatte, Gott ist größer. Die Knaben hatten auf dem Wege ihre Geschenke ausgetauscht.

Ein Sohn dieses Kimweri war Sembodja, der sich sein Dorf gründete bei Masinde an der Heerstraße, die von der Küste nach dem Kilimandjaro führt, um dort Abgaben zu erheben von den vorbeiziehenden Karawanen. Usambara hielt er in Schach, indem er den rechtmäßigen Herrscher aus Wuga vertrieb und seinen Sohn Kimweri II. dort einsetzte. Er ist es gewesen, der trotz seines Vertrages mit Dr. Peters den Dr. Meyer völlig ausplünderte, als er seine erste Reise nach dem Kilimandjaro machen wollte.

Inzwischen hatten sich Br. Johanssen und Br. Wohlrab im Jahre 1891 bei Mlalo niedergelassen in Übereinstimmung mit Si-Kimyassi, dem

Häuptling von Mlalo. Kimweri bedrohte ihn deshalb mit Krieg, und als Br. Johanssen im Jahre 1892 bei ihm anfragte, ob er nicht auch in seinem Lande eine Missionsstation haben wollte, da lehnte er es mit offenkundigem Spott ab. Nach seinem Tode machte Sembodja seinen anderen Sohn Mputa zum Herrscher von Wuga. Unter ihm konnten im Jahr 1895 Br. LangHeinrich und Gleiß die Missionsstation anlegen, wenn auch unter mancherlei Schwierigkeiten. Der Häuptling verbot den Leuten bei Pfändung einer Ziege, den Europäern Speise zu verkaufen und ihnen beim Bauen zu helfen. Sie ließen sich aber nicht abhalten, sondern brachten es des Abends heimlich, weil Hunger im Lande war. Ganz anders wurde es, als Leutnant Storch gegen Mputa vorging.

Die Sembodjapartei war nur klein und beim Volke sehr verhaßt, deshalb hatte er in Wirklichkeit nur eine geringe Macht. Trotzdem wußte er sich solch ein Ansehen zu geben, daß er sehr vorsichtig behandelt wurde von unserer Regierung, und daß hauptsächlich seinetwegen eine Kompagnie Soldaten in dem ungesunden Masinde stationiert wurde. So ging es, bis Leutnant Storch hinter die thatsächlichen Verhältnisse kam, den Mputa einiger Morde überführte und ihn öffentlich durch den Strang hinrichten ließ. Sembodja hätte dasselbe Schicksal erlitten, wenn er nicht kurz vorher eines natürlichen Todes gestorben wäre. Kein Mschambaa rührte die Hand, alle atmeten erleichtert auf, es „freuten sich Katzen, Hunde und Hühner". Nun wurde Kipanga von Handei zum König von Wuga eingesetzt, da Kinyassi, der rechtmäßige Thronerbe, sich weigerte, dorthin zu gehen. Seine Furcht war zu groß. Als sich aber Kipanga als völlig unbrauchbar erwies, ließ sich Kinyassi schließlich bewegen, in Wuga seinen Einzug zu halten. Die Militärstation in Masinde wurde aufgehoben und ein Bezirksamt mit etwa 25 Mann Polizeisoldaten in dem gesunden Rusotto auf den Usambarabergen eingerichtet und Wilhelmsthal genannt. Begabt ist Kinyassi, er hat in kurzer Zeit bei den Brüdern schreiben und lesen gelernt, nur die Thatkraft fehlt ihm völlig. Er lehnt sich sehr an die Missionsstation an und holt sich oft Rat bei den Brüdern.

Die Missionsarbeit in Wuga.

Alles dieses erzählen uns die Brüder, während wir von Wuga zurückkehren. Auch aus ihrer Arbeit hören wir so manches, wie freund-

lich sie der Herr geführt hat, und wie dankbar und glücklich sie sind in ihrem Beruf. Der Herr hat sie reich gesegnet und hat ihnen viel Freude gegeben an ihren Jungens. So brachte Jakobus Kibuana dem Stiefvater sein ganzes erspartes Geld, weil dieser seine Kinder nicht mehr ernähren konnte. Es waren an 30 Mark. Und als ihm seine Braut erklärte, daß sie nur seinetwegen und nicht um des Wortes Gottes willen auf die Station gekommen sei, schied er sich von ihr, wie schwer es ihm

Knaben von Wuga mit ihrem Missionar.

auch wurde. Er hat auch nun seine große Schüchternheit überwunden und hilft den Brüdern in der Schule und im Unterricht der neu hinzukommenden Taufbewerber, während Barnaba Tifili zweimal in jeder Woche den Kindergottesdienst abhält.

Ein Tag ist den Brüdern noch in besonders freundlicher Erinnerung; es ist der Sonntag, an dem sie ihre Kirche einweihen konnten. Alle

ihre Arbeiter hatten sie dazu eingeladen, und ein fröhlicher Festschmaus schloß sich an den Gottesdienst an. Kinyassi kam auch in die Kirche, aber er schwitzte vor Angst und war nicht zu bewegen, seine Häuptlingsmütze abzunehmen, denn er fürchtete, getauft zu werden.

In große Unruhe wurden die Brüder versetzt durch die Nachricht vom Anzuge der Trappistenmönche, die Bumbuli besetzen wollten. Sofort errichteten sie 4 Außenstationen rings um Wuga herum, um so das Land für sich in Beschlag zu nehmen. Trotzdem konnten sie es nicht hindern, daß sich die Katholiken in Gale festsetzten, wo sie schon lange Zeit fast sonntäglich Gottesdienst gehalten hatten. Wir wünschen ihnen von Herzen Gottes Segen, wo sie uns nicht stören; wo wir aber ein Volk in Arbeit genommen haben, glauben wir nicht, daß ihre Mitarbeit von Segen für dasselbe ist

In Bumbuli gründete Br. Röhl im Juni 1899 eine neue Station auf einem schönen und fruchtbaren Hügel, der überall bewässert werden kann und kaum eine Minute von der Schöpfquelle der Bumbuli-Leute entfernt ist. Ihm zu Hilfe kamen Gesch. Rösler, nachdem sie sich ein Jahr lang in Wuga in die Missionsarbeit eingelebt hatten. Am 6. Januar 1901 wurden die 8 Erstlinge getauft.

Krankheiten der Waschambaa.

Auf der Station giebt es nun allerlei zu thun. Br. LangHeinrich giebt Taufunterricht und leitet die Bauarbeiten, an denen nie Mangel ist. Es werden im Auftrage und auf Kosten der Regierung Wege angelegt, um das Land zu erschließen. Auch dem Evangelium wird es dadurch erschlossen. Ein besonderer Segen für die Station und die ganze Umgegend ist der 10 km lange Wasserlauf, durch den auch in regenarmer Zeit das Land bewässert werden kann. Die Schularbeit leitet Br. Döring. Auch Kranke müssen verbunden werden. Es kommen viele, denn auch die Naturvölker sind nicht gesund, wie manche meinen, sondern auch sie haben vielerlei Leiden. Namentlich Rheumatismus und Zahnschmerzen, schlechte Wunden und Magenkrankheiten, Erkältungen und Husten plagen sie sehr. Auch Epileptische, Irre und Aussätzige giebt es. Pocken und Influenza ziehen öfter durch das Land und werden sehr gefürchtet. Und wie ratlos sind sie all diesen Leiden gegenüber! Es giebt ja Ärzte, und zwar sind es zumeist Spezialärzte, aber wie sehr tappen sie im

Dunkeln, verordnen dies und verordnen das, vielfach ganz lächerliche Dinge, geben Medizin und beschwören, schröpfen und schmieren Holzasche in die Wunden, brennen mit einem glühenden Eisen und schneiden den schlechten Zahn mit einem Messer heraus oder stoßen ihn gar mit dem Speer fort, es ist ein wirres Durcheinander von Hexerei und Betrügerei, von richtigen Beobachtungen und ganz willkürlichen Einfällen, eine bunte Mischung von Richtigem und Falschem, von Hilfe und Quälerei.

Namentlich die Sandflöhe machen jetzt Weißen und Schwarzen viel zu schaffen. Vor zwei Jahren hat man sie in Ostafrika noch gar nicht gekannt. Sie sind erst aus Brasilien über den atlantischen Ozean gekommen, in Westafrika gelandet und haben allmählich den ganzen Erdteil durchquert. Es sind ganz kleine Tierchen, die man mit bloßen Augen kaum sehen kann. Sie dringen ein zwischen die Zehen, auch wenn man Schuhe an hat, beißen sich da ein und legen viele Eier. Wird die Wunde nicht bald erkannt und gehörig gereinigt, so fängt sie an zu eitern, und vernachlässigt man sie weiter, so giebt es sehr häßliche Wunden, und oft müssen die Zehen abgenommen werden.

Diese Zeit der vielen Wunden kam wie eine Plage ins Land und ging auch wieder. Zu Zeiten mußten an einem Tage 200 Kranke und mehr verbunden werden. Dabei halfen die Christen, weil die Brüder nicht alle selbst verbinden konnten. Sie unterziehen sich aber der Mühe gern, denn sie können doch zumeist helfen oder die Not wenigstens lindern, und sie ebenen sich dadurch den Weg zu den Herzen der Leute und machen sie vielfach willig, auch dem Worte Gottes Gehör zu schenken. Oft war die ganze Kirche mit Kranken gefüllt, daß auch kein Plätzchen mehr frei blieb, und alle wiederholten immer aufs neue: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, spricht Gott." Auf die Wunden folgten Hungersnot und Pocken. Die wachsende Schar der Taufbewerber ist aber ein Zeichen, daß diese schweren Nöte nicht umsonst für das Land gewesen sind.

Im Lande der Wambugu.

Jagd in Usambara.

Frohen Herzens wandern wir fort von Wuga, denn die Rast dort hat uns erfrischt, und wir brauchen nicht wieder hinab in die heiße

Steppe. Freilich geht es viel bergauf und bergab, bis wir nach Hohenfriedeberg kommen, aber wir sind nun schon etwas gewohnt, und wir bleiben doch auf der Höhe der Berge, wo zumeist frischere Lüfte wehen; und in der Galemulde singen des Morgens die Vögel so fröhlich, daß es eine Lust ist, zu wandern. Man wird unwillkürlich an einen schönen Frühlingstag der Heimat erinnert. Sogar eine Art von Nachtigall ist dort zuhause. Wild giebt es wenig auf den Usambarabergen. Früher soll eine Zeit gewesen sein, so erzählen die Christen, da waren die Gazellen so zahm, daß sie in die Dörfer kamen und den Leuten die Speise aus der Hand fraßen, denn kein Mensch tötete sie. Erst später, als man ihr Fleisch für die heidnischen Feste gebrauchte, hat man angefangen, sie zu jagen, und jetzt sind sie fast ausgerottet. Sie werden in Fallen und Schlingen erschlagen und mit laut kläffenden Meuten in Netze hineingetrieben und darin unterschiedslos erwürgt. Auch die Panther und Löwen sind ihre geschworenen Feinde. Löwen sind jedoch selten in Usambara, um so häufiger sind die Panther. Sie begnügen sich aber nicht mit dem Wildprett des Waldes, sondern stürzen sich auch gern auf die Herden der Schafe und Ziegen, wenn die Hirten nicht aufpassen, und richten ein großes Morden unter ihnen an. Darum sieht man häufig eine Pantherfalle am Wege; es ist ein schmaler Gang aus Baumstämmen, in den der Panther von einem Hund gelockt hineinkriecht, um dann, wenn er das Stellholz trifft, von zwei mit Steinen beschwerten Balken erschlagen zu werden. Auch Selbstschüsse bringen die Schwarzen häufig an im dichten Dornengestrüpp, indem sie Fleisch so vor die Mündung eines Gewehres binden, daß es losgeht, wenn das Fleisch zurückgezogen wird.

Vorderlader haben die meisten Waschambaa, aber schießen können die wenigsten damit, denn sie legen nicht an und zielen nicht, sondern sie halten das Gewehr beiseite und drücken so ab, weil es sonst zu sehr schlägt; und knallen thut es doch! Es ist ja oft bei den Negern vielmehr Lärm als Mut. Sie haben auch zumeist kein Pulver und Blei, weil die Regierung den Handel mit solchen Dingen nicht gern sieht. Die Einführung von Hinterladern macht sie sogar ganz unmöglich; und es ist auch gut so, denn sind die Neger bewaffnet, so sind sie auch eher zu einem Aufstande geneigt.

Zu ihrem eigenen Schutz genügen die Schwerter, Speere und Bogen, die sie seit alters führen, und die sie sich selber anfertigen. Ihre Pfeile

sind zum Teil vergiftet, und diese sind daran kenntlich, daß sie sorgfältig in einen Lederlappen gewickelt sind. Es wächst dort nämlich ein giftiger Baum, der in etwas einer Weide gleicht. Sein Holz und seine Blätter werden ausgekocht, das giftige Wasser wird dick eingekocht und in den so erhaltenen Giftbrei tunkt man die Pfeilspitze ein und läßt das Gift antrocknen. Jede Verwundung mit solch einem Pfeil tötet in wenigen Minuten auch das größte Tier. Mit solchen Pfeilen gehen sie viel auf die Jagd, indem sie das Wild beschleichen oder indem sie auf Bäume klettern und von da aus auf die Büffel, Antilopen, Elefanten, Zebras, Giraffen und all das andere Getier schießen, das in der Steppe lebt und das seine bestimmten Wege zum Fluß hat. Auch Fallgruben werden an ihnen aufgeworfen und dann leicht überdeckt. Sie sind so tief und schmal, daß die Tiere, wenn sie hineinfallen, mit den Beinen in der Luft schweben und so unmöglich wieder heraus können. Doch hat solches Jagen sehr abgenommen, da die Regierung es verboten hat, auf die edleren Tiere Jagd zu machen, weil sie sonst ausgerottet würden. Nur gegen Lösung eines sehr teueren Jagdscheins ist es erlaubt.

Der Markt von Gale.

Unter solchen Gesprächen kommen wir an den Markt von Gale. Wir haben schon viele Menschen aus allen Richtungen auf diesen Punkt zueilen sehen, denn er liegt auf einer Höhe in weiter Mulde. Einige sind auch an uns vorübergegangen. Sie waren alle sauber gewaschen und ordentlich gekleidet. Die meisten hatten sich mit Messingdraht und Perlen geschmückt, so daß sie ganz fein und manierlich aussahen. Viele Frauen trugen Mattenkörbe voll Speise oder Kürbisflaschen voll Bier oder Töpfe voll Honig auf dem Kopfe; alle lachten und schwatzten und hatten Eile; die Männer gingen ruhiger, den Speer in der Hand und ein Zicklein am Seil.

Nun sind wir am Marktplatz. Das ist ein buntes Gewirr und ein fröhliches Handeln und Markten. Alles wird dorthin gebracht, was zum Haushalt der Eingeborenen gehört, und alles wird ausgetauscht. Irdene Töpfe aus Lehm mit den Händen geformt und im Holzfeuer gebrannt und mit Graphit geschwärzt, Salz in Bananenblätter gebunden, Butter in Kürbisflaschen, Speise, Kleider, Ackergerät, Fleisch, Bier, Honig u. s. w. Von allem bekommt der Beamte des Häuptlings ein wenig als Marktabgabe.

Die Versuchsstation Kwai.

Fröhlich ziehen wir weiter, denn solch ein munteres Getümmel steckt an. Wir haben den Frohsinn auch nötig, sonst würde uns das Herz schwer bei dem Anblick, den wir vor uns haben, denn eine mächtige Felswand strebt vor uns steil in die Höhe. Da rinnt wieder mancher Schweißtropfen über die Nase, und man hat ein Recht, müde zu sein, wenn man oben angekommen ist. Doch nun sind wir oben in dem schönen Wambugulande mit dem dunklen Walde auf den Höhen und den saftigen Wiesen in den Gründen. Längsthäler und Querthäler wechseln ab; ziemlich eben können wir hingehen.

Doch zunächst müssen wir rasten am rauschenden Waldstrom, um zu hören von der Versuchsstation Kwai, die die Regierung in der Nähe angelegt hat, um herauszufinden, welche Produkte sich im schönen Hochlande von Usambara mit Gewinn anbauen lassen. Sie hofft ja, daß sich Ansiedler in größerer Anzahl hier niederlassen können. Ihnen soll damit der Weg gebahnt werden. Nicht nur mit allen Gewächsen deutscher Landwirtschaft werden Versuche gemacht, sondern auch mit allen Arten tropischer Pflanzen. Schöne Häuser sind gebaut mit Wellblechdächern, und üppige Saatfelder erfreuen das Auge. Beim Weizen stellte sich die Schwierigkeit heraus, daß er zu ungleich reifte, die Ähren mußten einzeln mit der Sichel abgeschnitten werden. Da ließ der Leiter der Station eine Drillmaschine aus der Heimat kommen, mit deren Hilfe er den Samen so gleichmäßig unter die Erde brachte, daß er auch gleichmäßig aufging und gleichmäßig reifte.

In einem Wambugudörfchen.

Nun müssen wir weiter, denn es ist schon 3 Uhr, und um 6 Uhr geht die Sonne unter. An vielen stattlichen Rinderherden mit drohend blickenden Bullen kommen wir vorbei. Einst war der Viehbestand noch viel größer, da trat die Rinderpest auf und vernichtete ihn fast völlig. Nur „der Same" blieb übrig, wie die Eingeborenen sagten. Ganz allmählich hat er sich wieder gehoben, denn die Pest ist weitergewandert an der Ostküste Afrikas entlang bis zum Kaplande wo ihr Professor Koch durch seine Impfungen Einhalt gebot. Das Vieh, das wir sehen, gehört zumeist den Häuptlingen der Waschambaa; es wird aber von den Wam-

bugu geweidet. Sie bekommen dafür die Milch und nach jedem dritten Kalb etwa eine Ziege.

Die Wambugu sind ein versprengtes Massaivölkchen, schlank und hochgewachsen, mit langen Gliedmaßen und einer Adlernase im ovalen Gesicht; sie sind tapfer und stolz, aber doch abhängig von den Waschambaa, weil ihre Zahl gar zu gering ist. Wie alle Massai verstehen sie nur das Weiden, und fangen erst jetzt allmählich an, auch zum Ackerbau überzugehen, nachdem sich der Viehbestand so verringert hat und die Heuschreckenplage es ihnen erschwert, sich auf den Märkten Speise zu kaufen.

Nun wird es Abend und wir müssen einkehren in einem Wambugudörfchen. Dieselben haben zumeist nur wenige Hütten und liegen weit zerstreut. Bereitwilligst weist uns der Dorfälteste eine leere Hütte an und schickt dann seine Frau, um dieselbe zu reinigen, denn sie verrät es noch gar zu deutlich, daß Ziegen darin übernachtet haben. Das schreckt uns Eingeweihte keineswegs, denn wir wissen, daß man dort am wenigsten vom Ungeziefer zu leiden hat. In den übrigen Hütten ist es zuweilen fürchterlich, da hat man alles beisammen, was Europa kennt, und einiges noch dazu; übernachtet man in ihnen, so fühlt man es oft 8 Tage lang.

An der Frau ist uns der Kopfschmuck besonders interessant. Er besteht oft aus vielen Reifen von Perlen, die in den gewaltigen Löchern der Ohrläppchen hängen. Natürlich können die Ohrläppchen solche Last nicht tragen. Darum hängen sie vielmehr an einem Riemen, der über den Kopf gelegt ist. Diesen Schmuck tragen sie Tag und Nacht, und es es sieht zu komisch aus, wenn die Frauen damit ackern oder vor einer Kuh sitzen und sie melken.

Nachdem die Frau ordentlich ausgefegt hat, ist die Hütte für die dortigen Verhältnisse ganz anständig, und wir fühlen uns darin leidlich wohl beim hellen Kerzenschein. Viele Sachen haben wir nicht bei uns, deshalb sind wir mit der Einrichtung bald fertig. Eine Bretterpritsche in der Ecke soll uns als Nachtlager dienen, und eine wollene Decke genügt, um uns gegen die Kälte zu schützen. Unsere Begleiter schlafen fast gar nicht zugedeckt auf der bloßen Erde.

Um etwas Milch haben wir gebeten, und diese wird uns gern gebracht in irdener Schale. An ihr erquicken wir uns und treten dann hinaus auf das Gehöft. Eine Herde nach der andern kommt zurück von

der Weide, und alles Vieh findet sein Unterkommen in den umliegenden Hütten. Ein Jüngling steht vor der unseren und wehrt den Ziegen, die den gewohnten Stall aufsuchen wollen..

Bald wird es dunkel; nur ein Feuer leuchtet, das auf dem Hof angezündet ist, alles ist still und friedlich, die Frösche quaken und die Heimchen zirpen. Man vergißt fast, daß man in Afrika ist. Es könnte ebensogut im Thüringer Walde sein, nur die Menschen sind schwarz, und ihre Sprache ist uns fremd. Ein kühler Abendwind macht sich auf und treibt uns hinein in unsere Hütte, die von einem offenen Feuer angenehm durchwärmt ist. Nur der Rauch ist lästig, denn er beißt in die Augen und macht sie entzündet. Es dauert nicht lange, so hören wir vor unserer Thür ein lautes hodi. Wir rufen karibu (herein!) und mächtige Wambugugestalten schieben sich zu uns hinein und setzen sich um das Feuer auf die Erde. Sie sind nicht mit leeren Händen gekommen, sondern haben uns Speise gebracht, die einen sauere Milch, die anderen gekochten Mais. Während wir essen, besehen sie uns genau und rauchen aus ihren kleinen Pfeifen mit dem langen Rohr und tauschen leise Bemerkungen aus.

Hernach beginnt die Unterhaltung. Sie haben ja ihre eigene, dem Suaheli völlig fremde Sprache, aber sie reden zumeist auch die Sprache der Waschambaa und die Sprache der Küste, so daß es keine Schwierigkeit macht, sich mit ihnen zu verständigen. Zunächst muß man erzählen von Europa und seinen Wundern und von allem Sehenswerten der Küste, denn die Wambugu gehen nie dahin, sondern sie verkaufen ihre Butter und ihr Vieh an herumziehende Suaheli oder Waschambaa. Sobald wir es können, gehen wir über zu der frohen Botschaft, die wir ihnen zu bringen haben, daß Gottes Vaterliebe zu den Menschen in seinem Sohne offenbar geworden ist, und alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit bekommen. Sie hören ernst und schweigend zu, aber ihre Herzen zu gewinnen, ist nicht leicht, sie sind zu sehr im Irdischen befangen und zu stolz und selbstgerecht. Doch wird der Wunsch immer wieder in uns rege, wenn wir ihr Land durchziehen, daß doch auch dieses schöne und begabte Volk dem Herrn dienen möchte.

Etwas matt und zerschlagen stehen wir am nächsten Morgen auf von unseren Brettern, geweckt durch das Bellen der Affen und das Schreien der Vögel, aber wir haben doch ausgeruht und erholen uns bald wieder in der schönen, frischen Luft. Unsere Leute wären jedoch

noch gern in den Hütten geblieben, sie seufzen über die Kälte, denn ihre Füße werden vom Reif „verbrannt", wie sie sagen. Doch dauert es nicht lange, so geht die Sonne auf, und damit kehrt der Frohsinn wieder.

Wir haben nicht mehr lange zu marschieren, so ist das Wambugu-land durchquert, und wir haben vor uns die schöne, reich bebaute Schelemulde, in der Hohenfriedeberg liegt. Wir sehen die Station in der Ferne auf kleinem Hügel, von Bergen und Felsen umschlossen. Ein schöner Kirchturm grüßt freundlich zu uns herüber, und der Rauch aus dem Schornstein der Küche erweckt auch frohe Gedanken. Da eilen wir leichten Herzens durch Maisfelder und Bananenhaine hin, kommen an einem Teich vorüber, auf dem wilde Enten schwimmen, und überschreiten dann den Umba auf einer massiven Brücke, die von dem Tischlerbruder Meyer auf Kosten des Bezirksamts gebaut ist. Früher lagen nur zwei lange Palmenstämme darüber, die leicht fortgerissen wurden in der Regenzeit. Fast regelmäßig sind Menschen dabei ertrunken.

Nun geht es auf sauberem Wege im Zickzack den Missionshügel hinan; Feldsteine und Ananas fassen ihn ein; jetzt sind wir oben, und die Freude ist groß.

Hohenfriedeberg.*)

Beginn der Missionsarbeit.

In Hohenfriedeberg kann man sich wohlfühlen. Da ist alles beieinander, was dazu erforderlich ist. Die Station steht ganz besonders unter dem Segen Gottes. Wie schön ist sie schon gelegen! Die Berge und Felsen im Rücken, an denen sich Äcker und Dörfchen hinaufziehen und von denen Bäche herunterplätschern, kleine Wasserfälle bildend, gegenüber die Hauptstadt des Landes Mlalo auf mächtigen Felsen, in der Tiefe der Umba, der sich über Steinblöcke hinweg in die Steppe hinabstürzt und

*) Die Entwickelung von Hohenfriedeberg wird ausführlicher erzählt, weil sie am weitesten vorgeschritten ist und so deutlich die Wahrheit der Gleichnisse des Herrn Mtth. 13, 31—33 und anderer Worte veranschaulicht, z. B. Mtth. 10, 34—39 und 19, 29.

laut aufschäumt und „bellt“, wie die Eingeborenen sagen. Zur Linken der Fernblick auf die weite Steppe und, ist die Witterung günstig, auf das ferne silberglänzende Meer, und zur Rechten die weite Mulde, die wir durchwandert haben, mit ihren sanfteren Hügeln und dem dichten Grün, mit ihren Fußpfaden, Bäumen und Äckern, ihren Feldern und Dörfern, ihren Ziegen- und Rinderherden und dem Hochwald im Hintergrunde. Es ist alles so lieblich. Man hat es mit Recht die ostafrikanische Schweiz genannt.

Wohlrab, Becker, Meinhard, Johanssen.

Hier hatten sich im Sommer 1891 Br. Johanssen und Br. Wohlrab niedergelassen und die Missionsarbeit mit Eifer begonnen. Vorübergehend wurden sie unterstützt durch Gärtner Holst und später durch Lehrer Meinhard. Si Kinyassi von Mlalo war ihnen wohlgesinnt und hatte sie durch seinen Sohn und viele Träger von der Küste abholen lassen. Als sie ankamen, wurde viel geschossen und gelärmt vor Freude. Dann ging es an die ernste Arbeit. Den Hügel hatten sie sich schon ausgesucht bei ihrem ersten Besuch und ein Holzkreuz darauf errichtet. Daneben schlugen sie ihre Zelte auf, und nun wurden Leute angeworben, die mit ihren großen Messern das Gebüsch abschnitten und die Wurzeln entfernten. Dann ging es ans Bauen.

von Häuschen. Je freier diese liegen, um so weniger sind die giftigen Schlangen zu fürchten, die sich fast nur im Gebüsch aufhalten. Ein Wohnhäuschen mit zwei Stuben und einer Veranda, eine Küche, ein

Erstes Wohnhäuschen in Hohenfriedeberg.

Knabenhaus und eine Kapelle wurden aufgebaut, alles aus Baumstämmen und Lehm und mit Schilf gedeckt, so einfach und anspruchslos wie nur möglich.

Auch die Kapelle war so unscheinbar. Der Fußboden bestand aus Lehm, und die Bänke waren rohe Bretter auf Pfählen, mit weißem, baumwollenem Stoffe bedeckt. Auch die Fensterrahmen hatten sie mit Stoff überspannt, um den Winden zu wehren, denn Fenster waren nicht vorhanden. Doch war ein Altar darin mit dem Crucifix und zwei silbernen Leuchtern darauf, und so machte sie einen netten und freundlichen Eindruck, und man weilte gern in ihr, denn es war ja die einzige Stätte ringsherum im Land, wo Gottes Ehre wohnte, und wo alles ihm geweiht war und auf ihn hinwies.

Sobald die Brüder etwas reden konnten in der Sprache der Waschambaa, fingen sie an, den Leuten zu sagen, daß man nur 6 Tage arbeiten dürfe und am 7. Tage ruhen müsse und Gottes Wort hören. Wenn die schwarz, weiß, rote Fahne im Winde flattere, dann sollten sie kommen zum Gottesdienst. Mit dem Sonntag hatten sich die Waschambaa bald befreundet, und sie mieden ängstlich hinfort, irgendeine Arbeit an demselben zu thun. Das Menschenherz ist ja so sehr geneigt, in Erfüllung von allerlei religiösen Vorschriften die Bedeutung des Gottesdienstes zu sehen, und so meinten die Waschambaa, Gott versöhnen zu müssen durch Nichtarbeiten am Sonntag. Selbst solche Fragen, ob man Wasser schöpfen dürfe am Sonntag, wurden ängstlich von ihnen erwogen.

So hatten es die Brüder natürlich nicht gemeint, aber es kam ihnen dieses Mißverständnis doch zu Hilfe, indem die Leute nun Zeit hatten, am Sonntag nach der Missionsstation zu gehen und Gottes Wort zu hören. Verließ ein Trupp die Kapelle, so kam ein anderer, viele mit den Worten: wir wollen Jesum gerne sehen. Denn große Bilder von Schnorr hatten die Brüder aufgestellt, die sie ihnen zeigten und erklärten, und täglich wuchs in ihren Herzen die Freude an ihrem Herrn und an ihrem Beruf. Es ist so köstlich, den Heiden den Heiland zu bringen.

Viel gingen sie auch hinaus in die umliegenden Dörfer und predigten: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Wo sie Männer und Jünglinge fanden, sammelten sie dieselben um sich und erzählten ihnen die großen Thaten Gottes.

Einige Knaben fanden sich fast täglich auf der Station ein; sie fühlten sich offenbar hingezogen zu den weißen Männern, die ihnen so schöne Worte sagten und so fröhlich mit ihnen spielten. Sie ließen sich auch willig unterrichten im Schreiben und Lesen. So entstand eine

leine Schule, deren festen Stamm die Küchen- und Hausjungens bildeten. Für sie wurden geistliche Volkslieder übersetzt, die sie schnell erfaßten und ann mit großer Freude sangen nach unseren schönen Melodieen. So onnte man damals überall im Lande hören: Yesu atikunda — Jesus iebt uns (Gott ist die Liebe), nenihite, nenihite, nimwolele Messiya — aßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich den Messias sehe, mtana ni Yesu — schön ist Jesus (Schönster Herr Jesu), nenilonde, niingile kaya ha 'esu — ich will suchen, ich will eingehen in das Haus von Jesus (ich ill streben nach dem Leben) u. s. w. Da konnten sie es oft erleben uf ihren Ausgängen, daß die kleinen schwarzen Ziegenhirten, die auf ohem Steine standen im dichten Gebüsch, die Schalmei ruhen ließen und en Lehrern zum Gruß ein christliches Lied anstimmten, so bald sie ihnen n Gesicht kamen. Die Waschambaa haben ja keine Lieder, sie singen nur die nichtssagendsten Worte in den verschiedensten Variationen, indem iner vorsingt, und dann der Chor mehrstimmig einfällt. Es ist mehr inem Jodeln, als einem Singen zu vergleichen. Daher ihre große Freude n unseren schönen Liedern, bei denen Text und Melodie so harmonisch usammenklingen.

So hatte die Missionsarbeit fröhlich begonnen, und frohe Hoffnung rfüllte die Herzen der Brüder. Doch erlebten auch sie es, was man iberall erlebt, draußen wie daheim. Solange man nur zu hören und zu ingen braucht, da läßt man sich die schönen Gottesdienste gern gefallen; emehr man aber dahinterkommt, daß ernste Forderungen an uns gestellt verden, daß man sein eigen Fleisch und Blut verleugnen soll und dem Herrn sein Kreuz nachtragen muß, um so schwerer wird einem der Weg ur Kirche, und um so leerer wird es in ihr. So wurde es auch in Hohenfriedeberg immer stiller.

Osterfreude!

Es war zu Ostern 1894, da stand Br. Wohlrab am Glocken- tuhl und läutete. Sein Herz war ihm schwer, denn sein Gefährte war n die Heimat gezogen, um sich seine Braut zu holen, und die Wege, die früher so belebt gewesen waren am Sonntag, blieben still und tot. Das Volk wollte sich nicht bekehren zum Herrn.

Auch lag der alte Häuptling Si Kimasi im Sterben. Er war oft zu den Brüdern auf die Station gekommen, hatte aber nur irdische

Wünsche gehabt; und fingen die Brüder an zu sprechen von dem einen, das not thut, dann hatte er keine Zeit mehr und brach bald auf. Jetzt

Glockenstuhl in Hohenfriedeberg.

sank er hinab in die Grube zu seinen Vätern und die ganze heidnische Hoffnungslosigkeit wurde dabei offenbar.

Alles dieses legte sich Br. Wohlrab auf das Herz, und Osterfreude

wollte nicht recht aufkommen bei ihm. Wohl wohnten einige Knaben*) bei ihm auf der Station, die von selber gekommen waren, um unterrichtet zu werden und das Leben bei den Missionaren kennen zu lernen. Sie hatten fleißig die Schule besucht und alle Arbeiten auf der Station besorgt, doch von einer Einwirkung des heiligen Geistes auf ihre Herzen war nichts zu verspüren gewesen, so daß die Brüder nie geglaubt hätten, daß bei ihren Knaben das Leben von oben zuerst zum Durchbruch kommen würde.

Er ging in die Kapelle und hielt den Gottesdienst mit seiner kleinen Stationsgemeinde und einigen Waschambaa, die sich herzugefunden hatten. Während er predigte, wurde es ihm so groß, daß der Heiland lebt und gegenwärtig ist und alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden, und mag es auch noch so tot ringsum sein. Nach dem Gottesdienst kamen die Knaben zu ihm und sagten: tina mbuli = wir haben ein Wort. Nach ihrer Gewohnheit setzten sie sich hinter die Kapelle, und nun erzählten sie Br. Wohlrab, daß sie schon längere Zeit den Wunsch im Herzen getragen hätten, getauft zu werden, sie hätten es ihm schon vor einigen Sonntagen sagen wollen, aber immer wären sie wieder unverrichteter Sache auseinandergegangen. Doch fügten sie hinzu: taufe uns heimlich, daß es die Eltern nicht erfahren, sonst werden sie sehr zornig werden. Br. Wohlrab sagte, so habe es der Herr nicht gemacht, er habe gesagt: wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater (Matth. 10, 32—33). Da waren sie sofort überwunden und erklärten, daß alles frei öffentlich geschehen sollte. Nun gingen sie noch einmal in die Kapelle und beugten zusammen die Kniee und dankten dem Herrn, daß er sich als der Lebendige an ihrem Herzen offenbart hatte, und baten um seinen Beistand und Hilfe für die kommenden schweren Zeiten. Danach waren sie so froh, wie sie Br. Wohlrab noch nie gesehen hatte.

Erwachen des Heidentums.

Am Nachmittag gingen sie auseinander in die Dörfer, um ihren Eltern Mitteilung zu machen von ihrem Entschluß. Die einen baten

*) Diese „Knaben" muß man sich nicht als kleine Kinder vorstellen. Es waren meist heiratsfähige junge Leute. In Afrika wird die Jugend schnell erwachsen und selbstständig.

Br. Wohlrab um seine Begleitung, die anderen lehnten sie ab, da sich ihre Eltern sonst nicht offen aussprechen würden. Blieb er zu Haus, so wogten Freude und Sorge in seinem Herzen auf und ab. Er hatte seine Knaben immer lieb gehabt, aber jetzt waren sie ihm doch noch ganz anders ans Herz gewachsen, seitdem er wußte, daß der Herr bei ihnen eingekehrt war. Wie würde es ihnen ergehen?

Als sie zurückkamen, waren sie alle aufs tiefste betrübt und ganz zerschlagen, einzelnen standen dicke Thränen in den Augen, alle erzählten von dem Jammer, den ihre Mitteilungen zu Hause angerichtet hatten. Die Mütter hatten geweint und die Väter hatten geflucht und gedroht: Wenn du das thust, so darfst du nie wieder nach Hause kommen, mit Pfeilen werde ich auf dich schießen, das Totenopfer werde ich für dich bringen, dann bist du mein Sohn nicht mehr.

Woher denn dieser furchtbare Zorn und Schmerz der Eltern? Haben sie denn ihre Kinder nicht lieb? Auch die Waschambaa haben ihre Kinder von ganzem Herzen lieb, ebenso lieb, wie deutsche Eltern ihre Kinder lieben. Welche Eltern trauerten aber nicht, wenn ihre Kinder innerlich eine Entwickelung nehmen, die ihnen völlig fremd ist, und die sie nur als höchst unheilvoll ansehen können! Denn was werden die Ahnen dazu sagen, die in der Tiefe schlummern, wenn ihre Nachkommen solche Wege gehen, wenn sie ihre Einrichtungen nicht mehr achten und sich anderen Göttern zuwenden? Werden sie nicht erwachen und aus dem Schattenreich heraufsteigen und Rache nehmen an den unachtsamen Eltern und den verlorengegangenen Kindern? Lieber sich lossagen von ihnen und sie für tot erklären, als sich solchen Möglichkeiten auszusetzen! Ist nicht auch der Zorn der Häuptlinge zu fürchten und der Zorn der Zauberer und Verwandten?

Man unterschätzt gewöhnlich die Macht der Finsternis und denkt nicht daran, wer es ist, der unter den Heiden sein Reich aufgeschlagen hat, und der Jahrtausende geschäftig gewesen ist, sich seine Herrschaft zu sichern, der ganz gewiß nichts unterläßt, die Seelen der armen Heiden an sich zu ketten und sie durch Furcht des Todes zum Gehorsam zu zwingen. Ohne daß ein Stärkerer über ihn kommt, läßt er sich seinen Raub nicht nehmen.

Das war ein schwerer Kampf, der jetzt durchgefochten wurde in den Herzen der Jünglinge zu Hohenfriedeberg, und wie bald wären sie in

ihm unterlegen, wenn sie denselben aufgenommen hätten in eigener Kraft und aus menschlichem Willen heraus, wenn es nicht vielmehr der Herr gewesen wäre, der in seiner Sünder suchenden Liebe Besitz genommen hatte von ihnen, und der sie umlagerte mit seinen Engeln und in der Kraft seines Heiligen Geistes den Sieg behielt! An ihm brach sich der Ansturm des Heidentums, aber alles mußten die Jünglinge verlassen, was ihnen bisher lieb gewesen war, nur der Herr blieb ihnen. Sie wurden völlig ausgestoßen aus ihrem Volk. Sie erfuhren alles, was Matth. 10, 34—39 geschrieben steht. Es war ergreifend zu beobachten, wie sie litten und kämpften, wie sie immer wieder Annäherung suchten bei ihren Eltern und immer wieder abgewiesen wurden, und wie ihnen in all ihrer Not doch dieses eine unerschütterlich feststand: ich habe Jesum lieb und kann ihn nicht lassen.

Die Kinder der Waschambaa verloben sich schon früh, und so waren sämtliche Knaben in Hohenfriedeberg verlobt. Allen wurde die Braut genommen und allen wurde gesagt: Läßt du dich taufen, so bekommst du nie eine Frau. Alle blieben fest: ich will keine Frau, ich will getauft werden. Zwar wichen 4 eine Zeit lang zurück, dann kamen sie aber wieder, sie hielten es nicht mehr aus im Heidentum. Einer von ihnen, Sikunkulu, war vom Vater wütend gescholten, und schließlich hatte derselbe laut geheult, so daß der Sohn weich wurde und erklärte: Ich will bei Vater und Mutter bleiben; das Wort des Herrn (Matth. 10, 32) ist mir noch zu groß. Doch dauerte es nicht lange, da wurde auch er getauft.

So entstand die Christengemeinde in Hohenfriedeberg, ein helles Licht in dem dunklen Usambara. War es bisher still und friedlich gewesen auf der Station, so glich sie nun einem Felsen in schäumender See. Alle, die auf ihr wohnten, richteten ihr Angesicht stracks nach Jerusalem und trösteten sich der Verheißung Offenb. 21, 3—5: Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen; und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein, denn das erste ist vergangen. Und der auf dem Stuhl saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu.

Sabuni.

Von den Kämpfen und Siegen eines dieser Jünglinge müssen wir noch näheres hören. Es ist Sabuni, ein sanfter, treuer und gemütvoller Mensch mit innigem Ausdruck im Auge. Sein Vater kam sehr erregt auf die Station und erklärte, er wolle nicht, daß sein Sohn getauft würde sie seien ein großes Geschlecht und hätten mit der Taufe nichts zu thun Sabuni gab nicht nach und sagte schließlich dem Vater, er möge nach Haus zurückkehren, die vielen Worte seien vergeblich.

Fünf Tage darauf wurde er vom Vater gerufen und kehrte bald mit ernstem Gesicht zu Br. Wohlrab zurück. Der Vater wolle mit ihm fortgehen, sage aber nicht wohin. Er habe ihm nur befohlen: Hole deinen Bogen und deine Pfeile. Wohin wir gehen, sage ich jetzt nicht. Sabuni fing an zu weinen, er wisse nicht, was der Vater mit ihm vorhabe, gestern habe er ihn auf das heftigste angefahren; vielleicht käme er nie wieder zurück.

Br. Wohlrab ging mit ihm zum Vater und sprach lange mit demselben. Er wollte einen entfernten Schuldner aufsuchen und einen kranken Freund. Er bat ihn, diesen Gang doch auf einen Monat aufzuschieben und seinem Sohn noch für die kurze Zeit der Taufvorbereitung Ruhe zu gönnen. Aber er war nicht abzubringen, der Gang sei nötig und es handele sich nur um 3 Tage.

Um die Verbindung mit den Eltern soweit nur irgend möglich zu erhalten, gab Br. Wohlrab nach und sagte Sabuni im Anschluß an das 4. Gebot, er solle den schweren Gang gehen, aber die Freiheit habe er, wenn man ihn irgendwo zurückhalten wolle, dem Vater den Gehorsam zu versagen und allein zurückzukehren.

Sabuni machte sich mit seinem Vater auf den Weg und wurde auf demselben in einem fort von ihm bedrängt, er solle von der Taufe abstehen. Überall, wohin sie kamen, war es auch schon bekannt, daß er sich taufen lassen wolle, und überall wurde er gescholten, er sei ein schlechter Mensch und ein Abtrünniger, die Verwandten erklärten sich mit voller Entschiedenheit und einstimmig dagegen. Schließlich drohte der Vater: „Wenn du dich taufen läßt, bringe ich dich so weit fort, daß du nie wieder zurückkehrst“ Sabuni antwortete ausweichend, er wolle mit Br. Wohlrab sprechen Damit war der Vater aber nicht zufrieden, sondern er fluchte ihm.

Wenn du dich taufen läßt, so stirb! Da wurde Sabuni weich und stand von der Taufe ab.

Alles dieses erzählte er Br. Wohlrab nach seiner Rückkehr mit traurigem Herzen; dieser wies ihn darauf hin, daß sich jetzt sein Weg scheide von dem Weg der anderen Kinder, die um Jesu willen die Verfolgung trügen. Da antwortete er leise: „Was soll ich sagen? Würde ich sagen, ich verlasse Jesum, so wäre das ein vergebliches Wort. Ich kann Jesum nicht lassen, ich denke jeden Tag in meinem Herzen an ihn."

Trauernd kehrte er zurück zum Vater und war ihm gehorsam. Er kam aber regelmäßig zum Gottesdienst, und ließ auch nicht ab, den Vater zu bitten, ihm die Erlaubnis zur Taufe zu geben. Es war vergeblich. Da wurde es ihm gewiß, daß er Gott mehr gehorchen müsse als Menschen, und bat wieder um die Taufe.

Als die Mutter dieses erfuhr, fing sie laut an zu weinen und rief: „Mein Sohn geht verloren, mein Sohn geht verloren, und es ist doch mein einziger Sohn." Sabuni erzählte ihr die Geschichte vom Abraham, der alles verließ und doch nicht verloren ging. Aber die Mutter blieb beim Weinen. Es half ihr nichts, Sabuni blieb jetzt fest und wurde getauft.

Nachher war sie die einzige, die ihrem Sohne Speise gab, nach der Taufe. Als sie deshalb gescholten wurde von ihren Verwandten, sagte sie: „Ich kann es nicht mit ansehen, daß mein Kind abmagert." Sabuni ist später in Frieden heimgefahren zu seinem Herrn.

Ein Sieg nach dem anderen.

Das Heidentum hatte nicht vermocht, die Christengemeinde auszurotten, es hatte nur erreicht, daß die jungen Christen, durch die Trübsal geläutert, um so fester am Herrn hingen, und daß das Licht um so heller hinausstrahlte in die Finsternis. Das ganze Volk wurde bewegt durch das Für oder Wider den Herrn, und mit großem Interesse verfolgten die Christen alles, was ihnen zu Ohren kam von einzelnen Äußerungen. Am Sonntag Nachmittag kamen sie zusammen in der Kapelle und berichteten einander und stärkten sich gegenseitig im Kampfe und brachten alles vor den Herrn, was ihre Herzen bewegte.

Die Frauen hatten sich immer scheu zurückgehalten, da fragte eines Tages ein Mann die Brüder: weshalb predigt ihr nicht auch den

Frauen? Sie wiesen darauf hin, daß sie ja nicht kämen. Dann geht doch hin zu ihnen, sagte er. Dürfen wir in dein Dorf kommen und deinen Frauen predigen? Er bejahte es. Wie bei den meisten Heiden herrscht auch bei den Waschambaa die Vielweiberei. Jener Mann hatte vier Frauen, jede hatte ihre Hütte und ihren Haushalt, aber sie wohnten alle zusammen in dem Dorfe Bungoi, nicht weit von der Station. Dorthin gingen nun die Brüder abwechselnd jeden Sonntag Nachmittag, versammelten die Frauen des Ortes und erzählten ihnen die biblischen Geschichten. Jene vier Frauen des einen Mannes hörten mit großer Spannung zu und prägten sich alles sorgfältig ein, denn sie waren verborgene Schäflein Christi, die ihres Hirten Stimme erkannten und ihm antworteten. So wurde es lebendig in ihren Herzen, und der Wunsch, auch die Gottesdienste auf der Station besuchen zu dürfen, wurde immer reger. Da kehrte Br. Johanssen aus Europa zurück mit seiner jungen Frau. Trotz vieler Fieber, die sie sich aus dem Tieflande mitgebracht hatte, lernte sie bald die Sprache des Volkes, und nun war den Frauen der Weg geebnet auf die Station. Sie baten um die Taufe. Das hatte der Mann aber ganz und gar nicht beabsichtigt, und bald mußten auch sie um des Herren willen leiden. Sie klagten: uns geht es wie Joseph, der von seinen Brüdern verkauft wurde.

Eines Tages kam eine der Frauen zu den Geschwistern und erzählte mit strahlendem Gesicht, ihr Mann habe sie im höchsten Zorn weggejagt, am späten Abend habe er sie in die Nacht hinausgetrieben, sie habe aber so deutlich Gottes Macht verspürt, ihr Herz sei ganz ruhig gewesen, er hätte sie totschlagen können, sie habe sich gesagt: es ist schön, dann werde ich von unserem Vater im Himmel aufgenommen. In der Dunkelheit der Nacht hätte sie sich nicht gefürchtet, nur die Nebel hätten ihr den schmalen Fußpfad verdunkelt. Deshalb habe sie gebetet: Vater im Himmel, zeige mir meinen Weg, und sogleich hätten sich die Nebel zerteilt und der Mond hätte ihr den Weg beleuchtet; sie habe erfahren, wie Gott ihr Rufen in der Nacht erhört habe. Auch habe sie gewußt, daß sie an jeder Seite einen Engel habe, und ihr Kind habe auch seinen Engel gehabt.

Die Frauen blieben fest in ihrem Entschluß, aber auch der Mann war nicht umzustimmen. Schließlich verstieß er sie und löste die Ehe auf. Eines Tages kamen die Frauen an auf der Station, fast wie sie

Gott geschaffen hatte, nur dürftig bekleidet und einige Perlen um den Hals! Sie hatten alles zurücklassen müssen, was bisher ihr Glück gewesen war, ihren Mann, ihre Hütte, ihre Äcker, ihren Haushalt, ihre Freundinnen, ihr ganzes Dorf und Volk. Aber alles dieses hätten sie gern verschmerzen wollen, wenn sie nur ihre Kinder hätten mitnehmen dürfen, doch sie gehören nach dortigem Recht alle dem Mann, wenn eine Ehe geschieden wird. Was wird aber einer Mutter schwerer als dieses! Da wundern wir uns gewiß nicht, daß eine der Frauen zurückwich. Eine andere trat an ihre Stelle. Auch jene kehrte bald wieder, denn wer den Herrn im Herzen hat, kann ihm auf die Dauer nicht widerstehen.

Die Kinder hatten auch schon den Herrn liebgewonnen. Eines Tages waren sie zu Frau Johanssen gekommen ganz verschämt und verlegen. Sie hatten offenbar etwas auf dem Herzen. Schließlich rückten sie damit heraus, sie wollten doch auch getauft werden. Frau Johanssen gab ihnen Spielzeug und ging wieder an ihre Arbeit. Da hörte sie, wie die eine sagte: „Und wenn Vater nicht erlaubt, daß wir getauft werden, dann laufen wir fort.“ Frau Johanssen sagte: Das ist doch aber nicht schön, wenn man wegläuft. Sie aber erklärten: Doch nach Kisungu (der Missionsstation) fortzulaufen, ist sehr schön.

Um dem Einfluß der Mütter entzogen zu werden, wurden sie zu fernen Verwandten gebracht. Als sie fortgeschafft wurden, sagte ein etwa 13jähriges Mädchen zu ihrem Großvater: Du willst nicht, daß ich Gottes Wort höre; aber wohin willst du mich bringen, wenn Gottes Gericht kommt?

Nun waren die Kinder fern, einem ungewissen Geschick preisgegeben, und die Mütter wohnten zusammen einsam auf der Station. Der Herr war ja ihr Trost und ihre Hoffnung, aber manchen schweren Kampf hat es doch gekostet und manche Thräne ist heimlich geflossen. So kamen sie eines Tages zu Br. Johanssen und klagten, in der Stille müßten sie oft bitterlich weinen, wenn sie an ihre Kinder dächten; ob es auch kein Murren sei und ob es auch Jesu Messiya (Jesum Christum) nicht betrübte? dann wollten sie es ja lassen. Es wurde ihnen natürlich gesagt, daß sie sich nur ordentlich ausweinen sollten, das wäre keine Sünde, und sie sollten nicht ablassen, den Herrn zu bitten für ihre Kinder.

Eines Tages gab es eine ergreifende Scene, da war eine schwarze

Puppe mit beweglichen Gliedmaßen angekommen aus Europa. Sie hatte der Elisabeth Fatuma gehört, die durch Br. Greiner auf der Heimreise einem mitfahrenden Sudanesen abgenommen war, der sie in Ägypten als Sklavin hatte verkaufen wollen. Sie wurde in Bielefeld erzogen im Kinderheim des Diakonissenhauses Zarepta, konnte aber unser rauhes Klima nicht lange vertragen und starb an der Schwindsucht. Kurz vor ihrem Tode hatte sie bestimmt, daß ihre Puppen nach Afrika geschafft würden, daß die schwarzen Kinder damit spielen könnten. Nun waren sie angekommen. Kaum hatten jene Frauen die schwarze Puppe gesehen, so bemächtigten sie sich ihrer, setzten sie auf einen Tisch, ließen sie die Ärmchen ausstrecken und sagten zu ihr: mwanangu, wakunda mbwai? una sala? nikunke toute? nikunke pumba? (Mein Kind, was willst du denn? hast du Hunger? soll ich dir eine Banane geben? oder einen Maisbrei?) Die Frauen, die vor kurzem noch reiche Kindermütter gewesen waren, mußten nun mit einer Puppe spielen.

Aber fragte man sie: Wollt ihr nicht zurückkehren zu euern Kindern? „Ja, wie gern, wenn wir Christen bleiben dürfen; aber Rückkehr ins Heidentum wäre unser Tod.“ Sie hatten viel hingegeben, aber doch noch viel mehr bekommen. Sie hatten jetzt einen Heiland und in Ihm Versöhnung mit Gott, Leben und Seligkeit. Der Herr macht seine Verheißung Matth. 19, 29 wahr: Wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen, und das ewige Leben ererben. Der Herr hat ihnen auch wieder Männer, Häuser, Kinder und Äcker gegeben; sie haben später Christen geheiratet und wohnen jetzt viel schöner und friedevoller als früher.

Zuletzt hat sogar Mlugu, der Mann, der sie um ihres Christenglaubens willen verstieß, selbst um die Taufe gebeten.

Schemueta und Faradji.

Wichtig war für die kleine Gemeinde der 31. März 1895, denn an ihm wurde der erste Familienvater aus den Waschambaa mit seiner Frau und dreien seiner Kinder getauft. Es war Schemueta, ein ruhiger, ernster Mann mit freundlichem Wesen. Er war sonntäglich zum Gottesdienst gekommen und hatte in der Stille in sich den Wunsch nach der Taufe reifen lassen. Eines aber stand ihm im Wege, er hatte zwei Frauen,

beren jede ihm drei Kinder geboren hatte. Er sprach sich dahin aus, daß er wohl wisse, daß es der Ordnung Gottes widerspreche, mehrere Frauen zu haben, aber er brächte es nicht über sich, eine wegzuschicken, er könne das Band zwischen Mutter und Kindern nicht zerreißen. Wenn ihm die Verwandten seine Frauen nehmen würden, weil er Christ werden wolle, dann würde er sich dem nicht widersetzen. Von ihm könne es aber nicht ausgehen.

Die Brüder stärkten ihn in dieser Stellung und baten ihn, die ganze Sache ruhig in des Herrn Hand zu legen und abzuwarten. Als er den Frauen seinen Entschluß mitteilte, Christ zu werden, erklärte die ältere sich bereit, ihm zu folgen und wurde mit ihm unterrichtet. Die jüngere aber sagte, daß es ihr der Vater verboten habe, Christin zu werden, und sie könne nicht gegen den Willen des Vaters handeln. Da überließ ihr Schemueta die Kinder, Äcker und Haus und trennte sich von ihr. Der Weg zur Taufe stand ihm nun offen; er erhielt den Namen Noah Schemueta und wurde in vielen Stücken ein wertvoller Berater der Brüder. Es ist ja für junge Missionare oft nicht leicht, das rechte zu treffen, weil sie bei aller Liebe zum Volk doch das Empfinden desselben nicht immer teilen und mit den Sitten und Rechtsanschauungen desselben zumeist noch unbekannt sind.

Schwieriger hatte es sein Bruder Faradji, den Weg zur Taufe frei zu bekommen. Er ist ein ganz besonders tüchtiger, fleißiger und zuverlässiger Mann, der von allen in gleicher Weise geliebt wird wegen seines allezeit freundlichen und hülfsbereiten Wesens.

Auch er hatte 2 Frauen. Die eine verließ ihn zwar, weil sie von einem Manne nichts wissen wolle, der sich taufen ließe, ihr Vater schickte sie jedoch zurück mit dem Kinde, das sie im Elternhause geboren hatte. Faradji nahm sie wieder auf und wartete, wie ihm der Herr führen würde. Es währte nicht lange, so betrieben ihre Verwandten die Scheidung. Ein Teil des Hausgeräts war dem Mann bereits übergeben, da weigerte sich die Frau zum Erstaunen aller, ihren Mann und ihr Kind zu verlassen. Faradji mußte weiter warten. 3 Tage später kam seine Schwiegermutter früh morgens in sein Gehöft, nahm sein Kind aus den Armen ihrer Tochter, legte es ihm vor die Füße mit den Worten: „Da hast du dein Kind“ und erklärte gebieterisch ihrer Tochter, sie solle ihr augenblicklich folgen. Die Furcht vor der Mutter siegte über die Liebe zu dem Kinde:

sie gehorchte schweigend und blieb im Hause der Eltern. Faradji übergab ihr Kind seiner anderen Frau, die einen sehr guten Eindruck auf die Brüder machte, wenn sie sich auch lange fernhielt von allen Gottesdiensten und Andachten. Auch zu ihr kam ihre Mutter mit einem Strick und drohte: Mit diesem Strick hänge ich mich auf, wenn du bei deinem Mann bleibst. Da antwortete sie ganz ruhig: Mutter, du willst dich aufhängen aus Liebe zu mir, weil ich bei einem Christen wohne. Habe ich mein Kind weniger lieb, daß ich es verlassen könnte? Sie blieb bei Paulo Faradji und wurde eine ganz vortreffliche Christin.

Hosa und Heddi.

Auch von den beiden Brüdern Hosa und Heddi muß noch einiges berichtet werden. Beide stammen aus Bungoi, das uns schon von den Frauen her bekannt ist. Hosa war der erste Mschambaa, der sich bei den Brüdern zur Taufe gemeldet hatte. Sie hatten es keineswegs von ihm erwartet und fragten deshalb erstaunt, wie er dazu gekommen sei. Ihre Verwunderung wuchs, als er ihnen mitteilte, in der letzten Nacht sei er im Traum gefragt worden, weshalb er sich von Gottes Wort abgewandt hätte, er solle ihm folgen. Mit großer Freude wurde der Taufunterricht aufgenommen, doch die Kraft erlahmte; er kam so unregelmäßig, daß sie den besonderen Unterricht wieder aufgaben. Das Weihnachtsfest 1892 nahte und bei der kleinen Bescherung, die den regelmäßigen Sonntagsbesuchern bereitet wurde, erhielt auch Hosa sein Päckchen. Am 2. Weihnachtstag brachte er es zurück. Ihm sei abermals im Traum gesagt worden, er solle die Geschenke wieder zurückbringen, er sei am Weihnachtsabend nur gekommen, um eine Gabe zu erhalten. Von der Zeit an besuchte er die Gottesdienste wieder viel treuer und bat wieder um Taufunterricht. Seine Eltern verheirateten ihn schnell, um ihn dadurch im Heidentum festzuhalten. Jahre waren inzwischen vergangen und die Christengemeinde hatte sich gebildet. Eines Abends saßen alle bei einander, und einer der Christen betete recht herzlich für Hosa, der wieder so lange fern geblieben war. Am nächsten Morgen erblickten die Brüder ein Gesicht beim Morgengebet, das sie lange nicht gesehen hatten, es war Hosa in reinem, weißem Gewande. Kaum waren sie aus der Kapelle herausgetreten, so kam er mit freudestrahlendem Antlitz, wie sie es bei ihm noch nie gesehen hatten, auf sie zu: „Ich habe ein Wort, ich habe durchgeschnitten. Mein Vater hat mir

gesagt: Läßt du dich taufen, so bist du mein Sohn nicht mehr. Meine Verwandten werden mir meine Frau nehmen, ich will aber Gottes Wort." Sie fragten: „Wann bist du dir darüber klar geworden?" Er antwortete: „Gestern Abend." Er wurde getauft, verlor alles und gewann den Herrn.

Sein jüngerer Bruder Heddi folgte ihm nach, und es war eine große Herzensfreude für die Brüder, zu sehen, wie treu er für diesen sorgte und über ihn wachte. Eines Tages kam er ganz erschrocken zu Br. Johanssen und erzählte ihm, daß sein Vater dagewesen sei und Heddi mitgenommen habe, daß er teilnehmen solle an einem heidnischen Jugendfest. Sie gingen gleich nach und fanden die Mutter im höchsten Zorn, wie sie all ihr Gerät zusammenpackte, um aus Bungoi fortzuziehen. Sie einigten sich, die ganze Sache dem Oberhaupt der Familie vorzulegen. Es folgte eine lange Verhandlung bis zum Abend. Die Eltern beschuldigten den Sohn in großer Heftigkeit der Lüge und gingen schließlich im Zorn weg. Betrübt machten auch sie sich auf den Heimweg. Aber Vater und Mutter wollten ihr Kind nicht loslassen, kreuzten mehrfach die Wege und suchten es durch Befehle, Drohungen und Lockungen zurückzuziehen. Einige Burschen warteten schon am Wege, um mit ihm zum Fest zu gehen. Das war ein schwerer Kampf für das Herz des kleinen Burschen, lange stand er am Wege und sagte immer wieder: Jetzt weiß ich nicht, was werden soll. Immer wieder wandte sich das kleine Köpfchen zurück, und schon hatte er sein Käppchen auf die Erde gelegt und wollte seinen Rock, der seinem ältern Bruder gehörte, ausziehen, da schenkte ihm der Herr den Sieg, er kehrte zurück zur Station.

Kibuando, Ugole und der Häuptling Kinyassi.

Diese Drei sind besonders liebenswürdige und begabte und für Gott offene und empfängliche Charaktere, aber alle drei nicht ganz zuverlässig.

Johannes Kibuando kam schon bald nach der Stationsgründung zu den Brüdern, als sie einen Hausjungen suchten, und hatte bald erkannt, daß in dem Evangelium etwas für sein Leben Entscheidendes liegen müsse. Er hatte darauf mit seinem Vater gesprochen, der am Fuß der Berge wohnte und wenig verkehrte mit den Waschambaa, und hatte ihm gesagt, er werde jetzt bei den Lehrern wohnen und in den Worten Jesu unterrichtet werden; wenn er fände, daß diese Worte gut seien, so würde er sich taufen lassen. Als die Brüder eines Abends bei den Kindern

saßen und ihnen erzählten, trat er plötzlich etwas aufgeregt mit der Erklärung hervor, er möchte getauft werden, er sähe, daß die Worte Jesu gut seien. Er wurde nun unterrichtet und die Brüder hatten viel Freude daran, da ihn der Herr mit schönen Gaben ausgerüstet hat. Der Tag der Taufe war schon angesetzt, da traten den Brüdern einige große Fehler seines alten Menschen so unmittelbar entgegen, daß sie darin die Weisung von Gott erkannten, mit der Taufe noch zu warten und dem Knaben Raum zu lassen zur Buße. Er unterwarf sich der Strafe mit Ernst und ohne zu murren. Jede Zurechtweisung, auch eine Züchtigung nahm er still hin, und bemühte sich treulich, sich zu beugen. Da erkannten die Brüder, daß der Geist des Herrn ihn erfaßt hatte, und tauften ihn frohen und dankbaren Herzens. Bald darauf schrieb er in einem Briefe an Pastor von Bodelschwingh:

Herr Buluschenki!

Viele Grüße; auch an die kranken Kinder viele Grüße. Ich bin Johannes Kibuando. Jetzt bin ich getauft, jetzt bin ich ein Christ. Ich habe mich sehr gefreut an diesem Feste (Weihnachten), gar sehr. Die Kinder bei uns haben sich sehr gefreut bei diesem Fest. Du hast uns sehr schöne Sachen gegeben. Viele Kinder sind gekommen zu diesem Fest. Du hast uns lieb, gar sehr, auch uns. Wir haben Dich auch sehr lieb. Als ich getauft wurde, hat sich Vater sehr gefreut. Auch meine Brüder haben sich sehr gefreut. Auch ich selbst habe mich sehr gefreut. Auch war ich sehr krank 3 Tage lang. Ich war krank. Auch als ich krank war, habe ich mich sehr gefreut. Ich wußte, der himmlische Vater behütet mich. An den Opfern der Waschambaa freue ich mich nicht, ich freue mich an dem himmlischen Vater und an dem Herrn Jesus Christus. Die Waschambaa beten zu anderen Göttern, auch zur Schlange beten sie, auch zu Steinen beten sie, sehr vielen Dingen folgen sie nach!

Er war ein überaus liebenswürdiges Bürschchen, das sich die Herzen aller schnell gewann, und das sich brauchbar erwies in Küche und Haus, aber es wurde ihm schwer, sich den anderen Knaben gleichzustellen, und er fühlte sich leicht zurückgesetzt. Er strebte nach höheren Dingen und wollte gern Lehrer werden. Auch hätten ihn die Brüder gar zu gern dazu ausgebildet, und sie nahmen auch immer wieder einen Anlauf dazu, aber dann fehlte die Ausdauer und Stetigkeit, so daß es sich immer wieder

gerschlug und sie neben vieler Freude auch manchen Kummer mit ihm hatten. Oft hat er sie verlassen, ist an die Küste gegangen und war sogar einmal 5 Monate fort, ohne etwas von sich hören zu lassen, aber er ist doch immer wiedergekommen und hat sich immer wieder den Brüdern unterworfen.

Einmal ist es mit ihm sehr in die Tiefe gegangen. Infolge eines Mißverständnisses hatte er gemeint, die Christen mißtrauten ihm und verleumdeten ihn. Er war darüber in Zorn geraten, hatte in seinem Zorn sein ganzes bisheriges Leben und Ringen weggeworfen und sich völlig in das Heidentum hineingestürzt. Nach 3 Wochen kam er wieder. Als ihn einer der Brüder fragte: Wie konntest du aus Zorn über die Christen deinen Glauben an Christum wegwerfen? antwortete er: „Der Zorn hatte mich gebunden. Der Zorn gleicht dem Feuer. Wenn es auflodert, brennt es einen ganzen Berg ab.“ Am folgenden Morgen hat er vor der Gemeinde sein Unrecht bekannt, er war bewegt und sagte: Brüder, der Zorn hatte mich gebunden und hat mich in die Tiefen des Sündenschlamms hineingezogen. Ich habe mein Christentum verleugnet ich bin zu einem Tanzfest gegangen und habe mich von einem Zauberer beschwören lassen. Ich bekenne vor euch mein Unrecht.

Noch immer ist Johannes Kibuando aus dem Schwanken nicht herausgekommen, doch sind wir gewiß, daß des Herrn Hand ihn nicht loslassen wird.

Fraglicher ist es uns, welchen Ausgang es nehmen wird mit Ngole, einem Freunde von Br. Wohlrab, oder sollte es gar schon seinen Ausgang zum Bösen genommen haben? Wir wollen es noch nicht glauben.

Auch er wohnt tief unten nahe der Steppe. Eines Tages, als Br. Johanssen in der Heimat weilte, kam ein nicht unschöner schlanker Mann mit lebhaftem Geist und klugem Gesichtsausdruck zu Br. Wohlrab und bat ihn, er möchte sein Freund werden. Es war Ngole. Br. Wohlrab nahm seine Freundschaft natürlich gern an und war überrascht, als er ihn näher kennen lernte, über seinen idealen Zug nach dem Edlen. Wenn er über die Freundschaft und die Freundesliebe sprach, so war es eine Lust, ihm zuzuhören. Br. Wohlrab sagte ihm auch, daß er ihm als seinem Freunde gern die edelsten Güter geben möchte, die er hätte, und daß er ihn gern zu Gott hinführen möchte, damit sie einst zusammen am Ort der Seligen wohnen könnten, und sich nie wieder zu trennen brauchten. Da merkte

Ngole mit Spannung auf und faßte seine Unterweisung mit seltenem Eifer und Treue. Wenn er etwas gehört hatte, so sah er zunächst auf die Erde und überlegte. Dann leuchtete sein Gesicht auf und mit fröhlichem Lachen sagte er oft: Die Worte Gottes treffen.

Lange Zeit kam er jeden Sonntag den weiten und steilen Weg die Berge hinauf, um Gottes Wort zu hören. Nach kurzer Zeit wurde es ihm gewiß, daß er den Ahnen nicht mehr weiter opfern könne, daß er sich vielmehr Gott zuwenden müsse. Und gleich suchte er andere mitzuziehen. Er sprach mit den Angehörigen seiner Frauen: wir wollen den Ahnendienst lassen und Gott anbeten. Doch fand er bei ihnen kein Gehör. Er suchte auch seine entfernten Brüder auf und bat sie sie möchten doch Gott folgen, aber auch sie erklärten ihm: wir bleiben bei unseren Opfern. Durch diese Zurückweisungen ließ er sich jedoch nicht beirren, sondern sagte: „Gott ist doch größer als alle; wollen sie nicht mit mir gehen, so gehe ich allein."

Als ihn Br. Wohlrab in der Geschichte Abrahams unterwies, da zündete das Wort des Herrn: Geh aus deinem Vaterlande . . ., sofort in seinem Herzen und er sagte voll Freude: „Ist das eine Geschichte Jesu?" „Nein, es ist eine Geschichte aus der alten Zeit." Er: „Das ist keine Geschichte aus der alten Zeit, das ist eine Geschichte von jetzt. Der Abraham, das bin ich. Abraham war ein alter Mann und hatte einen Bart, als Gott ihn berief, und ich bin auch ein alter Mann und habe einen Bart. Abraham ward von seinen Freunden verspottet um seines Glaubens willen, und ich werde auch verspottet werden. Ich will es machen wie Abraham; übermorgen gehe ich zu meinen Verwandten, um es ihnen zu sagen, und am Sonntag melde ich mich zur Taufe."

Erst nach einiger Zeit kam er wieder und fragte, ob es nicht möglich sei, die religiösen Familienfeste der Waschambaa auch als Christ zu feiern, wenn man alles Gemeine davon ausschlösse und nur Christen dazu einlüde. Er wurde auf die Schwierigkeit der praktischen Ausführung hingewiesen, und daß alle Familienfeste mehr oder weniger im Zusammenhang mit dem Ahnendienst ständen, die Christenfeste seien ja so schön und zahlreich, ein Festhalten an den Festen sei doch noch ein verborgenes Sichnichttrennen können vom Heidentum. Er nahm es willig auf und meinte er würde sich auch von den Festen scheiden; Gott sei ihm doch der größte.

An einem anderen Sonntage, als er eine Predigt gehört hatte über

den reichen Mann und den armen Lazarus und über das Wort des Herrn: „Gehet ein durch die enge Pforte", setzte er sich wieder zu den Brüdern, um ihnen die großen Schwierigkeiten vorzulegen, die ihm den Weg in das Reich Gottes verschließen wollten. Er sei Vorsteher seiner Sippe und habe als solcher eine priesterliche Stelle bekleidet und für alle Angehörigen die Opfer bisher gebracht. Davon habe er sich losgemacht, er habe den Seinigen erklärt, daß er hinfort kein Teil mehr am Ahnenopfer haben wolle, und daß sie sich einen anderen Priester erwählen möchten. Nun habe er aber die Obhut über die Frau eines verstorbenen Bruders und deren 5 Kinder, und er sei verpflichtet, für die beiden Mädchen, für die er bereits von deren Verlobten die Brautgabe empfangen hätte, die Jugendfeste zu feiern. Geschähe dieses nicht, so träfe die Mädchen Verachtung, und ihr erstes Kind würde getötet. Seine Brüder hätten sich geweigert, diese Feste gegen eine entsprechende Entschädigung von seiner Seite zu übernehmen. Nach einer eingehenden Besprechung wurden sie sich darin eins, daß er seine Schwägerin noch einmal aufsuchen solle und ihr erklären, er könne, da er ein Christ werden wolle, kein heidnisches Fest mehr feiern. Träfe die Mädchen von seiten der Waschambaa Verachtung, so würden sie die Christen heiraten; bestände die Mutter darauf, daß für ihre Kinder die Feste gefeiert würden, so solle er sich von ihr völlig lossagen.

Er ging und — kam nicht wieder. Die Brüder hörten, daß er gesagt habe, er müsse jene Feste feiern, seine Verwandten zwängen ihn dazu, und später löste er das Verhältnis seiner Tochter, welche mit einem Christen verlobt war, auf, und er soll vor vielen Menschen gesagt haben, die Brüder hätten ihm Geld gegeben, aber er wolle nichts von der Taufe wissen. Wo seine Väter wären nach dem Tode, dahin wolle er auch.

Der böse Feind hat die Waschambaa mit vielen Stricken an sich gefesselt und hält sie fest. Wer ihm einen Finger läßt, den behält er ganz.

Einen anderen Ausgang scheint es zu nehmen mit dem jungen Häuptling von Mlalo Kinyassi, obwohl wir uns auch bei ihm noch freuen mit Zittern. Er ist auch ein sehr sympathischer Mensch und den Brüdern von Anfang an zugethan gewesen. Er war es auch gewesen, der sie von der Küste abgeholt hatte mit vielen Trägern. Es war eine Freude, ihm mit seinem Bruder Pera nachzusehen, wenn sie die Station besucht

hatten und nun dahinschritten so leicht und elastisch, Bogen und Pfeil in der Hand, zwei echte afrikanische Prinzen.

Als ihr Vater gestorben war, wurde ihm der Thron streitig gemacht von einem Oheim, doch gelang es ihm durch sein bestimmtes, wenn auch bescheidenes Auftreten, die Stimmen des Volkes auf sich zu lenken. Als sein Oheim danach kam und ihn in längerem Gesange ermahnte, sein Land gut zu regieren, antwortete Kinyassi in einem schönen Gegengesange. In diesem sagte er unter anderem: „Ihr Leute, Regen und alle Speise empfangen wir von Gott. Kommt nicht zu mir, wenn ihr Regen haben wollt! Ich kann nicht Regen machen. Der Regen kommt von Gott". Darin lag ein großes Zugeständnis, denn jeder Häuptling behauptet, Regen machen zu können, und das Volk glaubt es fest und bittet ihn darum unter Darreichung von Vieh.

Mit seltener Klarheit erfaßte er überhaupt den Kern des Evangeliums und erkannte auch deutlich den Trug der Geisterverehrung und die Nichtigkeit dieser Welt, aber die besonderen Schwierigkeiten seiner Stellung als oberster Häuptling lähmten ihn sehr.

Als ihm Br. Wohlrab eines Tages Joh. 8, 31 und 32 nahelegte und ihn bat, wenn er sich jetzt nicht für den Herrn entscheiden könne so möge er doch bei der Rede des Herrn bleiben und das Wort treulich hören, dann werde er die Wahrheit erkennen und die Wahrheit werde ihn frei machen, da merkte er sehr auf, und als ein dritter sagte „Wenn die Lehrer uns unsere Feste lassen würden, dann würden viel kommen", da fiel er ihm gleich ins Wort und sagte: „Laß, auch wenn sie unsere Feste nicht wollen, in 2 oder 3 Jahren werden doch viele kommen."

Sehr peinlich war es für alle Teile, als er den Paulo Faradji fälschlich angeklagt hatte, und er nun öffentlich der Lüge überführt wurde. Er hat es aber still hingenommen, als ihm Faradji sagte: Häuptling, warum verleumdest du mich so? und hat es ihm nicht nachgetragen.

Am Abend des Ostersonntages 1898 kam ein Christ zu den Brüdern mit der überraschenden Bitte des Häuptlings, sie möchten ihm doch seinen Wunsch, unterrichtet zu werden, erfüllen und ihm die Möglichkeit, dieses Vorhaben auszuführen, dadurch erleichtern, daß sie ihn vor den Ohren der Beamten aufforderten, sich am Leseunterricht zu beteiligen.

Die Brüder kamen dieser Bitte nach und fragten den Häuptling als er sich mit seinem Bruder zur Besprechung der Zeit des Unterricht-

einstellte, ob er auch in biblischer Geschichte unterwiesen werden wollte. Zu seinem Bruder gewandt sagte er: „Es wäre thöricht, wenn wir das zurückwiesen". Seit dem Tage kommt Kinyassi fast täglich mit einem jüngeren Bruder und einem Sklaven zum Unterricht von 2—½4 Uhr. Sie werden eine halbe Stunde lang in biblischer Geschichte und dann ebensolange im Lesen und Schreiben unterwiesen.

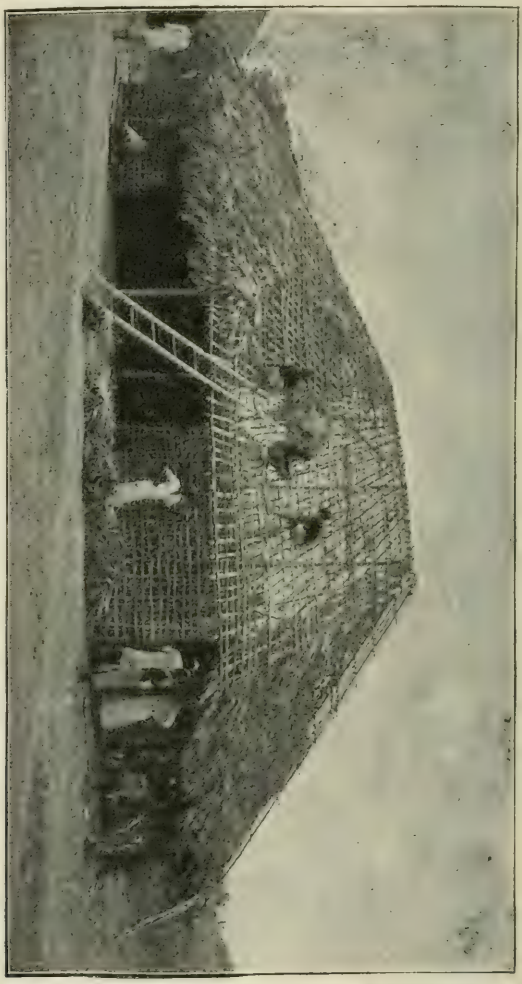
In ähnlicher Weise sind die Brüder freundschaftlich verbunden mit dem Häuptling Schemakala von Mangula. Am 1. Oktober rief dieser Br. Johanssen zu einer Privatbesprechung. Er sagte, das Wort: „niemand kann zween Herren dienen", welches ihnen vor 14 Tagen beim Gottesdienst ausgelegt sei, hätte er und der Häuptling Kinyassi wohl verstanden. Es sei ein wahres Wort. Er wolle Gott allein dienen und opfere schon lange nicht mehr den Geistern. Aber wie solle es mit seinen Frauen werden? Er wisse ja, daß ein Christ nur eine Frau habe, aber er könne die Frauen und Kinder doch nicht wegjagen. Br. Johanssen antwortete ihm darauf, das sei richtig und er würde nie von ihnen die Weisung erhalten, eine von ihm geheiratete Frau gegen ihren Willen wegzuschicken; er solle seinen Frauen den Entschluß, Christ zu werden, nur mitteilen und jeder freistellen, ob sie nach Hause zurückkehren wolle. Im übrigen solle er nur darauf achten, wie Gott selber ihn in dieser Angelegenheit führen würde.

An den beiden nächsten Sonntagen kam Schemakala nicht zum Gottesdienst, und danach sprach er es bei einem gelegentlichen Zusammentreffen offen aus, daß es ihm und dem Häuptling Kinyassi noch ein zu großes Unternehmen sei, Christ zu werden. Derselbe habe ihm gesagt, sie wollten in dieser Sache nichts übereilen. So gilt es, weiter zu warten und zu bitten, daß den Seelen dieser armen Häuptlinge, die in besonderer Weise an das Heidentum gefesselt sind, Kraft geschenkt werde, die Stricke zu zerreißen.

Die Christendörfer.

So mehrte sich die Zahl der Christen und die Wohnungsfrage wurde immer brennender. Hatten die Brüder gehofft, daß mit der Zeit eine Aussöhnung zwischen ihren Christen und dem Volk stattfinden würde, und daß es ihnen möglich sein würde, in ihren Dörfern zu bleiben als Sauerteig ihrer Umgebung, so erwies sich dieses immermehr als ein

Irrtum. Die jungen Christen waren auch noch zu zarte Pflanzen, um auf die Dauer all den Versuchungen und Anfechtungen zu widerstehen. Sie hatten ja Heldenthaten vollbracht, aber doch nicht in der eigenen Kraft, sondern getragen und genötigt durch den Geist Gottes. Es war



Aus eines Christenhauses.

Gottes Werk an ihnen gewesen. Die sittliche Erneuerung und Festigung hatte erst noch zu erfolgen in langer, geduldiger Erziehung.

Namentlich der Mangel eines eigenen Hausstandes wurde für die

Jünglinge eine schwere Anfechtung, zumal als sie sahen, wie gut es ihren eidnischen Kameraden ringsherum erging, und wie gut es auch einigen on den Christen geworden war, die sich mit den geschiedenen Frauen us Bungoi verheiratet hatten. Sie hatten es ja sicher alle ehrlich gemeint, ls sie erklärten: ich will keine Frau, ich will getauft werden; aber es st etwas anderes, in großen Zeiten solchen hohen Standpunkt einzunehmen ls ihn zu behaupten, wenn die Alltäglichkeit wieder eingekehrt ist. Diese Not trieb einzelne Jünglinge zeitweise in die Ferne und brachte auch inige zum Abfall. Das sind schwere Demütigungen gewesen für die Missionare, in denen sie die eigene Schwachheit und Unzulänglichkeit tief rkannten, aber innerlich nur gewannen, indem sie um so flehentlicher nd zuversichtlicher zu Gott aufschauten. Und er ist treu, er ging den erlorenen Schäflein nach und führte sie zurück, nur wenige fehlen noch.

Aber dieses hatten die Missionare daraus erfahren, wie sehr ihre ungen Christen noch des sittlichen Schutzes der Station und der christ= ichen Gemeinschaft bedurften. Auch war ja der Besuch der Andachten nd Unterrichtsstunden sehr erschwert, wenn sie so zerstreut wohnten, iele in ziemlichen Entfernungen.

Daher war es besonders freundlich von Gott, daß er der Gemeinde en Noah Schemneta zugeführt hatte. Dieser ist nämlich ein ziemlich wohlhabender Mann und besitzt vor allem größere Ländereien in der Nähe der Station. Auf einem Hügel gerade gegenüber der Kapelle iedelte er sich an, andere kamen hinzu, und so entstand ein Christen= örfchen, das er Ararat nannte, weil er hier zur Ruhe gekommen war, ähnlich wie der alte Erzvater Noah auf dem Ararat in Armenien nach er Sintflut.

Noch näher der Kapelle bauten sich die Jünglinge an, von denen a ein Teil hatte heiraten können, und dieses neue Dörfchen nannten sie Bethanien, weil Bethanien so nahe bei Jerusalem war und der Herr dort o gern einkehrte.

Ein drittes Dörfchen auf der entgegengesetzten Seite der Station gründete Paulo Hosa und nannte es Tarsus, nach dem Geburtsort des großen Apostels. Nicht weit davon wurden die Witwen angesiedelt in dem Dörfchen Sarepta.

So ist jetzt die Station von 4 Christendörfchen umlagert. Sie sind schon äußerlich als solche erkennbar, da ihre Häuschen nicht rund sind

wie die Hütten der übrigen Waschambaa, sondern vier gerade Wände besitzen und geräumiger gebaut sind und ein Kreuz auf dem Giebel tragen.

Es sind gleichsam in das Heidentum vorgeschobene Posten des Christentums. Oft hört man vom Ararat aus, wo sich die Christen zu versammeln pflegen, ihre Gesänge bis tief in die Nacht hinein. Ein schönes Abendlied lautet:

Nahita mpeho na nyemi
Kwa tate ulanga.
Moyo wangu wanyamala,
Watoga, washeka.
Isa avyonigamba:
Kufa ni kusisila.

Namkunda Yesu ni ywangu,
Ni mponya ni mtana.
Nizamwolela, namtaida,
Ni ugima wangu.
Anitoza, nikifa
Na nkondo, zikibula.

Es ist die Übersetzung von: Mit Fried und Freud ich fahr dahin. Wörtlich heißt es:

Ich gehe mit Frieden und Freude
Zum Vater im Himmel.
Mein Herz ist still,
Es ist fest, es lacht.
Wie mir Jesus gesagt hat:
Sterben ist schlafen.

Ich habe Jesum lieb, er ist mein,
Er ist der Heiland, er ist gut.
Ich habe ihn gesehen, ich kenne ihn.
Er ist mein Leben.
Er hält mich, wenn ich sterbe
Und wenn Nöte kommen.

Einen Fehler aber haben diese Dörfchen noch. Auch ihre Häuser sind wenig dauerhaft und sie sind zu unregelmäßig gebaut. Jeder der Christen hatte gebaut, wo und wie es ihm gefiel und deshalb nicht immer praktisch. Um diesem Schaden zu begegnen, haben die Brüder ein Stück Land am Fuß ihres Bergabhanges gekauft und sind nun dabei, mit Hilfe ihrer jungen christlichen Handwerker einige Musterhäuschen zu bauen aus ungebrannten Ziegeln in netter Anlage, deren Kosten sich auf etwa 30 Mk. belaufen. Diese werden dann den Christen verkauft nach Art der Arbeiterheime. So sollen sie solidere und luftigere Wohnungen bekommen. Das neu entstehende Dorf haben sie Kana genannt.

In der Zeit der Hungersnot ist auch ein Armen- und Krankendorf entstanden mit je 2 Hütten für die Männer und Frauen und einer Poliklinik.

Auch in weiteren Entfernungen faßten die Brüder festen Fuß und bauten Kapellen mit Wohnraum in Tewe und Makanja und übernahmen Mbaramu, wo Br. Röhl von Neu-Bethel aus ein Häuschen gebaut hatte. Alle 3 Außenstationen sind jetzt mit eingeborenen Gehülfen besetzt und werden alle 14 Tage etwa von den Brüdern besucht.

Das Leben auf der Station.

Inzwischen war eine 2. Hausfrau auf der Station eingezogen. Als Br. Wohlrab im Jahre 1895 in der Heimat weilte, hatte ihm der Herr eine Schwester von Frau Johanssen zugeführt, die zweite Tochter von Herrn Professor Kawerau in Breslau. So gestaltete sich das ganze

Br. Johanssen u. Frau u. Br. Wohlrab u. Frau.

Leben auf der Station besonders freundlich, zumal auch bald eine liebliche Kinderschar heranblühte. Da waren die Waschambaa sehr erfreut und warteten mit Spannung, welche Sprache sie reden würden. Wie es nicht anders zu erwarten war, sind es zunächst kleine Waschambaa

geworden, die die Sprache der Waschambaa fließend reden, aber nur wenig deutsch verstehen, die auch vor keinem Waschambaagesicht erschrecken, wohl aber Scheu haben vor weißen Gesichtern, die ihnen nicht ganz bekannt sind.

Da gab es nun allerlei Erziehungsarbeit für die Frauen der Missionare, zumal auch in den Christendörfern ein neuer Kindersegen eingekehrt war. Es wurde eine Krippe eingerichtet, in der von einer Christenfrau all die kleinen schwarzen und weißen Kinder zusammen versorgt und verwahrt wurden unter Aufsicht von Frau Johanssen. Da kann man liebliche Scenen beobachten, wie die einen mit Sand spielen, eine kleine Eisenbahn fahren lassen, oder den Ball werfen und dabei vor Ausgelassenheit lachen und kreischen, und dicht dabei stehen die Körbe und Kisten, in denen die ganz Kleinen schlummern oder ihre Flasche trinken.

Eine andere Aufgabe fiel Frau Wohlrab zu. Sie sammelt jeden Nachmittag die älteren Kinder um sich, die noch nicht in die Schule gehen und auch die Gottesdienste noch nicht verstehen. Sie setzen sich zusammen unter den großen Baum, der auf der Höhe des Stationshügels steht, und dort werden biblische Bilder besehen und biblische Geschichten und Sprüche gelernt. Sind sie aufmerksam und fleißig gewesen, dann wird gespielt. Nur Sonnabend Nachmittag giebt es eine ernstere Arbeit. Dann reinigen sie zusammen die Kapelle. Die einen holen Wasser und sprengen, die anderen fegen aus und wischen Staub und alle ruhen nicht eher, als bis die Kapelle wieder ganz sauber und bereit ist für den Gottesdienst.

Wachsen die Kinder heran, so gehen sie mit in die Schule der Großen. Dort wird eifrig gelesen, geschrieben und gerechnet. Es ist wirklich eine Schule der Großen, denn es sind zum Teil recht stattliche Burschen, die da auf der Schulbank sitzen. Sogar Männer kommen regelmäßig, um noch lesen zu lernen, denn die Brüder sind ja dabei, die biblischen Geschichten des Alten Testaments und das ganze Neue Testament in ihre Sprache zu übersetzen und drucken zu lassen, das möchten sie so gern lesen können. Auch ist schon eine Fibel und ein Lesebuch vorhanden mit vielen schönen Geschichten und ein Buch der Erzählungen, die bei ihnen im Umlauf sind.

Da giebt es viel Arbeit für die Brüder, alle diese Männer, Knaben und Mädchen weiterzubringen in den wenigen Stunden, die sie dafür Zeit haben. Darum sind sie eifrig bemüht, sich Gehülfen heranzuziehen,

und wir sehen auch schon einige Jünglinge, wie sie mit Geschick dabei thätig sind, die anderen zu unterrichten. Sie hoffen, so Schullehrer oder Nationalhelfer allmählich zu bekommen, die selbständig eine Arbeit auf den Außenstationen übernehmen können. Diese Jünglinge werden nebenher weiter unterrichtet in der Geschichte und Erdkunde, in der Suahelisprache und vielleicht auch im Deutschen, wenn sie es soweit bringen. Die Brüder möchten ihnen so gern die Suaheli- und wenn es sein kann, auch die deutsche Litteratur erschließen.

Der Haushalt.

Arbeit giebt es reichlich in Hohenfriedeberg für Männer und Frauen. Es wurde zu viel für die beiden Geschwisterpaare. Sie mußten um Hilfe bitten für ihr großes Werk, und sie kam. Br. Meyer ging zu ihnen hinaus, um sich der Bauten anzunehmen, und Br. Nünneke, ein Praktikus in jeder Beziehung, widmet sich mit Lust und Liebe der Ökonomie, denn all den Leuten täglich den Tisch zu decken, ist nicht leicht unter den dortigen Verhältnissen.

Zwar trägt der Boden reichlich, wenn er genügend bearbeitet wird, und es wächst auch alles europäische Gemüse sehr schön, sogar die Kartoffel gedeiht auf diesen Höhen und kann zweimal im Jahr ausgesetzt und geerntet werden, aber es will alles besorgt sein, und die Schwarzen sind ja sehr brauchbar als Hilfskräfte, wenn sie angeleitet und beaufsichtigt werden, aber selbständig können sie solche Dinge nicht leicht übernehmen. Wenn sie auch Ackerbauer und Viehzüchter sind, so verstehen sie doch wenig von einer ordentlichen Wirtschaft. Die Milch, welche eine Kuh dort täglich liefert, ist nicht der Rede wert, da die Kühe schlecht gezogen sind. Sie lassen sich nicht melken, wenn nicht zuvor das Kälbchen gesogen hat, und auch dann werden sie nicht einmal ordentlich ausgemolken. Die Butter läßt sich verwenden zum Braten; anders ist sie aber nicht zu genießen, da sie zu unsauber zubereitet ist in der Kürbisflasche, und alle möglichen Gerüche auf ihren Geschmack eingewirkt haben. Kaufleute, Schlächter und Bäcker giebt es natürlich nicht. Was von der Küste nicht für viel Geld heraufgeschafft werden soll, darauf muß der Missionar verzichten, oder das muß er sich selbst zu verschaffen suchen. Nur Hühner und Hammel, Reis und Mais, und alle anderen Erzeugnisse der Waschambaa sind zu kaufen. Doch muß er sich vorsehen beim Einkauf,

sonst bekommt er faule Eier und verwässerte Milch, und Ausreden haben sie immer. Da ist etwas „Spülwasser in der Flasche zurückgeblieben," oder sie haben vor dem Melken das Euter gewaschen oder die Kuh hat gezaubert. Solche Dinge sind Schuld, wenn Wasser in der Milch ist.

In der ersten Zeit ist der Missionar alles in eigenster Person. Er ist sein Baumeister und sein Koch, seine Hausfrau und sein Schuhmacher, sein Arzt und sein Apotheker, sein Lehrer und sein Küster. Er ist Herr über alle Dinge und von niemandem abhängig und fühlt sich wohl dabei. Hat er sich aber eingelebt und hat die Gemeindebildung begonnen, dann braucht er Gehilfen, um Zeit zu gewinnen für Heiden und Christen.

Wie segensreich ein Handwerkerbruder ist, werden wir gleich sehen; aber auch die Ökonomie ist sehr wichtig. Wir müssen doch danach streben, daß die jungen Christen mehr verdienen, um selbständiger zu werden, und um sich ihren ganzen Haushalt etwas besser einrichten zu können, und dazu scheint uns in Usambara der Gemüse- und Kartoffelbau der gangbarste Weg zu werden. Sie haben schon damit begonnen, solche Gartenprodukte an die Küste zu bringen, wo sie reißenden Absatz fanden und gut bezahlt wurden.

Der Kirchbau.

Gottes Segen hatte sichtbar auf der Arbeit der Brüder geruht, und eine zahlreiche Gemeinde hatte sich gebildet. Die alte liebe Lehmkapelle, die zu Anfang geschildert ist, wurde zu klein. Auch war die Luft darin nicht gut. Die Christen sagten nyumba inu ina usisiza = dieses Haus hat Müdigkeit. Da mußten sich die Brüder mit dem Gedanken vertraut machen, daß eine neue Kirche nötig sei, doch wer sollte sie bauen? Sie hatten weder Zeit noch Geschick dazu. Auch hatte sich die Notwendigkeit herausgestellt, die Jünglinge auszubilden in allerlei Handwerken. Auch dazu reichten die Kenntnisse der Brüder nicht aus. Sie baten daher um einen Handwerkerbruder, der ihnen die Kirche bauen sollte mit Hilfe der Christen. Die Missionsgesellschaft hat seitdem eine Reihe von Diakonen aus dem Brüderhause Nazareth in Bielefeld als Laienmissionare ausgesandt. Dieselben nehmen den Pastoren viel äußere Arbeit ab, so daß diese für die Verkündigung des Wortes frei werden (Apostelgesch. 6, 1—6).

Br. Meyer war von Haus aus Tischler und verstand auch allerlei andere Künste. Im Frühjahr 1897 kam er an. Doch mußte auch er

erst lernen, was die meisten Missionsarbeiter zu Anfang lernen müssen, die Geduld. Nachdem er das Küstenfieber überwunden hatte, warf ihn ein Sonnenstich so ernstlich nieder, daß er 14 Tage bewußtlos in heftigen Krämpfen lag. Das waren bange Stunden für alle. Um so froher atmeten sie auf, als die Wendung zum bessern eintrat, und dankbare Freude erfüllte ihr Herz, als auch die Kräfte wiederkehrten und er völlig genas.

Die alte Kapelle in Hohenfriedeberg.

Einen großen Haufen Ziegelsteine hatten die Christen schon geformt und an der Sonne getrocknet. Nun mußte die alte Kapelle fallen, denn die Kirche sollte an ihren Platz kommen. Das war ein saurer Entschluß für die Brüder, als sie Hand an sie legen sollten, denn sie war

ihnen gar zu lieb geworden. Wie viele schöne Erinnerungen waren mit ihr verbunden. All die köstlichen Gottesdienste und Taufseste, all die stillen Stunden der Gemeinschaft vor dem Herrn, all die Anfechtungen und Nöte, die hier vor Gott durchgefochten wurden, traten vor ihre Seele. Jeder einzelne der Christen war ja in ihr unterwiesen und für den Herrn gewonnen worden. Wie oft waren sie in ihr verstummt vor der heiligen Majestät Gottes, der die Sünde aufdeckt, und wie oft hatten sie bewundernd aufgeschaut zu der erbarmenden Liebe ihres Heilandes, der nicht richtet, sondern die Sünde vergiebt und tilgt. Wie heilig war diese Stätte!

Aber sie wollten ja ein würdigeres Gotteshaus bauen, und wie schön ist es in der Mission, wenn eine Kapelle zu klein geworden ist, weil der Herr zu viel Segen gegeben hat! Auch sollte die neue Kirche einen Turm bekommen, der alle Waschambaa immer nach oben hinweisen sollte, wo unser Gott und Heiland wohnt. Die alte Kapelle war auch schon gar zu schlecht, darum wurde das Herz der Brüder immer fröhlicher, je mehr sie abrissen.

Und nun ging es an den Aufbau, Christen und Heiden mahnten: baut recht groß, sonst wird die Kirche bald wieder zu klein. Br. Meyer teilte sich seine Jünglinge ein ganz nach ihrer Lust und Begabung. Die einen lernten das Mauern und führten die Wände der Kirche auf, mit den andern ging er in den Wald und zeigte ihnen, wie man Bäume fällt und Bretter sägt. Wieder andere stellte er an die Hobelbank, daß sie die Bretter glatt hobelten und Bänke, Thüren und Fensterrahmen daraus verfertigten. Auch eine Schmiedewerkstatt wurde eingerichtet und eine Drechslerbank aufgestellt. So begann bald ein reges Schaffen und Treiben auf der Station, und sichtlich wuchsen die Mauern der Kirche in die Höhe.

Hatten die Brüder jedoch gehofft, daß dieselbe noch vor der Regenzeit unter Dach kommen sollte, so hatten sie sich geirrt. Durch die vielen Krankheiten von Br. Meyer war der Bau verzögert worden. Sie mußten die Mauern mit Stangen und Bananenblättern eindecken, daß ihnen der Regen nicht schaden konnte. Kaum waren sie damit fertig, so regnete es in Strömen.

Es giebt dort eine Regenzeit im November und Dezember und eine zweite Regenzeit im April und Mai. Die Monate dazwischen sind fast ganz trocken. In der Regenzeit giebt es ja auch trockene und sonnige

Tage, und es gießt nie den ganzen Tag, aber wenn es regnet, dann regnet es tüchtig.

Bald nach dem Weihnachtsfeste waren die Regenwolken wieder verschwunden und die Sonne schien hell und warm, so daß die Brüder das Schutzdach von ihrem Kirchbau entfernen konnten, um wieder an die Arbeit zu gehen. Wozu sollte man das überflüssig gewordene Holz verwenden? Es hatte sich ein armer Aussätziger bei ihnen eingefunden, Schiko mit Namen. Für ihn bauten die Christen daraus ein Häuschen in ihrer Nähe. In ihm wohnt er nun mit seinen Pfleglingen, einem großen Erpel und einem ganz kleinen Prärieschweinchen. Er selber wird von den Christen reichlich mit Speise versorgt.

Sombues Bekehrung.

Eine schöne Erfahrung machten die Brüder beim Bretterjägen, wie alles dem Herrn dazu dienen muß, seine zerstreuten Schäflein zu sammeln. Hoch über der Station liegt ein schöner Wald; zu ihm stiegen die Christen oft hinauf, um Bretter zu sägen. Dort fanden sie 2 Hütten in aller Abgeschiedenheit beieinander liegend. In der einen wohnte Schembambu, ein alter Zauberer der Waschambaa. Er hatte in früheren Kriegen die kräftigsten Zaubermittel vor den Soldaten des Häuptlings hertragen müssen, um sie so zu schützen gegen die Kugeln und vergifteten Pfeile ihrer Feinde. Die andere gehörte dem Sombue, einem alten Mschambaa, der mit seiner Frau und seinen 2 Kindern darin wohnte. Sie waren alle recht verkommen in Schmutz und Rauch und geistiger Armut. Da stieg die muntere Christenschar zu ihnen hinauf und brachte Leben in die Einöde. Sie fällten Bäume und zersägten sie, daß es eine Lust war. So schöne Bretter hatte Sombue noch nie zu sehen bekommen; und wie schnell waren sie hergestellt! Wohl hatte auch er schon Baumstämme gespalten und die so erhaltenen Bretter mühsam zurecht geklopft mit seiner Hacke, um Lagerstellen anzufertigen für sich und seine Familie, aber wie krumm und schief waren sie geworden! Man konnte kaum darauf liegen. Des Abends baten ihn die Christen, ob sie nicht ihre Säge bei ihm niederstellen dürften. Zwar war es ihm etwas bedenklich, solch ein Gerät über Nacht in seiner Hütte zu haben, aber die Christen gingen ja so frisch und furchtlos damit um. Das gab ihm auch Mut, es zu wagen. Sie erzählten ihm auch gern von ihrem Thun und Treiben auf der

Station und vom Worte Gottes. Alles interessierte ihn sehr, nur wenn sie auf Gott zu sprechen kamen, dann wurde er schwerhörig.

Die Arbeit drängte und die Christen wurden eifriger. Eines Tages sagten sie: weshalb sollen wir täglich den weiten Weg zur Station so vergeblich gehen? Laßt uns bei Sombue übernachten. Sie waren schon so vertraut miteinander geworden, daß er es gern erlaubte, zumal sie gar keine Ansprüche machten, sondern sich mit einem Platz auf der bloßen Erde begnügten. Sie hatten ja ihre Bretter als Lagerstätte und ihre Tageskleidung als Deckbett.

Nun saßen sie abends um das lodernde Feuer, rauchten und wiederholten, was sie gelernt hatten aus der Schrift. Eines Abends erzählte Philippus Schemueta, ein Sohn des Noah Schemueta, den Sündenfall und fügte hinzu, wie früher die Menschen ohne Krankheit und Todesnot gelebt hätten, weil sie eins waren mit Gott, und wie erst durch die Sünde all das Elend in die Welt gekommen sei. Da horchte Sombue auf, und da fing er an, zu fragen, und bis nach Mitternacht mußten ihm die Jünglinge erzählen.

Sombue war krank, er hatte eine Wunde an der Stirn und eine Wunde auf dem linken Arm. Eines Tages kam er auf die Station und sagte: ich bin irre geworden an den Arzneien und Zaubermitteln der Waschambaa, behandelt ihr mich. Die Brüder thaten es, so gut sie konnten, und wiesen ihn zugleich hin auf Jesum Christum, den rechten Arzt. Er hörte gern zu und mahnte: sagt mir alles und verbergt mir kein Wort. Die Wunde vor der Stirn heilte, die andere blieb offen. Aber Sombue hatte schon so viel gelernt von der Geduld Hiobs, daß er getrost sagte: „Wie Gott es bestimmt, so bin ich es zufrieden.“

Nun hatte der Herr schon solche Macht gewonnen über sein Herz, daß er ihm nicht länger widerstehen konnte, er bat um die Taufe. Es war für die Brüder eine ergreifende Stunde, als der alte Mann zum erstenmal vor ihnen saß im Unterricht und vor Aufregung zitterte und wie ein kleines Kind alles Wort für Wort nachsprach. Anfangs konnte er von allem nichts behalten. Sein Herz hungerte aber nach dem Herrn, und deshalb öffnete ihm dieser den Verstand. Je länger er lernte, um so besser ging es, und später war es den Brüdern immer eine ganz besondere Freude, ihn zu unterrichten.

Seine Frau hatte ihm erklärt: wenn du dich taufen läßt, so gehe

ich mit. Aber als er eines Tages nach Hause kam, fand er seine Hütte leer, sein Schwiegervater war dagewesen und hatte Frau und Kinder mitgenommen, und seine Tochter gleich einem anderen Manne gegeben. Das war ein schwerer Schlag für den alten Sombue. Wer sollte nun für ihn sorgen? Er zog zu den Christen, die sich seiner treulich annahmen; aber er entbehrte doch das eigene Heim und hatte keine Frau und Kinder mehr. Auch dieses trug er still und ergeben. Er sagte: Ich will warten, was der Herr über mich bestimmt. Soll ich einsam leben, so bin ichs zufrieden. Will er mir wieder eine Frau geben, dann bin ich es auch zufrieden.

Da hörte er eines Tages: deine Frau ist dagewesen und läßt dir sagen, komm morgen früh nach Bagai, da liegt dein Töchterchen krank. Sombue ging hin, um sein Kind zu besuchen. Zu seinem größten Erstaunen erklärte dort sein Weib, sie wolle den neuen Mann nicht, den man ihr gegeben hätte, sie wolle bei Sombue bleiben und auch getauft werden. Da konnte man sie nicht mehr hindern, und er kehrte frohen und dankbaren Herzens mit ihr zurück und hatte nun sein ganzes Familienglück wieder in neuer durch den Herrn verklärter Gestalt. Sein Söhnchen blieb fern; es war so verschüchtert von den Verwandten, daß es nicht wagte, zum Vater zurückzukehren.

Vollendung der Kirche und Kirchweihfest.

Nun waren die Mauern in die Höhe geführt, und der Dachstuhl konnte daraufgesetzt werden. Dazu brauchte Br. Meyer 4 lange Baumstämme. Sie waren bald gefunden und abgesägt, aber wie sollte man sie hinschaffen zur Station? Einen Wagen hatte man nicht, und hätte man ihn gehabt, so fehlten doch die geeigneten Wege. Da mußten alle Christen anfassen und schleppen, und sie ließen sich auch die Mühe nicht verdrießen, sondern versüßten sie sich durch ermunternden Gesang. Vier ganze Tage haben sie aber dazu gebraucht.

Nun waren sie glücklich zur Stelle und konnten in die Höhe gezogen werden. Da stand Br. Wohlrab mit einigen Christen am Bau und zog. Schon schwebte der schwerste Balken hoch oben, da riß der Strick, und er stürzte in die Tiefe. Alle schrieen entsetzt auf, denn der Balken war mitten unter die Christen gefallen und hatte scheinbar Br.

Wohlrab zerschmettert. Er lag am Boden mit einigen andern. Doch unversehrt stand er wieder auf, nur etwas Haut hatte ihm der Balken abschürfen dürfen, er war unmittelbar am Rücken heruntergeglitten.

Die neue Kirche in Hohenfriedeberg.

Einer der Christen war etwas mehr verletzt; nach einigen Tagen der Ruhe konnten sie aber beide wieder an die Arbeit gehen. Es ist gut,

wenn man erfährt, daß es allein Gottes Gnade ist, wenn man noch lebt, und wenn einem solche Werke gelingen wie dieser Kirchbau. Man wird mehr davor bewahrt, sich selber zu rühmen, und es wird eher ein Bau, in dem Gottes Ehre wohnt.

Das Dach wurde mit trockenen Scheiden von Bananenblättern gedeckt, die Wände wurden innen und außen weiß getüncht, ein schöner Fußboden aus Cement wurde hergestellt mit ordentlichen Kirchstühlen, eine Empore aufgebaut für das Harmonium, und die Kirchenfenster zum Teil bemalt. Nun war alles fertig, und das Kirchweihfest konnte gefeiert werden. Schön und stattlich stand die Kirche da mit ihrem Turm. Geschw. Ostwald aus Tanga waren schon angekommen, um sich in den Bergen zu erholen, die Brüder von den benachbarten Stationen wurden dazu geladen, und nun ging es ans Säubern und Schmücken der Station. Palmenzweige waren ja reichlich vorhanden, und Blumen sendeten die Herren von der Versuchsstation Kwai. Ein junger Ochse wurde geschlachtet, und Kuchen von den Frauen gebacken.

Noch war nicht alles fertig, da hörte man schon in der Ferne einen Posaunenchor. Es war Br. Bockermann von Lutindi mit seinen Knaben. Br. Gleiß von Buga kam ebenfalls und Br. Röhl von Neu-Bethel. Nun waren alle beieinander, und alle waren erfüllt von Freude und Dank.

Am nächsten Morgen (17. Juni 1898) vereinigten sich beide Posaunenchöre von Lutindi und Hohenfriedeberg, und feierlich klang es hinüber nach Mlalo und in die umliegenden Dörfer: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren, und Nun danket alle Gott. Um 10 Uhr versammelte sich die Gemeinde vor dem Hause von Br. Johanssen und schritt dann in langem Zuge den Hügel hinauf. Vor der Kirche angekommen, schloß Br. Johanssen auf im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und im Nu war die ganze Kirche gefüllt. Zuerst predigte Br. Wohlrab in der Sprache der Waschambaa und wies hin auf das Wort Johannes des Täufers: Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt (olela nwana ngoto ya Mulungu ye inula masa ya shi ngima). In großen Buchstaben steht es über dem Altarbogen zu lesen. Dann erzählte Br. Johanssen in deutscher Sprache von all der Hilfe des Herrn, die sie in den 7 Jahren ihres Dortseins erfahren hatten

und sagte, daß diese Kirche ein Ebenezer sein solle, ein Gedenkstein der Hilfe des Herrn (1. Sam. 7, 22).

Die Festkollekte ergab fast 100 Mark. Das machte auf den Kopf über eine Mark, und die Gemeinde ist arm und verdient nicht viel. 25 Pfg. ist der Tagelohn ohne Essen und Trinken.

Nach der Feier gingen sie still auseinander und kamen erst Nachmittag wieder zusammen zu einem gemeinsamen Spaziergang. Sie stiegen die Felsen in die Höhe im Westen der Station. Dort oben ist eine ebene Fläche, und man hat einen schönen Rundblick auf die Berge und Thäler von Usambara und auf die weite schwarzgefleckte Steppe im Osten. Die schwarzen Flecken sind die Schatten der über sie hinziehenden Wolken. Und tief unten liegt die Station mit ihrer neuen Kirche und den beiden Wohnhäusern der Brüder und die Christendörfer ringsherum. Da glaubt man seinem Gott noch näher zu sein, und kann noch fröhlicher singen und blasen zu seiner Ehre. Hier wurde Kaffee gekocht und Kuchen gegessen.

Am Abend versammelte sich die ganze Gemeinde noch einmal in der hell erleuchteten Kirche, und Br. Gleiß hielt die erste Missionsstunde in ihr und erzählte von den Anfängen der Mission unter den Galla.

Der nächste Tag war ein zweiter Festtag. An ihm wurden mehrere Heiden und das Söhnchen eines christl. Ehepaars durch die heilige Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Zu Mittag folgte der Festschmaus. Jede Hausfrau, ob schwarz oder weiß, brachte das beste, was sie hatte. Alles wurde zusammengestellt im Schatten der Kirche, und dann griff jeder zu, wohin ihn sein Herz zog. Nachmittags ging es hinaus auf den Spielplatz, wo sich die junge Schar bis zum Abend fröhlich tummelte und am Fußball und anderen Spielen erfreute. Danach schloß Br. Röhl mit einer Abendandacht in der Kirche den festlichen Tag, und durch alle Herzen klang es: Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser denn tausend. Ich will lieber der Thür hüten in meines Gottes Hause, denn wohnen in der Gottlosen Hütten (Psalm 84).

Eine Weihnachtsfeier.

Zum erstenmal strahlte die schöne neue Kirche im hellen Weihnachtsglanz. Zwei schlankgewachsene Zedern, mit weißen Lilien und zarten Rosen geschmückt, standen zu beiden Seiten des Altarbogens; das große

hellerleuchtete Transparent von Pfannschmidt mitten auf dem Altar zeigte Maria und Joseph und die Hirten, die alle das Jesuskindlein mit solch andächtigem Auge und glühendem Herzen ansehen. Vor diesem Glanze saß eine große Gemeinde im festlichen Schmuck: alte ergraute Männer und Frauen, junge, rüstige Leute, staunende Kinder und lallende Kindlein, Kranke und Gesunde, Christen und Taufbewerber und Heiden, die Erstlingsernte des Herrn, die er in Usambara geschnitten hat.

Leise erklang es vom Chor: Stille Nacht, heilige Nacht, und nachdem das Lied verklungen, verkündete eine Stimme laut: Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt; und alsbald erschollen die großen Verheißungen des alten Bundes von dem Messias, durchwoben mit Advents- und Weihnachtsliedern, die teils kräftig mit Posaunen, teils leise mit Harmonium und Geige begleitet, die Herzen aller zu Anbetung und Preis vereinten. Von der Schwelle des alten Bundes wurden sie hinübergeführt in den neuen Bund, sie hörten den Gruß Gabriels an Maria und Marias Lobgesang und sodann die Weihnachtsgeschichte. Mit hellen Stimmen verkündigte die junge Schar oben vom Chor die reiche Weihnachtsfreude, ein jeder seine kleine Lektion, die er mit großem Eifer gelernt hatte, und ein Gebet voll Lob und Dank beschloß die Feier.

Zur Seite der brennenden Bäume standen zwei Tische mit weißen Tüchern überdeckt. Sie sahen geheimnisvoll aus, aber wohl alle ahnten, daß noch besondere Weihnachtsfreuden unter ihnen verborgen lagen. Auf sie lenkten sich nach der Feier die Blicke; die Tücher wurden abgehoben — da lag eine neue Predigt von der Liebe vor aller Augen, eine Fülle von Liebesgrüßen aus der fernen Heimat der weißen Christen. Wie strahlten die Gesichter. Ein freudiges Flüstern ging durch die Menge; der große Paulo Faradji vergaß ganz seine Würde und seine Umgebung, und während alle anderen sitzen blieben, stürzte er wie ein Kind vor den Gabentisch, strahlend vor Freude.

In Ruhe wurde alles einzeln gezeigt und von den lieben Gebern und Freunden in der Heimat manches erzählt, zuletzt durften die Kinderchen vorkommen und erhielten kleine Trompeten, Bälle und Harmoniken, die Erwachsenen freuten sich an diesem Abend an der ganzen Fülle; ihre Gaben wurden erst am nächsten Nachmittag verteilt; die armen Kranken und der treue Küster erhielten warme Decken, die fleißigen Gemeindeglieder weiße und bunte Hemden, die Schüler Schreibhefte, Federhalter und Schieferstifte, die

Frauen Tücher, Messer und Seife und die Mädchen kleine Körbchen. Am Heiligabend aber blieb ihr Auge auf das Kind in der Krippe gerichtet, die kostbarste Gabe, die Gott seinen Kindern schenken konnte.

Nach der Feier gingen sie auseinander in ihre Hütten und bald brannten auch in ihnen die Weihnachtsbäume; es wurde hell im dunklen Lande. Nur in einer Hütte fehlte der Weihnachtsglanz, und ein Ehepaar war nicht zugegen gewesen in der Kapelle. Es waren Noah Schemueta und seine Frau Ruth; sie saßen daheim bei ihrem todkranken Töchterchen Martha. Ohne daß eine eigentliche Krankheitsursache zu erkennen war, siechte das Kind schon seit Wochen langsam hin. Die Kräfte des zarten Körpers waren zuletzt so völlig verbraucht, daß die Kleine zumeist in tiefer Ohnmacht dalag. Nur mit Mühe wurde ihr zuweilen etwas Milch eingeflößt, aber auch das wurde immer schwieriger. Ein Verkehr mit ihr war nicht mehr möglich, die Sprache schwand.

Am 2. Festtag stellten sich nach einer ruhigen Nacht die Vorboten des Todes ein, ein schweres Röcheln. Eine kleine Schar saß still bei den kämpfenden Eltern; zuweilen sangen sie der Kleinen ein Lied und beteten laut.

Zu Mittag wurde der Kampf schwerer, das Ende nahte. Äußerlich ruhig saß der Vater bei seinem Töchterlein, wischte ihm sorglich den Schweiß vom Gesicht, hob das Köpfchen und stützte es, so gut er konnte. Was in seinem Innern kämpfte, fühlten alle, aber kein Wörtlein der Klage kam über seine Lippen; zuweilen stimmte er leise und zitternd mit ein in die köstlichen Trost- und Ewigkeitslieder. Nur einmal wandte er sich ab und sagte dumpf: das ist ein furchtbarer Schmerz, sein Kind in so schwerer Not zu sehen. Br. Wohlrab betete und sprach über dem Kind den Segen, da ließ der Kampf nach.

Oft hatte Br. Wohlrab seine Hand auf das schwer arbeitende Herz gelegt, gegen 3 Uhr wurden die Schläge unregelmäßig, da sagte er: nun laßt uns singen: So nimm denn meine Hände und führe mich. Während sie den ersten Vers leise sangen, that das Herz seine letzten Schläge; und als sie den zweiten Vers anstimmten: in dein Erbarmen hülle mein schwaches Herz, hob sich die kleine Brust noch einmal zum letzten Atemzug. Dann schlief das Mägdlein, und sie sangen: ob ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht, du führst uns doch zum Ziele auch durch die Nacht.

Das waren ernste, erhebende Feierstunden in der armen Hütte, Stunden, die auf die Versammelten einen tiefen Eindruck machten: es war wohl das erste Mal, daß sie gemeinsam als Christen dem Tode gegenüberstanden und mit den warmen Strahlen der lichten Ewigkeit seine Schauer niederkämpften.

Am Abend betteten sie die sterbliche Hülle zur letzten Ruh: es ist das sechste Grab auf dem kleinen Friedhofe.

Als sie heimgegangen waren, brach Noah unter seinem Schmerz zusammen, er legte sich still auf sein hartes Lager, aß nicht und trank nicht und sprach kein Wort und erwiderte keinen Gruß. Aber ein Wort der Klage kam selbst da nicht über seine Lippen. Mit schwerem Herzen ging Br. Wohlrab von ihm.

Welch friedliches Bild fand er aber am nächsten Morgen in seiner Hütte! Da saß er mit seinem Weibe am Feuer und bei ihnen der alte Sombue. Da war keine dumpfe Trauer mehr: und als Br. Wohlrab nach kurzem Gruße fragte: nun Sombue, du tröstest wohl die armen Leute hier? sagte Noah mit strahlendem Gesichte: ja, er hat mir mein Herz hell gemacht: wir haben uns mit einander über die Wege Gottes besprochen, und dabei ist mein Herz ganz hell geworden. Br. Wohlrab fragte ihn freudig erstaunt: Hast du nun dein Kind und all dein Leid in Jesu Hände legen können? Ja, von Herzen, war die Antwort.

Sie erzählten ihm auch fröhlich, daß am Morgen unter den Teilnehmenden sich auch ein Heide eingestellt habe, der mit seichten, leeren Worten nach einem Trost gesucht hätte. Da hätten sie sich aufgerichtet und ihm ein kräftiges Zeugnis von ihrem Christentroste gegeben, und der Heide hätte sich unter mancherlei Ausflüchten zurückgezogen.

Nach 11 Monaten kehrte neue Trauer bei ihnen ein. Als ihr Töchterchen Maria vom Weiden zurückkehrte und einen angeschwollenen Bach überschreiten wollte, wurde sie von seinen Wassern fortgerissen und ertrank. Wohl flossen wieder reichliche Thränen, aber ihre Herzen blieben doch still und getrost, sie waren schon fest geworden in der Schule des Herrn.

Sombues Tod.

Auch Sombue ist bald darauf heimgegangen. Seine Krankheit hatte sehr zugenommen, und die Wunde auf dem Arm war Knochenfraß geworden. Infolgedessen konnte er nicht mehr viel thun, sondern mußte

still zu Haus sitzen, aber sein Herz blieb fröhlich und seine Gedanken waren beim Herrn.

Als ihn Br. Johanssen eines Tages auf sein schönes Vorrecht, Fürbitte zu thun, hinwies, sagte er mit leuchtendem Auge: Ja, das thue ich auch, und meine Gebete gehen nicht bloß in der Nachbarschaft herum, sondern auch weithin bis nach Europa. Möchten doch noch recht viele erfahren, wie fröhlich der Herr die Herzen machen kann; seine Freude an ihm würde auch nicht im mindesten durch die Schmerzen am Arm gestört.

Am 13. April 1899 schenkte ihm der Herr ein Töchterchen zum Ersatz für den verschüchterten, fernen Sohn. Als der Taufstag gekommen war und die Brüder mit ihm über den Namen sprachen, sagte er fest: Ich habe dem Kinde einen Namen gegeben. Welchen wohl? „Kompeho“ (Frieden). Und was soll der Name sagen? „Azavyalwa na mpeho ya mulungu“ (sie ist unter dem Frieden Gottes geboren). Er wußte, was es bedeutet, unter heidnischer Friedelosigkeit geboren zu werden, welch ein Elend das ist, und empfand es daher doppelt köstlich, über seinem jüngsten Kinde den Frieden Gottes leuchten zu sehen. Damit war der erste christliche Name aus dem Volke gegeben, und ging ein langersehnter Wunsch der Brüder in Erfüllung.

Der Herr läuterte ihn weiter durch viele und schwere Leiden. Zwar schloß sich das Geschwür am Arm, aber die Hand blieb verkrümmt und verschwollen, und ein Magenleiden stellte sich ein. Auch schwollen die Füße dick an und schmerzten sehr. Er wurde völlig hilflos, so daß Tag und Nacht zwei aus der Gemeinde bei ihm sein mußten. Nachts richteten sie ihn auf und legten ihn wieder nieder in beständigem Wechsel, bis der Morgen graute, immer bemüht, ihn nicht merken zu lassen, welche Mühe er ihnen machte. Am Morgen trugen sie ihn hinaus in die Sonne, und am Abend, wenn es kühl wurde, wieder in die Hütte ans wärmende Feuer. Es wurde so arg, daß er äußerte: Alle Leiden dieser Welt haben ihre Krallen in mich geschlagen.

Einmal schien ein starker Herzkrampf das schwache Licht auslöschen zu wollen. Da lag er auf seinen Brettern von starken Zuckungen umhergeworfen und rief in seinen schweren Beängstigungen mit lauter Stimme: Jesu, Jesu. Aber geklagt hat er nie, er ist auch nie kleinmütig und verdrossen gewesen. Allen Anstürmen auf seinen Leib sah er mit festem

Glauben an den Herrn entgegen. „Jesus ist stärker," so schloß er sein bescheidenes Bericht, wenn er über sein Ergehen befragt wurde.

Ja einmal sagte er zu seinem alten, blinden Jugendfreund Mangaluni, der viel von seinem Leiden spricht und leicht klagt: „Warum klagst du denn! Leiden, das ist ja gerade unsere Freude."

Äußerlich war er der Geringste unter ihnen, aber innerlich der Reichste und Gesegnetste. Wie ein König saß er da auf seinem dürftigen Lager, um das Haupt die unsichtbare Krone des Lebens.

Zuletzt stammelte er nur noch unter großer Anstrengung einzelne fast nicht zu verstehende Worte. Aber am letzten Tage rief er noch einmal mit lauter Stimme: „Herr Jesu, halte mich fest, laß uns zusammengehen, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst."

Bald darauf traten die Wehen des Todes ein, er spürte es und sagte zu Noah: „Noah, ich sterbe jetzt." Da kniete Noah an seinem Lager nieder und betete: als er sich erhob nach langem Gebet, war der vielgeprüfte Mann entschlafen.

Zur selben Zeit war ganz in der Nähe die Gemeinde zur Abendandacht in der Kapelle versammelt und gedachte ahnungsvoll des Sterbenden an der Hand des Textes Offenb. 21, ohne daß sie wußte, daß der letzte Kampf gerade in diesen Augenblicken gekämpft wurde. Am folgenden Morgen betteten sie den Leib zu seiner letzten Ruhe.

Ihre Herzen waren voll Lob und Preis. Gerade an Tombue hat sie der Herr seine Herrlichkeit und Macht bis zuletzt ganz besonders schauen lassen.

Schedaka.

Ergreifend ist auch das Kämpfen und Ringen eines alten Mannes, mit Namen Schedaka, der an zeitweiliger Tobsucht leidet.

Schon im ersten Jahr ihres Dortseins wurde Br. Johanssen vom Häuptling Si Kinyassi zu ihm geführt, mit der Aufforderung, ihn zu heilen. Er lag da auf dem Boden und war mit starken Stricken gefesselt. Der Hals ruhte in einer schweren Holzgabel. Sonst wäre keine Möglichkeit, ihn zu bändigen: die Kleidung zerrisse er und würfe sie von sich. Er aß nicht und trank kaum und fand keinen Schlaf. Von Zeit zu Zeit stieß er ein wildes Geschrei aus und suchte alles zu zerstören und seine Wärter auf alle Weise zu plagen. Dabei hatte er einen Geist

des Lästerns und der Unreinheit in Worten und Gebärden. Sein Zustand erinnerte an die Krankheitserscheinungen, wie sie dem Herrn bei dem Gergesener entgegentraten. 8—10 Tage währte gewöhnlich ein Anfall.

Schwer legte sich den Brüdern das Leiden dieses Mannes aufs Herz. In den Zeiten der Ruhe wurde es ihnen allmählich möglich, Beziehungen zu ihm anzuknüpfen und ihm Jesum zu verkündigen. Sie spürten auch im verborgenen, daß der Vater diese Seele anfaßte, um sie zum Sohne zu ziehen: zunächst hauptsächlich in den Perioden, die einem Krankheitsausbruch unmittelbar vorangingen. Dann suchte er Gottes Wort und erklärte auch, ihm folgen zu wollen. War die Krankheit jedoch vorüber, so verschwand er wieder aus dem Gesichtskreis der Brüder.

Einst fuhr er sie an, als er dalag, den Ha's in eine starke Holzgabel gespannt: „Warum plagt mich Gott so? Was habe ich besonderes gefehlt vor allen anderen? Redet mit Gott, daß er mich heilt!"

Später erzählte er ihnen, daß sein Leiden mit einem Fehltritt zusammenhänge. Es sei einmal die Frau eines Verwandten zu ihm gekommen und habe ihm gesagt: Nimm mich zum Weib. Er habe es gethan. Darauf habe ihn der frühere Mann zur Rechenschaft gezogen und gesagt: „Weil du mir meine Frau genommen hast, verzaubere ich dich!" Da habe sein Leiden begonnen.

Als die Unruhe wieder über ihn kam, suchte er Zuflucht bei den Brüdern und sagte: „Ich gehe nicht wieder fort von euch, ich habe mich jetzt für Jesum entschieden und bin fertig." Dieses Mal war es ihm völliger Ernst. Er war nicht einmal zu bewegen, bei den Seinen zu wohnen und von dort aus zum Unterricht zu kommen.

Die Brüder hatten keine Zeit, ihn zu überwachen. Deshalb wendeten sie sich an die gereifteren Christen. Diese waren anfänglich bange, ihn in ihr Dorf aufzunehmen, sie fürchteten, er würde ihnen die Hütten anstecken, aber sie kamen zu der Überzeugung, daß der Herr ihnen eine Aufgabe zuweisen wolle und nahmen ihn in Jesu Namen zu sich.

Manche Nacht haben sie mit ihm durchwacht, sind auf seine Gespräche eingegangen und haben ihn in Liebe getragen. Dieses hat ihn wohl äußerlich beruhigt, es ging von Tag zu Tag besser, so daß er sich sein eigenes Heim einrichten konnte. Des Tages weidete er seine Ziegen, des Abends suchte er Brennholz für die Nacht, die Speise kochten ihm einige Familien in Bethanien.

Mit Treue kam er zum Unterricht und zu den Andachten, und wenn sich auch die alte Unruhe zuweilen in ihm regte so wurde er doch immer friedlicher. Dreiviertel Jahr ist er unterrichtet worden, und in dieser ganzen Zeit hat der Herr das schwere Leiden gebannt. Seine Erkenntnis war zwar noch gering, aber es wurde den Brüdern immer gewisser, daß sie ihm das Wasser nicht länger wehren durften. So haben sie ihn denn getauft mit dankerfülltem Herzen.

Eine besondere Freude wurde ihnen noch in der letzten Vorbereitungsstunde zu teil, als er ihnen sagte: „Gott mag über mich bestimmen, ob er mein Leiden ganz von mir nimmt, oder ob ich weiter leiden soll, es betrübt mich nicht. Ich will nur ein Wort: Ein Mann Jesu sein."

Sein altes Leiden ist nicht ganz geschwunden, aber schwerere Kämpfe bleiben ihm erspart. Die Fürbitte der Christen trägt ihn.

Innerer Ausbau der Gemeinde.

Sehen wir nach diesen Einzelbildern wieder auf die Gemeinde im ganzen, so brachte der Mai 1899 des Jahres eine Menge neuer Aufgaben und eine Ausdehnung der Arbeit, die die Herzen der Brüder mit frohem Dank und Jubel erfüllte, aber auch ihr Bitten und Seufzen zu Gott mehrte, daß er ihnen Weisheit gebe und neue Kräfte des Geistes und Lebens.

Viele, die Gottes Wort schon lange nahe standen, sind zur Entscheidung gekommen und mit der großen Erklärung vor die Brüder hingetreten: „Wir wollen jetzt Gottes Wort." Manche junge Burschen und Mädchen haben die Christen und Katechumenen mit freudigem Herzen als ihre Erstlinge heimgebracht: einige sind aus der Ferne zu ihnen gezogen, wohl unter dem Eindruck: „Hier ist gut sein." Manchen Blick in die Wunderwege Gottes haben dabei die Brüder gethan, und manches schöne Wort haben sie gehört.

Besonders freuten sie sich über Schesua, der einst die erregte Tabea erstaunt gefragt hatte: „Großmutter, du bist ein Mensch Gottes und schimpfst?" Von Kibula wußten sie, daß er einigen jungen Burschen in ihrer Hütte biblische Geschichten erzählte und mit ihnen betete. Mschwelesi, der Vater von Ephraim Mailambwe, kam nun auch. Schon vor einem Jahre hatte er sich zum Taufunterricht gemeldet, aber seine innere Kraft reichte damals noch nicht, den Anfechtungen der Verwandten stand zu halten. Er sagte: Diesmal soll mein Herz fest bleiben.

Komgasi, die Tochter von Mariamu Schauli*), bat um Unterricht in Gottes Wort. Vor einem halben Jahr war diese junge Frau aus ferner Gegend gekommen, um ihre Mutter zu suchen, von der sie in früher Jugend getrennt worden war. Die Freude war unbeschreiblich groß gewesen. Frau Johanssen kam gerade dazu, wie sie zusammen in ihrem Häuschen auf den Knieen lagen und den Herrn lobten und priesen mit bewegten Herzen. Auf Schemkiwa hatte die Erzählung von dem blinden Bartimäus tiefen Eindruck gemacht. Er sagte: „Ihr habt mir früher von Bartimäus erzählt, das habe ich nicht vergessen. Ich weiß jetzt, daß ich dem Bartimäus gleiche, meine Augen sind auch blind. Und nun will ich auch zu Jesu rufen wie Bartimäus, damit er meine Augen aufthut."

Diese täglich wachsende Schar der Katechumenen führte die Brüder dazu, eine Vorstufe im Katechumenat einzurichten. Die zu ihr gehörigen Katechumenen werden in 3 Abteilungen von 3 jungen Männern unterrichtet. Sie lernen mit ihnen Psalmen und Gebete und erzählen ihnen einzelne Geschichten aus dem Leben Jesu. Die Brüder führen sie dann weiter durch die Heilsgeschichte des Alten und Neuen Testamentes und durch den Katechismus.

Für den Dienst an den Armen und Kranken wurden am 2. Pfingsttag die ersten Diakonen feierlich eingesegnet. Es sind Noah Schemueta, Paulo Faradji und Lazarus Schauli.

Es war eine köstliche Stunde in ihrer mit Palmen bis an die Hörner des Altars festlich geschmückten Kapelle. Über der Versammlung lag ein besonderer Ernst, weil die meisten fühlten, daß etwas besonders Großes in dieser Stunde unter ihnen geschah: die Berufung der Erstlinge aus dem Volke zum Dienst an der Gemeinde. Br. Johanssen sprach über Mark. 13, 34—37. Nach der Ansprache beteten sie für diese Diener an der Gemeinde und legten ihnen unter Segenswünschen die Hände auf.

Zu Mittag vereinigten sie sich in dem Schatten des großen Baumes, der dicht an der Kapelle den Missionshügel krönt, zu gemeinsamem Mahl.

Am Nachmittag ging es unter Posaunenklang hinaus ins Land. Unten am Umba wurde die massive von Br. Meyer gebaute Brücke ein-

*) Eine von den Frauen aus Bungoi.

geweiht. Dann spielten und sangen sie viel auf einer großen Wiese, und am Abend kehrten alle fröhlich heim.

Eine besondere Freude hatten sie am Nachmittag an dem fast unbeschreiblichen Glück von Paulo Faradji, als plötzlich eine ganz verhungerte Parefamilie angewandert kam. Leuchtend vor Freude sagte er: „Wie freundlich ist der Herr, heute Morgen hat er uns zum Dienst an den Armen berufen, und nun führt er uns gleich darauf diese armen Leute zu.“ Am nächsten Morgen kam er mit einer großen Salzlast und bat die Brüder, sie für Stoff zu kaufen: „wegen der großen Freude von gestern, ich möchte den Armen ein Kleid bringen.“

Alle Diakonen gehen mit Ernst und großer Selbstlosigkeit ihren mannigfaltigen Aufgaben nach und sind den Brüdern eine große Stütze, da sie nicht nur über den äußeren Notständen, sondern auch über der inneren Entwickelung der Gemeinde ihre Augen offen halten und einzeln wie auch gemeinsam manchem nachgehen, der der Zurechtweisung bedarf.

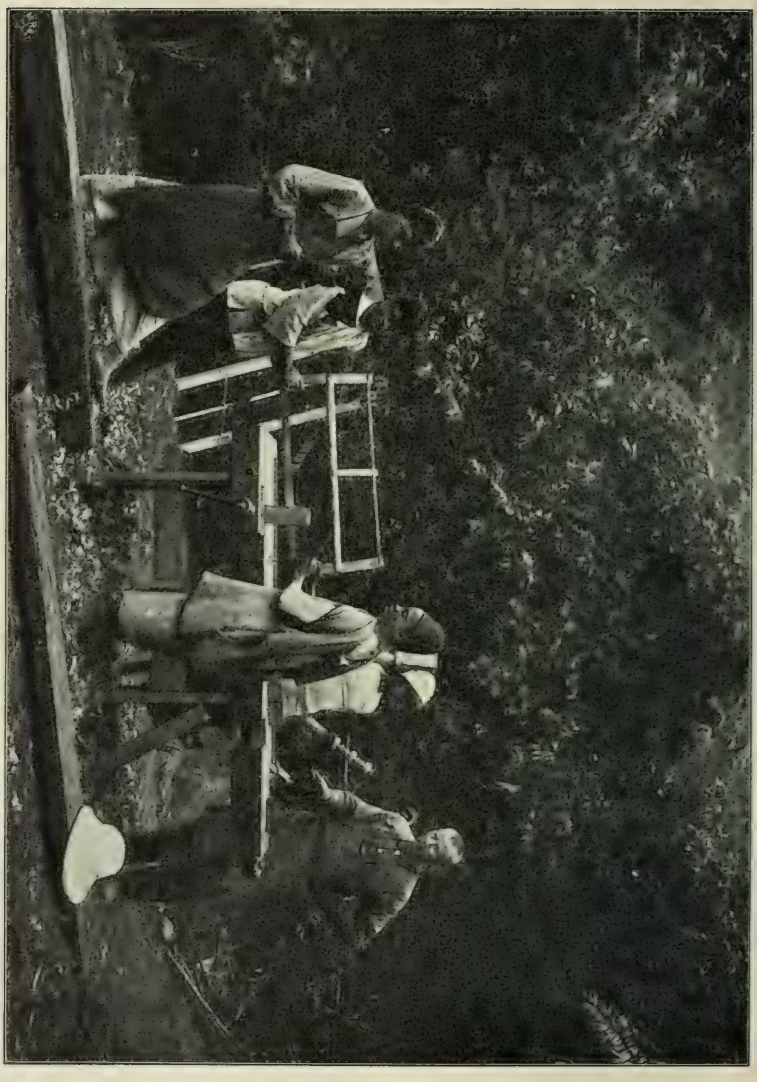
Auch für den Kindergottesdienst haben die Brüder geeignete Helfer und Helferinnen in ihrer Gemeinde gefunden, so daß derselbe jetzt nach Art der heimatlichen Sonntagsschulen gestaltet ist und allen viele Freude macht. Freilich sind in ihm nicht bloß Kinder, sondern auch bejahrte Männer und Mütter, die ihre kleinen Kinder auf dem Rücken tragen, aber sie werden doch alle in Gruppen unterrichtet, und die Brüder haben den Eindruck, daß dieses für die Kinder und Helfer förderlich sein wird.

Wie hier in der Heimat, so werden auch dort diese Helfer für die Sonntagsschulen vorbereitet. Am Sonnabend Abend finden sie sich mit den Brüdern in einer großen Hütte zusammen, wo sie im Kreise ums Feuer sitzen. Zuerst wird die zu erzählende Geschichte in Erinnerung gebracht, dann müssen sie einzelne wörtlich wiederholen oder sie so erzählen, wie es gerade für die betreffende Gruppe paßt, und schließlich wird gemeinsam überlegt, welche Bedeutung die Geschichte jetzt für sie hat.

In der Schule sind ihnen ebenfalls mehrere, zum Teil ja noch schwache Kräfte zur Seite getreten. Außer Lazarus Schauli, der sein Arbeitsgebiet in Mbaramu hat sind es 6. Ein Seminar für eingeborne Gehilfen ist im Entstehen begriffen. Br. Boche soll die Leitung übernehmen.

In der Küche ist das Reich von Lot, der Versorgung der Wäsche steht Marko Kaniki vor, in der Politklinik helfen Jonathan Pandika und Ibrahimu Munga, die Maurerei im kleinen besorgt

Nathanael, die Schuhe Bartimäus. Auch die 8 Lehrjungen von Br. Meyer werden immer tüchtiger.



Br. Meyer mit seinen Lehrjungen.

Br. Meyer hat jetzt eine Werkstatt eingerichtet, aus der jeder gegen Bezahlung entnehmen kann, was er braucht.

Im Walde hat er an einem Flüßchen eine Sägemühle gebaut, die mit Wasserkraft getrieben wird. Wie viel leichter und glatter werden die Bretter doch mit der Kreissäge als mit der Hand geschnitten!

So weiten sich die Aufgaben und mehren sich die Helfer aus dem Volk!

Ein fröhliches Hochzeitsfest.

Der 23. Juli war wieder ein besonderer Freudentag für die ganze Gemeinde. 5 der jungen Burschen schlossen an ihm den christlichen Ehebund mit ihren kurz zuvor getauften Bräuten. Drei von ihnen gehörten zu den Erstlingen, denen ihre Bräute entrissen waren mit der Drohung: „Ihr bekommt nie eine Frau, wenn ihr euch taufen laßt." Die Heiden hatten gehofft, auf diese Weise die kleine Christengemeinde ausrotten zu können. Aber all ihr Murren und Toben war vergeblich. Der Herr ist Sieger und offenbart sich den Seinen als der Sieghafte.

Freilich mußten sie 5 Jahre warten, und es ist ihnen nicht immer leicht gewesen. Durch manchen heißen Kampf haben sie sich die Willigkeit, zu warten, immer wieder errungen. Kommt, laßt uns in die Kapelle gehen und zusammen beten, daß wir nicht „weich werden", so baten sie die Brüder.

Auch auf die Herzen der ganzen Gemeinde legte sich öfters diese Not als ein schwerer Druck. Ja, einmal baten die Alten, daß die Brüder doch die Vermittelung des Bezirksamtes suchten, unter diesen Verhältnissen könne sich das Werk nicht entfalten. Es war vergeblich, denn der Hinterthüren sind viel. Immer wieder hörten sie die verborgene Stimme in ihren Herzen: es gilt die Hoffnung ganz auf den Herrn zu setzen. Und nun mit einem Mal 5 Brautpaare!

Im Januar waren Frauen auf die Station gekommen mit der Bitte um Unterricht in Gottes Wort. Sie waren alle schon längere Zeit von ihren heidnischen Männern geschieden gewesen und hatten sich geweigert, eine zweite Ehe einzugehen, mit dem stillen Vorsatz, ein neues Heim nur mit christlichen Männern zu gründen, wenn es sein könnte.

Sie hielten sich alle gut und wurden unterrichtet und verlobten sich mit 5 jungen Männern. Der Hochzeit stand nichts mehr im Wege.

Mittags gegen 1 Uhr läutete die Glocke, und eine große, festlich

gekleidete Schar sammelte sich vor der Kapelle. Alle waren eingeladen. Groß und Klein, auch die Fremdlinge aus dem Armendorf, und alle hatten sich eingestellt, wer nur irgend laufen konnte. Vor der Kapelle versammelten sie sich. Die Bräute standen verschämt an einer Seite der Kirchthür und drehten allen den Rücken zu, die jungen Burschen auf der anderen Seite in langen weißen Gewändern, jeder mit einem roten Schnürchen um den Hals. Als die Brüder kamen, nahmen sie sich bei der Hand und gingen hinein in die Kirche. Der Traurede lag das Wort des Propheten Jeremia zu Grunde: „Sie werden sich verwundern und entsetzen über all dem Guten und über all dem Frieden, welchen ich ihnen geben werde (33, 9)." Dabei trat ihnen recht lebendig vor Augen, daß mit unserer Macht nichts auszurichten ist, daß Gottes Macht aber alles herrlich hinausführt, wenn wir nur auf Ihn warten.

Nach der Trauung zogen sie unter Posaunenklang hinüber nach Kana, wo 5 kleine Backsteinhäuser für die jungen Paare erbaut waren, und wo eine schöne „Hochzeit zu Kana" gefeiert wurde. Da die 5 Bräute und auch 2 der Bräutigame bei den Brüdern bewohnt und ihnen treu gedient hatten, richteten sie für dieses Mal den Hochzeitsschmaus aus, was für alle Gäste eine ganz besondere Freude war in einer Zeit, wo es so sehr an Speise gebrach.

Was war das dann für ein Leben, als die einzelnen Paare in ihre sauberen Häuschen eingezogen waren und alle besucht wurden! Das Glück strahlte auf ihren Gesichtern. Die ganze Gemeinde war versammelt, die Kinder spielten jauchzend auf dem freien Platze, die Alten saßen in Gruppen gemütlich plaudernd auf dem Rasen, und dazwischen klangen die Hörner: „Danket dem Herrn," „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren," „Kommt zum Heiland" und manches andere Lied.

Neu Bethel.

Prachtvolle Lage.

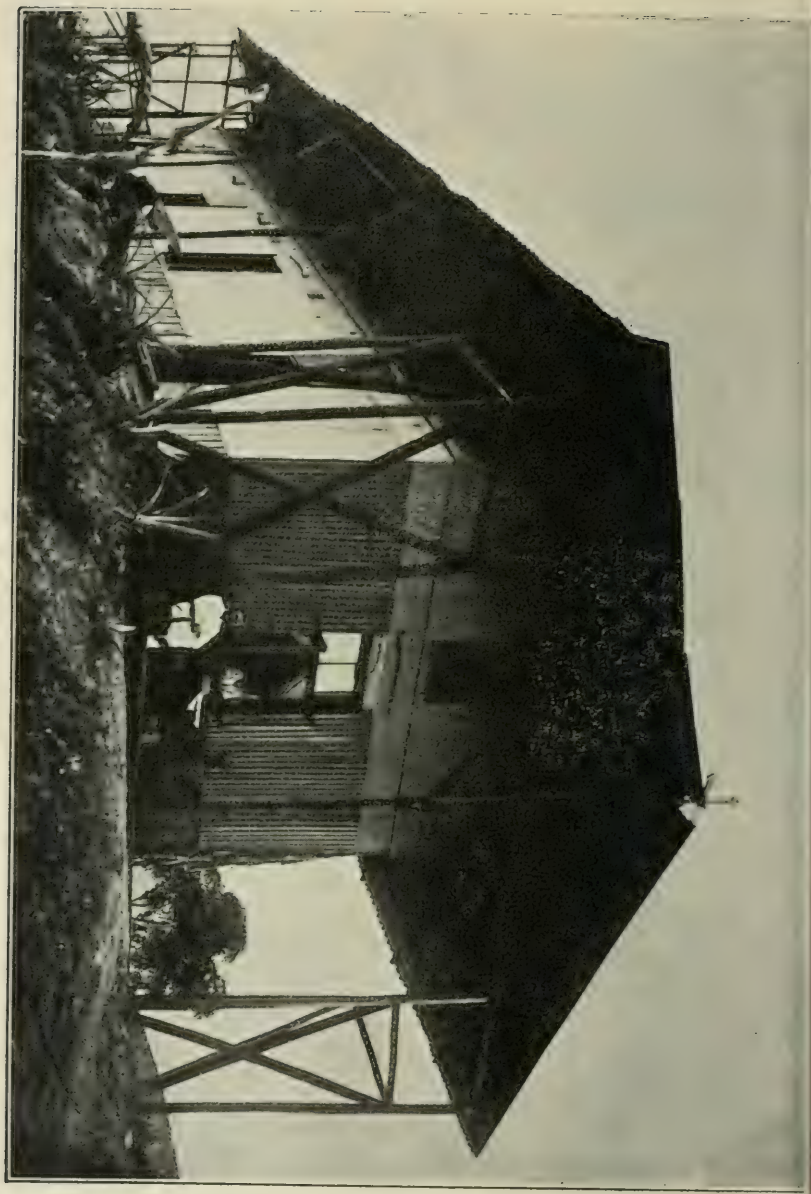
Viele Siege hat der Herr in Hohenfriedeberg gegeben. Er giebt sie, wo er will, und versagt sie, wo es seinem Willen entspricht. Das letztere haben wir in Neu-Bethel erfahren, und wir dürfen nicht fragen: warum machst du es so?

Wir begleiten Br. Rohl, der dorthin zurückkehrt von einem Besuche in Hohenfriedeberg. Er führt uns einen Weg, den er selber geschlagen hat mit den Leuten seines Volks. Es geht viel bergauf und bergab durch einen prächtigen dichten Urwald, dessen riesige und schön belaubte Bäume mit mächtigen Lianen und anderen Schlinggewächsen überdeckt sind, die mit hohen Baumfarnen und anderm Gesträuche vereint ein undurchdringliches Gewirr und Gestrüpp bilden. Wird es freier, so kommt man durch liebliche und auch wildromantische Thäler, in denen kühle Bäche lustig plätschern, und auf deren steilen Felswänden man Kalteen und wilde Bananen sieht, die wohl eines der schönsten Blattgewächse der Erde sind. Am Rande des Waldes sind Dörfer und einzelne Hütten. Große Herden schöner Buckelrinder und kräftige Ziegen und Fettschwanzschafe weiden an den Abhängen im niedrigen Gestrüpp. In 5—6 Stunden sind wir da. Die Station ist prachtvoll gelegen auf einem mächtigen Bergrücken, der sich in nördlicher Richtung in die Umbasteppe hinein schiebt und dann nach Osten umwendet, um zuletzt steil abzufallen in die „Nyika"; so nennt man die afrikanische Steppe. Auf seiner äußersten Spitze sehen wir die Hütten von Mti, bei der Umbiegung ist Mtai gelegen, näher dem Hochwald liegt unsere Station.

Sie hat ein schönes Wohnhaus, das mit Wellblech gedeckt ist und 4 Zimmer enthält. Innen und außen sieht es fast europäisch aus, und es macht einen sehr freundlichen Eindruck, besonders seitdem Br. Ruccius mit seiner jungen Frau darin eingezogen ist. Ein großer Garten liegt dicht dabei, der reichlich sorgt für Gemüse und Kartoffeln.

Sie wohnen 1700 m über dem Meere. Das ist höher als das Riesengebirge, und es ist dort oft recht kühl. Unter der „afrikanischen Hitze" haben sie nicht viel zu leiden. Vielleicht ist es sogar schon zu hoch für Europäer, weil die Luft am Äquator ohnehin schon dünner ist, als in den höheren Breiten. Es sind wenigstens noch alle Missionare dort nervös geworden. Vielleicht liegt es auch an den vielen Nebeln, die oft den Berg umlagern.

Ist es aber klar, so hat man dort eine prachtvolle Aussicht. Besonders schön ist es am Morgen, wenn man am Glockenstuhle steht und läutet und das Auge umherschweifen läßt in die Nähe und in die Ferne, in das weite Thal im Osten mit seinen vielen Äckern und friedlichen



Wohnhaus in Neu-Bethel.

Dörfern, und in die unendliche Steppe darüber hinaus, in die sich dunkle Striche hineinziehen, die Galeriewälder an den Ufern der Gebirgsbäche. Vereinzelte Gneiskuppen sind in der Ferne zerstreut und liegen schon auf englischem Gebiete; es sind die Wataitaberge.

Und nun beobachten wir, wie sich der Himmel allmählich rötet und sehen dann hin nach dem Norden, wo wir über viele kleine Berge hinweg in der Ferne das schneeige Haupt des Kilimandjaro sehen mit seinem doppelten Gipfel, dem spitzzulaufenden Mawensi und dem noch mächtigeren Kibo. Es ist ein erloschener Krater, aber kleine Erdbeben zeugen noch von der unheimlichen Macht, die im Innern der Erde eingeschlossen ist.

Schon rötet sich die Spitze, getroffen von den Strahlen der aufgehenden Sonne und immer tiefer hinab steigt der feurige Schein. Jetzt taucht der Sonnenball auf aus der Tiefe, auch sichtbar für uns, und tageshell ist alles erleuchtet. Nur im Westen ist noch Nacht in der tiefen Steppe, die uns vom Paregebirge trennt. Dort sind viele Elefanten, Büffel, Löwen, Nashörner, Strauße, Giraffen, Zebras und Antilopen. Doch sehen können wir nichts von ihnen, auch dringt ihr Gebrüll nicht zu uns herauf. Fast senkrecht fallen die Felswände zur Steppe hinab, und fast ebenso steil steigt dann der Kamm des Paregebirges wieder aus ihr auf, eine Tagereise von uns entfernt. Nicht lange bleibt es so klar, dann kommen die Nebel aus der Massaisteppe, erst einzelne Vorreiter und dann die ganze Masse der Wolken, und bald gleichen unser Berg und einzelne Kuppen des Paregebirges Eiländern, die von wildbrandender See umbraust sind.

Schön ist es auch am Abend, wenn es still geworden ist auf der Station. Wieder steht man da und läutet, und die Sonne ist soeben untergegangen in wunderbarer Farbenpracht, und die Kuhherden Mtais kehren zurück von der Weide müde und satt, und in der Steppe ist es schon wieder dunkel, und mächtige Feuer leuchten zu uns herauf, die schwarze Jäger angezündet haben, um das alte trockne Gras zu entfernen. Die Heimchen zirpen, die Frösche quaken, und Leuchtkäfer umschwirren uns, und am Himmel tritt das ganze Heer der Sterne still und unvermerkt hervor aus seiner Verborgenheit, die Milchstraße, der Skorpion, das Schiff, der Orion, das Kreuz des Südens und all die anderen schönen Sternbilder, die das Auge fesseln und das Herz erfreuen. Wie groß wird einem da der Gott, der solche Werke

geschaffen hat, und wie lebendig offenbart er sich uns in ihnen, und wie froh und dankerfüllt kommt das „Vater“ über die Lippen seines Kindes!

Mißgriffe im Anfang.

Hier begannen im Februar 1893 Missionar Wohlrab und Becker die Arbeit. Ersterer kehrte Anfang September nach Hohenfriedeberg zurück, und Missionar Döring trat an seine Stelle. Br. Becker war schon fast ein Jahr in Tanga thätig gewesen, wo er Br. Krämer vertreten hatte während einer Erholungsreise in die Heimat. Als er nach Usambara hinaufzog, nahm er 9 Knaben mit, die von der Regierung aus der Sklaverei befreit und ihm überwiesen waren. Es sollte die neue Missionsstation nicht bloß der eigentlichen Heidenmission dienen, sondern zugleich der Erziehung von befreiten Sklaven. Das war ein Mißgriff, zumal Diakon Höner an der Küste zurückbleiben mußte. Beide Aufgaben sind so groß und nehmen in dem Maße das ganze Herz in Anspruch, daß sie sich schwer vereinigen lassen. In Neu-Bethel wenigstens hat es sich als sehr unpraktisch herausgestellt. Die Sklavenkinder bedürfen steter Anleitung und Überwachung, wenn sie nicht auf Abwege geraten und sich über die umwohnenden Heiden erheben sollen. Sie stehen denselben nahe und gelten zugleich als Kinder der Europäer, so daß sie als solche würdig sind, mit Häuptlingen zu verkehren. Der Missionar dagegen ist dem Volk noch fremd, wenn er hinkommt, und es weiß noch nicht, was es von ihm zu erwarten hat, und wie man mit ihm verkehren muß. Da sieht es auf die schwarzen Jungen, die bei ihm wohnen und lernt von ihnen, wie man es machen muß. Die Sklaverei verdirbt aber den Charakter, und Unwahrhaftigkeit und Unsittlichkeit sind in ihr zuhause. So gingen durch die Jungen schlechte Einflüsse auf das Volk aus, ohne daß es die Missionare wußten. Sobald sie dahinterkamen, wurden die Kinder nach Kissarawe geschickt, wo sie besser beaufsichtigt und versorgt werden konnten. Es hat aber lange gedauert, bis die Schäden verwunden worden sind, die durch sie angerichtet waren. Vor allen Dingen hatte auch die Hausfrau gefehlt, die auf solcher Station durchaus nötig ist.

Anfangs war das Volk in Scharen zum Gottesdienst herzugeströmt, und es hatte geschienen, als ob hier das Christentum besonders schnell Eingang finden würde. Doch zeigte sich immermehr, daß die ganze Bewegung innerlich ohne Wahrheit und Kraft war. Als die Hohenfriede-

berger Taufen offenbar machten, was wir wollten, und als es nichts mehr zu verdienen gab auf der Station, da zogen sie sich zurück und wurden sich eins, bei sich keine Taufen aufkommen zu lassen. Je belebter die Station in der ersten Zeit gewesen war, um so stiller und leerer wurde sie nachher. Es blieb den Missionaren nur der Trost, den guten Samen reichlich ausgestreut zu haben.

Die Aussätzigen.

In diesen Zeiten der Öde, in denen man Bescheidenheit lernt, führte der Herr seine Missionare zu zwei Aussätzigen, die hinfort ihre Freude und ihr Trost waren. Sie wohnten am Felsabhange von Mti, $1\frac{1}{2}$ Stunden von der Station entfernt. Dort fand sie Br. Döring auf einem Ausgange. Der Ältere saß auf einem großen Stein und sonnte sich, der andere kam auf seinen Ruf aus der Tiefe heraufgeklettert, wo er gearbeitet hatte. Es war ein liebliches Plätzchen mit schöner Aussicht auf die Steppe und auf eine mächtige Felswand zur Rechten, die häufig von Affen belebt war. In der Mitte stand ein großer, schattiger Baum, zu dem Schlinggewächse hinaufragten. Bananen, Mais, Süßkartoffeln und Zuckerrohr wuchs in Menge, ein kleiner Wasserlauf berieselte den Acker, die beiden Hütten waren sehr schlecht und dem Einfallen nahe.

Auf den mächtigen Wurzeln des Baumes nahm Br. Döring Platz und die beiden Aussätzigen hockten sich vor ihm hin, jedoch ohne ihn zu berühren. Der ältere, Kassidi mit Namen, war noch glatt und rund im Gesicht. Nur gelbe Flecken waren zerstreut über den ganzen Leib. Sie gelten als Anzeichen des Aussatzes. Aber wie sahen seine Hände und Füße aus! Die Finger waren völlig abgefault und auch die Zehen zum Teil. Er konnte nur so eben noch mit den Armstumpfen einen Stock fassen und damit die Erde aufwühlen, um die Maiskörner hineinzusetzen. Auch das Gehen wurde ihm schon schwer. Ganz so schlimm war es nicht bei Kiase, er war schlank, hager und noch ohne große Wunden, aber sein Gesicht, seine Nase und Ohren waren auch schon sehr entstellt.

An Heilung war ja nicht mehr zu denken, deshalb schwieg Br. Döring von ihrer Krankheit und richtete ihr Auge nur hin nach oben auf den himmlischen Vater und den Auferstandenen, der uns jetzt die Stätte bereitet in seiner Stadt, daß wir dort bei ihm wohnen sollen in einem neuen Leibe ohne Krankheit und Schmerzen und Sterben. Da war es

köstlich zu sehen, wie diese Botschaft aufgenommen wurde von den armen, verhungerten Seelen. Immer wieder kam es über ihre Lippen: Leute, Leute, keine Krankheit mehr, kein Sterben mehr, keine Schmerzen mehr, kein Verachtetwerden mehr, keine Thränen mehr, nur Freude, Leben, Gesundheit und Kraft! Da war wirklich ihr Mund voll Lachens und ihre Zunge voll Rühmens. Als Br. Döring den Berg wieder in die Höhe stieg und das schöne Land vor sich liegen sah, da war es ihm, als ob ein Leichentuch über dasselbe gebreitet wäre. In alle Dörfer hatte er dieselbe Botschaft gebracht, aber sie hatten gethan, als ginge sie dieselbe nichts an, sie waren tot und erstorben, blind und taub. Aber da unten bei den Aussätzigen, da war Freude eingekehrt und Leben, da war die Stimme des guten Hirten vernommen worden.

Hinfort wurden die Aussätzigen viel von Br. Becker und Br. Döring besucht, und sie haben viel mit ihnen gelernt, gebetet und gesungen, und immer froher wurde das Herz und immer klarer ihr Auge. Namentlich Kiase sagte: Jesu Messiya (Jesus Christus) ist meine Freude; und er fürchte sich auch nicht ein bißchen mehr vor dem Tode.

Bald zeigte es sich jedoch, daß die Sünde nicht sogleich flieht aus dem Herzen, wenn es froh geworden ist über den Heiland. Kiase war sehr begabt und hatte ein vorzügliches Gedächtnis. Was man ihm einmal gesagt hatte, das behielt er und die biblischen Geschichten konnte er sehr schön wieder erzählen. Kassidi wurde es dagegen schwer. Da konnte man sehen, wie die Eifersucht in ihm erwachte. Auch bekamen sie Streit mit einander über die nußartigen Kerne der großen Früchte, welche die Schlinggewächse am Baume trugen. Sie enthalten ein schönes Fett und werden sehr gern gegessen, am Feuer geröstet, oder im Mörser gestampft und mit Salzwasser aufgekocht. Da kam die Kainsnatur Kassidis in ihrer ganzen Wut zum Ausbruch und er bedrohte den armen Kiase, er würde ihn totschlagen und in die Steppe hinabwerfen. Da mußte Br. Becker sehr ernstlich mit ihm reden und ihn bedrohen. Als er sie wieder besuchte, war alles friedlich geordnet; Kiases Sanftmut hatte ihn überwunden. Dieser sagte: Männer Gottes dürfen nicht mit einander streiten. Damit erinnerte er an die Geschichte von Abraham und Lot, die sie vor kurzem gehört hatten. Auch hatten sie einander ihr Kopfhaar abrasiert, ein Liebesdienst, der die wieder eingekehrte Gemeinschaft bewies.

Bald darauf wurde Br. Becker nach Tanga versetzt, um die Arbeit

des schwer erkrankten Br. Krämer aufzunehmen. Doch war er nicht lange dort, da bekam er, vielleicht infolge eines Sonnenstichs, den er sich auf einer Reise zugezogen hatte, schwere Krämpfe und Fieber, die ihm lange Zeit das Bewußtsein raubten. Kaum genesen, mußte er schleunigst nach Europa abreisen und durfte nicht wieder hinausgehen nach Afrika.

So war Br. Döring allein in Neu Bethel; und die Besuche bei den Aussätzigen waren weiter seine liebsten Wege und Freudenstunden. Aber noch einmal gab es einen Kummer mit ihnen. Die Mutter von Kiase war zu ihm gezogen. Ob sie auch aussätzig gewesen ist, das konnte nie mit Sicherheit festgestellt werden. Eines Tages war sie wieder fort. Kiase sagte, sie wäre zu den Waschambaa zurückgekehrt, um sich von ihnen heilen zu lassen. Das war gelogen. Br. Döring merkte auch sofort, daß nicht mehr das alte völlig klare Verhältnis zwischen ihm und Kiase bestand. Er konnte ihn nicht mehr so friedevoll ansehen wie sonst. Deshalb besuchte er sie eine Zeitlang nicht. Da kamen sie plötzlich bei ihm an auf der Station, und Kiase bekannte, er habe gelogen, er hielte es nicht mehr länger aus, seine ganze Freude wäre hin, er müßte es ihm bekennen.

„Was hast du denn gesagt?"

„Meine Mutter ist nicht zu den Waschambaa zurückgekehrt, sie ist von ihnen ins Gebüsch gelockt und dort erwürgt worden?"

„Warum ist denn das geschehen?"

„Sie ist ja ein kigego."

Kigego nennen die Waschambaa ein Kind, das unter auffallenden Erscheinungen zur Welt kommt oder bei dem sich später solche Kennzeichen herausstellen. Zwillinge z. B. sind magego, oder Kinder, die mit einem Zahn geboren werden, oder bei denen die oberen Schneidezähne zuerst kommen, oder bei denen sich schon ein Eckzahn zeigt, bevor alle Schneidezähne da sind. Alles dieses bedeutet Unglück und macht offenbar, daß das Kind einen bösen Geist hat und getötet werden muß. Es wird der Mutter entrissen und im Gebüsch erstickt oder ins Wasser geworfen.

„Warum ist sie denn nicht als kleines Kind getötet worden?"

„Da hat ihre Mutter so gejammert und gedroht, daß sie sich das Leben nehmen würde, wenn man ihr das Kind nicht ließe; deshalb hat man es nicht gewagt aus Sorge um die Mutter."

Nun war das Kind groß geworden und selber Mutter, da bekommt

ihr Bruder ein krankes Bein; es will nicht heilen; er kann nicht mehr gehen. Die Ärzte erklären ihm: das kommt daher, daß deine Schwester nicht getötet ist, denn sie ist ein kigego, nun hast du die Rache der Geister zu fühlen; wenn du gesund werden willst, so mußt du deine Schwester ermorden lassen. Da schickt er seine erwachsenen Söhne hin. Sie locken die Tante ins Gebüsch und erwürgen sie da. Natürlich ist das Bein des Mannes nachher so krank geblieben wie vorher, aber die schuldlose Frau hat darüber ihr Leben lassen müssen.

Diese Geschichte läßt uns recht deutlich hineinsehen in die dicke Finsternis des Heidentums, wie da Ratlosigkeit, Mißtrauen und Grausamkeit zusammenkommen, um die armen Menschen elend zu machen.

Am Pangani.

An dem Ufer des Pangani, kauernd in dem hohen Ried,
Sitzt ein Weib; in tiefem Schmerze lauscht sie auf des Stromes Lied.
Welle drängt sich rasch auf Welle; murmelnd steigt ihr Gruß herauf,
Und im Herzen der Verlass'nen wachen wilde Qualen auf.

„Diese Stelle ist's gewesen, wo man mir das Liebste nahm,
Und an dieser Stelle will ich bergen meinen schweren Gram.
Lachen gabt ihr mir zur Antwort, als ich klagte, was ich fühlt'.
Keiner, keiner kann verstehen, wie es mir im Herzen wühlt.

Weine du mit mir, o Welle! Klage du mit mir, o Wind!
Ach, mein Kind ist mir genommen, mein geliebtes, einz'ges Kind.
Gegen Unheil es zu schützen, wählt ich Zauber mancherlei,
Bösen Geistern sollt' er wehren, und sie kamen doch herbei.

Weh des Tags, da mit Entsetzen ich des Zeichens ward gewahr,
Daß mein Kind den bösen Mächten rettungslos verfallen war!
Jammernd lag ich in der Hütte, als man's meinem Arm entwand.
Jammernd schaute ich von ferne, wie im Fluß sein Grab es fand."

Trostlos starrt sie in die Fluten, und des Wahnsinns finstre Nacht
Blickt aus ihrem Aug', und schreiend springt sie auf und weint und lacht:
„Das war meines Kindes Stimme! O, ich kenne sie ja gut,
Und ich komme dich zu holen." Und sie stürzt sich in die Flut.

Hin nach Osten ohne Ruhe eilt der Fluß in schnellem Lauf;
Welle drängt sich rasch auf Welle; gurgelnd klingt ihr Gruß herauf.
Und wie Zittern und wie Seufzen zieht es durch das hohe Ried,
Und, als rief er Totenklage, singt der Wind sein banges Lied.

Winkelmann.

Hinfort war das alte Verhältnis zwischen Br. Döring und den Aussätzigen wieder hergestellt, aber seine Kraft war erschöpft, er mußte heim. Br. Röhl, der schon fast ein Jahr bei ihm gewesen war, versah hinfort allein die Arbeit, bis ihm Geschw. Ruccius zu Hilfe kamen.

Auch Br. Röhl hat sich der Aussätzigen treu angenommen. Eines Tages klagte ihm Kassidi, daß er große Schmerzen habe und bald sterben werde. „Gott ruft mich.“ Er wurde ernstlich krank und reifte schnell in diesen Leidenstagen. Deshalb konnte er noch kurz vor seinem Tode getauft werden und erhielt den Namen Lazarus.

Schon am nächsten Tage kamen zwei ältere Burschen zu Br. Röhl und sagten: Jener, dein Gefährte, ist gestorben. Sofort nahm er Laterne und Spaten und machte sich mit ihnen auf den Weg. Im Vorbeigehen lud er die Leute von Mti und Banguhi ein. Sie kamen und schaufelten ein Grab unter den Bananen. Der Mond leuchtete ihnen dazu. Dort wurde der müde Leib des Lazarus der Erde zurückgegeben. Br. Röhl hielt eine Ansprache über das Wort: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Nachher bat Kiase, der nun ganz einsam und verlassen war, ob er nicht wohnen dürfe auf der Station, um besser unterrichtet werden zu können im Worte Gottes. Br. Röhl nahm ihn gern zu sich und baute ihm eine kleine Hütte unter den Bananen seines Gartens. Dort wohnte er nun und machte sich nützlich, so viel er konnte, indem er einige Ziegen weidete, die Hühner aus dem Garten trieb und Unkraut in ihm jätete. In die Kapelle durfte er aber nicht kommen. Die Leute erklärten, daß sie nicht hineingehen würden, wenn der Aussätzige darin wäre. Deshalb machte Br. Röhl einen kleinen Anbau, in welchem Kiase immer Platz nahm, so daß er alles hören konnte, ohne gesehen zu werden.

Besonders schöne Stunden waren es, wenn ihm Br. Röhl Taufunterricht erteilte, oder wenn er sich mit ihm des Abends an das Feuer setzte, und wenn sie miteinander ihre Freude am Herrn austauschen konnten. Man lernt es unter den Heiden schätzen, was es wert ist eine Seele zu haben, die einen versteht, auch wenn es ein armer Aussätziger ist.

Er wurde zusammen mit Nyimbue von Mbalu unterrichtet. In Mbalu, das drei Stunden von der Station entfernt liegt, hatten Br. Becker und Döring eine Außenstation gegründet und Gottes Wort oft

verkündigt. Dort sind einige Jünglinge, die es vernommen haben und in ihrem Herzen still erwägen. Nyimbue, der Neffe des Häuptlings, bat um die Taufe. Er siedelte über auf die Station und wurde zusammen mit Kiase getauft am 1. Advent 1897.*)

Kiases Schwachheit nahm zu, und der Aussatz griff um sich. Es brachen allerlei Wunden auf. Jemehr aber sein Leib hinsiechte, um so heller wurde es in seinem Herzen und um so mehr wuchs seine Freude am verborgenen Umgang mit dem Herrn. Viel machten ihm die Ratten zu schaffen, die des Nachts, wenn er schlief, seine Füße annagten und tiefe Wunden hineinbissen. Da bat Br. Röhl um alte Leinwand. Sie ist reichlich zu ihm hinausgesandt worden, so daß Kiase sich nun seine Füße ordentlich einwickeln konnte und Ruhe hatte vor seinen Plagegeistern. Er bat auch, ihm die Ziegen abzunehmen, weil er sie nicht mehr weiden könnte. Seine Seele ist still und verklärt gewesen, und mit großer Geduld hat er seine Leiden getragen. Er wartete nur noch auf den Tag, daß der Herr auch zu ihm seine Engel sendete, die ihn hinauftrügen in seines Heilands Schoß. Im Februar kamen sie in aller Stille, und nun ist er beim Herrn, als eine der edelsten Blüten unserer Mission.

Ein Freudenfest nach langem Warten.

Mit dem Volke hat Br. Röhl noch viel Not gehabt, bis im Frühjahr 1897 Gott selber eingriff und die widerstrebenden Herzen zwang, sich vor ihm zu beugen. Schon lange hatte er sie durch Heuschrecken und Dürre und Viehsterben gezüchtigt, ohne daß sie Gottes Finger darin erkannten und Buße thaten, denn es ging noch nicht an ihr Leben. Da sandte Gott einen bösen ansteckenden Husten und die Influenza ging durch das Land. Viele starben, aber noch immer nicht erkannte das Volk die züchtigende Hand Gottes, sondern suchte in seiner Blindheit bei den Zauberern Heil und Hilfe, die dann auch mit den Frauen einen besonders großen Zauber veranstalteten. Kurz nach jenem Zauberfest starben 2 Frauen an einem Tage, 2 Tage später 2 Männer und eine Frau wieder an einem Tage.

---

*) Nyimbue ist im Sommer 1899 in Bumbuli gestorben, wo er Br. Röhl beim Aufbau der Station half.

Jetzt fingen die Leute an, zu merken, daß es der Herr ist. Einer der ihren kam zu Br. Röhl und bat ihn: „Sage uns offen heraus, womit haben wir Gott erzürnt? denn er macht ein Ende mit uns."

Br. Röhl wies ihn in erster Linie auf ihre Zaubereisünden hin, und dann sagte er ihm, daß ihr ganzer Ahnendienst Verachtung Gottes sei und seinen Zorn herausfordere.

Er ging mit den Worten fort: „Jetzt aber wollen wir wirklich von Herzen bei Gott Abbitte thun und nicht bloß mit dem Munde."

Nach mehreren Stunden kam er wieder mit den anderen und bat um einen besonderen Buß- und Bettag zur Abwendung der Todesnot. Br. Röhl ging gern darauf ein, und sie bestimmten den folgenden Tag dazu. Die Kapelle war ganz gefüllt, und sie hörten mit gespannter Aufmerksamkeit, was Br. Röhl sagte auf Grund des Gleichnisses vom unfruchtbaren Feigenbaume. Darauf beugten sie gemeinsam die Kniee vor Gott und riefen ihn um Erkenntnis und Vergebung aller ihrer Sünden an.

Bei dieser Gelegenheit, wo die Leute wirklich klein geworden waren, legte ihnen Br. Röhl die Schulfrage ans Herz mit dem Hinweis darauf, daß ihnen dann später ihre Kinder Gottes Wort vorlesen und sie dann um so besser erfahren könnten, was Gott wohlgefällig sei und was nicht. Zu seiner großen Freude waren die Alten bereit, die Kinder zum Unterricht zu schicken, und wirklich kamen Tags darauf 22 Knaben im Alter von 6 bis 10 Jahren. Da sie kein Schullokal hatten, so wurden im Ziegelschuppen 4 Bänke und Tische aufgeschlagen, und der Unterricht begann. Der Kirchbesuch war hinfort wieder sehr rege, aber er ließ auch bald wieder nach und hat weiter seinen schwankenden Charakter behalten, aber die Schule ist geblieben und berechtigt zu schönen Hoffnungen, da es in Mtai viele nette und dem Worte Gottes offene Jungen giebt. Sie ist zeitweise auf 100 Kinder angewachsen. Auch die Mädchen kommen jetzt, wo Frau Ruccius auf der Station wohnt, viel zu ihr und helfen beim Waschen und gehen auch Sonntags zur Kirche.

Im Sommer baute Br. Röhl ein Schulhaus aus Ziegelsteinen, im Dezember war es fertig und konnte bezogen werden. Es ist sauber, geräumig und hell. Die Schulbänke sind von den Jungen gemacht, die auf der Station wohnen, die Schultische von den Missionaren und zwar aus selbstangefertigten Brettern der Ceder.

So hat die Arbeit auch in Neu Bethel etwas Stetiges und für

Felsenthor bei Mtoni.

die Zukunft Hoffnungsvolles bekommen, und sie beginnt, sich fröhlicher zu entfalten.

Ein rechtes Freudenfest nach langem Warten war die Taufe von Tengu und Lupatu und dem Mütterchen Kidenge, die etwa ein Jahr auf der Station gewohnt hatten und im Worte Gottes unterrichtet waren. Auch bei ihnen ist es durch manche Not hindurchgegangen, aber der Herr hat immer den Sieg behalten. Darum konnten es die Brüder getrost im Vertrauen auf des Herrn Treue wagen, ihnen ihre Bitte zu erfüllen und sie am Epiphaniastage 1899 taufen.

Die Hohenfriedeberger Christen wurden dazu eingeladen, und die ganze Station gesäubert und festlich geschmückt. Noch waren sie bei der Arbeit, da hörten sie in der Ferne einen Schuß fallen, das Zeichen, daß die Hohenfriedeberger nahten. Bald klang auch ein Choral, von Posaunen geblasen, zu ihnen herüber, und eine große Schar von schwarzen Christen in ihren weißen und farbigen Gewändern nahte der Station. Schw. Wohlrab ritt mitten unter ihnen auf einem Esel, und die Frauen trugen ihre Kinder auf dem Rücken oder auf der rechten Hüfte. Es war ein malerisches Bild, das die Brüder lebhaft erinnerte an die Züge unseres Heilands durch das gelobte Land.

Am Epiphaniastage fand um 10 Uhr der Taufgottesdienst statt. Die von schwarzen und weißen Christen gefüllte Kapelle ließ die Brüder die Macht der christlichen Gemeinschaft recht empfinden und ihrer von Herzen froh werden. Vorn saßen die 3 Täuflinge in ihren weißen Kleidern. Nach Gesang, Liturgie und Ansprache von Br. Röhl folgte die Beantwortung der Tauffragen und das gemeinsame Bekennen des apostolischen Glaubens. Dann knieten sie nieder und empfingen die heilige Taufe.

Nachmittag spielten alle zusammen: Jakob, wo bist du?, Blindekuh und auch Waschambaaspiele, bis es Abend wurde.

Dann hielt Br. Wohlrab in der Kapelle die Abendandacht mit einer Gebetsstunde, in der auch verschiedene Christen aus Hohenfriedeberg Dank, Bitte und Fürbitte thaten für die Getauften, für Br. Becker und Br. Döring und andere.

Br. Becker hat sich langsam von seinem Leiden erholt, kann jedoch nicht wieder hinausgehen nach Afrika, sondern ist in der Rheinprovinz angestellt.

Auch Br. Döring ist nicht zurückgekehrt in die dortige Arbeit. Nachdem er einige Zeit in der Heimat für die Mission gewirkt hat, ist er mit Weib und Kind nach Wuga zu Br. LangHeinrich gezogen. Br. Röhl steht jetzt in Bumbuli.

In Neu-Bethel sieht Br. Ruccius, wie unter mancherlei Stürmen doch auch hier die stille Saat keimt. In der mit Kungunußranken bezogenen Veranda unterrichtet Frau Ruccius die Frauen und Mädchen. Ihr kleiner Wilhelm sitzt dabei im Kinderstühlchen und spielt fröhlich. Zwei Christendörfer, Utuku (Morgenröte) und Kialilo (Hoffnung) sind angelegt. 23 Christen und 31 Taufbewerber gehörten Ende 1900 zur Gemeinde.

So leuchtet auch über Neu-Bethel die Morgenröte der Hoffnung hell und klar.

Unsere Missionspraxis.

In einem Heidendorfe.

Wollen wir die Bedeutung der Missionsarbeit wirklich verstehen, so müssen wir uns das Volk der Waschambaa noch etwas näher ansehen, es besuchen in seinen Hütten und es zu erforschen suchen in seinem innersten Denken, Fühlen und Wollen. Gehen wir eines Abends nach Mtai.

Die Sonne ist soeben hinter den Parebergen untergegangen, und nur der ferne Gipfel des Kilimandjaro erstrahlt noch in ihrer Glut. Über einen Anger hinweg, auf dem die Dorfschmiede steht, kommen wir an einen Zaun von hohen Pallisaden, die vorn das Dorf abschließen. Die anderen Seiten sind durch steil abfallende Felsen und dichtes Dornengestrüpp geschützt. Mitten durch die Pallisaden führt ein schmales und niedriges Thor, eine Kuh kann soeben hindurchgehen. Des Nachts wird es durch eine starke Bohle geschlossen und mit Balken verrammelt.

Zunächst befinden wir uns auf einem großen und freien Platze, auf dem am Tage die Kinder spielen und des Nachts das Vieh lagert.

Links vom Eingange steht eine einzelne Hütte. Sie ist gebaut wie die übrigen aus Stangen und Lehm, rund wie ein Bienenkorb und bis

Stand der Mission (Anfang 1901).*)

Stationen	Jahr der Gründung	Missionare: Pastoren	Missionare: Diakonen	Eingeb. Gehilfen	Getaufte	Katechumenen	Schüler	Predigtplätze	
Dar-es-Salaam	1887	Knieß Böye		1	16	19	29	1	
Kissarawe	1892	Liebau u. Frau Holst u. Frau Peters	Gilsdorf Dschirius	10	133	38	144	6	
Maneromango	1895	Gleiß u. Frau Dupré u. Frau	Kießling	2	29	29	48	2	
Tanga	1890	Ostwald u. Frau Eisenberg		1	47	5	26	2	
Hohenfriedeberg	1891	Johanssen u. Frau Wohlrab u. Frau Boche u. Frau	Meyer Nimmete u. Frau	10	163	33	72	5	
Bethel	1893	Ruccius u. Frau		1	23	29	58	1	
Buga	1895	LangHeinrich u. Frau Döring u. Frau		2	57	133	146	4	
Bumbuli	1899	Roehl Rösler u. Frau		—	8	19	72	—	
8 Stationen		17, davon 12 verheiratet	5, dv. 1 verh.	27	476	287	586	21	

*) P. Maaß und Frau befinden sich in der Heimat zur Erholung. Für Mai ist die Neuaussendung von P. Wentzel, von den Diakonen Fösch, Engelbrecht und Hassel, von Frl. Lauer (Braut von Br. Böye) und von Frl. Bebermeier (Gemeindeschwester) ins Auge gefaßt.

auf die Erde mit Bananenblättern gedeckt. Was hat sie zu bedeuten? In ihr wohnen die Knaben und Jünglinge des Dorfes, es ist ein bueni, ein Jünglingsheim.

Wenn die Knaben etwa fünf Jahre alt werden, dann schickt es sich nicht mehr, daß sie mit den Eltern und Schwestern zusammen schlafen, dann werden sie ausquartiert. Sie essen wohl bei der Mutter und thun ihr all die kleinen Dienste, die man von den Kindern verlangt, aber sie schlafen für sich. Dadurch werden sie sehr selbständig, und nur so ist es zu erklären, daß in Hohenfriedeberg die Knaben so tapfer vorangehen konnten in der Überwindung der Finsternis. Rings an der Wand stehen die Pritschen, auf denen sie schlafen, wie Heringe neben einander liegend. In der Mitte brennt das Feuer, das ihnen Licht und Wärme spendet Jede Mutter, die mit einer Holzlast vorübergeht, legt einige Scheite vor der Hütte nieder, damit ihre Kinder nicht zu frieren brauchen.

Der Jünglingswart hält auf Ordnung, denn seinen Befehlen haben sie zu gehorchen. Er besorgt auch mit ihnen die kleinen öffentlichen Arbeiten und bestellt zum Teil die Äcker des Häuptlings.

Das Dorf liegt weiter zurück. In der Mitte wohnt der Dorffürst mit seinen Frauen. Jede Frau hat ihr Heim und ihren Haushalt für sich. Das ganze ist mit einem besonderen Zaune umgeben. Um ihn herum ziehen sich die schmalen und krummen Gassen des Dorfes. Nirgends wird Gras geduldet, des Sonntags wird vielfach gefegt. Wer bauen will, hat sich von einem Beamten den Platz anweisen zu lassen.

Überall ist noch Leben. Namentlich die Frauen haben vor ihren Hütten zu thun. Die einen stampfen Mais, die anderen schälen Bananen, hier wird Holz gehackt, dort wird eine Kuh gemolken, hier kommt eine Frau vom Bache, die gefüllte Kürbisflasche auf dem Kopfe, dort kehrt eine Frau vom Felde zurück, den Korb voll Speise. Männer treiben das Vieh ein und binden es kurz an in den engen Hütten. Wer irgend Raum hat, nimmt es gern zu sich. Andere haben einen Besuch gemacht in der Nachbarschaft oder sind auf Jagd gewesen oder haben das Maisfeld geschützt gegen die Krähen oder das Kartoffelfeld gegen die Affen. Auch Gäste kehren ein und finden Aufnahme beim Fremdenwart. So ist allerlei Leben und viele Grüße werden ausgetauscht. Man erkundigt sich, wie es steht zu Hause, auf dem Felde, am Bache, im Walde, ob sie auch alle gesund sind u. s. w.

Mit der Zeit wird es stiller; ein Feuer nach dem anderen leuchtet hell auf aus den geöffneten Hütten, und dicke Rauchwolken quillen heraus durch den oberen Teil der niedrigen Thür, denn einen anderen Ausgang findet er nicht. Still ist es im ganzen Dorfe; nur einzelne Kinderstimmen lassen sich hören, und eine Kuh durchsucht die Gassen, ob nicht etwas für sie stehen geblieben ist.

Eine Hütte in Mtai.

Wir sehen hinein in eine geöffnete Hütte. In der Mitte steht der Stützbalken, auf dem sie ruht, ein flacher Stein schützt ihn vor dem hellflackernden Feuer, das unter dem irdenen Kochtopfe brennt. Die Hausfrau sitzt davor auf niedrigem Stuhle, der aus einem Klotze gearbeitet ist. Sie hat einen Holzlöffel in der Hand und wartet darauf, daß das Wasser kocht und daß sie den Maisbrei einrühren kann. Das selbstgestampfte Mehl steht neben ihr im sauber geflochtenen Körbchen. Die Kinder hocken

um sie herum, das Auge auf den Topf gerichtet, denn sie haben Hunger. Es ist schon 7 Uhr, und seit dem Frühstück haben sie nichts zu essen bekommen. Freilich haben sie Zuckerrohr gekaut und sich an seinem süßen Safte erfrischt, aber Hunger kann man damit nicht stillen, man kann nur „die Magengeister betrügen". Deshalb greift die Mutter in eine Ecke und holt eine Süßkartoffel aus ihr hervor und legt sie in die glühende Asche und giebt sie den Kindern. Ein Hund frißt gierig die Schalen und legt sich dann still wieder hin, mit der Schnauze das Feuer fast berührend. Die Hauskatze schnurrt in einer Ecke, und die Ziegen sehen uns mit ihren glänzenden Augen dumm an. Der Hausherr sitzt auf seiner Pritsche und raucht aus seiner kleinen Pfeife und nimmt ab und zu mit einer Holzzange eine Kohle aus dem Feuer und legt sie auf den Thonkopf, denn das Pfeifchen geht leicht aus.

Fast möchte man sagen: wie friedlich! Und man versteht die Reisenden, die nur durchziehen durch das schöne Land und sich flüchtig das Thun und Treiben des Volkes ansehen, die es nur kennen in seiner Anspruchslosigkeit und Gemütlichkeit, die nur gesehen haben, wie sie lachen und schwatzen, tanzen und singen, Feste feiern und Bier trinken, daß sie sagen: „Wozu schickt man nur hierher Missionare! Die Heiden leben ja viel glücklicher ohne unsere Kultur." Wer unter ihnen wohnt, ihre Sprache erlernt und sich ihr Vertrauen erwirbt, daß sie ihn in ihr Herz hinein sehen lassen, wer überhaupt einen Blick hat für geistiges und sittliches Elend, der urteilt anders, dem schaudert vor dem Elende der Heiden.

Das Elend der Heiden.

Man braucht sie ja nur zu besuchen des Morgens, wenn sie herauskriechen aus ihren Hütten, wie sie da steifgefroren sind und oft klappern vor Frost, denn auf Brettern oder auf der Erde haben sie gelegen und keine Decke hatte sie vor der Kälte geschützt, dann wird es uns vergehen, für das Glück der Heiden zu schwärmen. Namentlich in der kühleren Jahreszeit steigt solche Kälte aus der Erde auf, daß es oft eisig ist in der Hütte, sobald das Feuer erlischt. Rheumatismus, Kopf- und Leibschmerzen, Erkältungen und sonstige Krankheiten sind die unausbleibliche Folge, und, was es heißt, krank zu sein unter den Heiden, das haben wir ja oben schon gesehen.

Und um einen Begriff zu bekommen von dem geistigen und religiösen Elende der Heiden, denken wir uns einmal Bibel, Gesangbuch und Gottesdienst heraus aus unserm Leben, daß wir nicht das mindeste wüßten von der Liebe des himmlischen Vaters, von der Freundlichkeit Christi und von den Tröstungen des heiligen Geistes, daß uns Gott nur vor Augen stände als der dreimal Heilige, der keine Sünde verträgt und vor dessen Zorn alles verstummt, daß wir nie einen christlichen Gottesdienst gefeiert hätten, nie eine Verheißung vernommen, nie ein christliches Lied gesungen hätten. Würde es uns nicht sein, als ob alles Licht und alle Freude aus unserm Herzen wiche?

Und nun versetzen wir uns hinein in die schwersten Stunden unseres Lebens, als wir krank lagen und dem Tode nahe waren, als wir unsere Liebsten leiden sahen, oder als sie Wege des Verderbens gingen, als sich Sorge und Hunger unserm Hause nahten, wie würde uns da zu Mute gewesen sein mit solcher Öde und Leere im Herzen?

Wenn wir dem etwas nachdenken, dann werden wir ahnen das Elend der Heiden, denn alle solche Nöte kommen auch über sie, und außer ihnen noch viele Nöte, die wir nicht kennen, und sie fühlen dieselben genau so wie wir, vielleicht zuweilen noch unmittelbarer, und welch eine Ratlosigkeit und finstere Angst erfüllt dann ihre Herzen, und auf welche greulichen Gedanken kommen sie in ihrem Mißtrauen und in ihrer Hilflosigkeit! Da sieht man, was heidnische Finsternis ist. Wir haben ja schon etwas davon gehört bei der Krankenbehandlung und bei der Ermordung von Kiases Mutter.

Man sehe sich auch nur einen Mschambaa etwas näher an. Was sind das für Kettchen mit Holzpflöcken oder Schnüre mit Lappen, Muscheln und Fruchtkernen, die er um Hals, Hände und Füße trägt? Es sind seine Amulette, die ihn schützen sollen vor allen möglichen Gefahren und die ihm Kraft geben sollen, ihnen zu widerstehen. Wir lachen so leicht über solche Thorheit, aber recht angesehen ist jedes dieser Zaubermittel eine laute Predigt ihres Elends und ein ergreifender Hilferuf. Sie haben ja nichts besseres, darum müssen sie sich an solche albernen Dinge halten.

Natürlich erfahren sie täglich ihre Wertlosigkeit, aber etwas muß man doch haben, worauf man vertrauen kann, deshalb muß ein anderer Zauber gesucht werden, wenn sich der alte als unzuverlässig erwiesen hat. Kosten und Mühe werden nicht gescheut. Mit Vertrauen wird er

entgegengenommen, aber schon morgen kommen Zweifel an seine Kraft und übermorgen erweist er sich als Betrug. So ringen Hoffnung und Enttäuschung, Vertrauen und Zweifel mit einander in dem Herzen eines Heiden.

Will man weiter hineinschauen in die Angst eines Heiden, so denke man daran, wie uns zu Mute ist, wenn wir allein sind in einem dunklen Raume, wie leicht wir da erschrecken, besonders wenn uns die Furcht vor Gespenstern nicht fern liegt. Man denke auch daran, wie selbst gebildete Europäer erblassen, wenn sie entdecken, daß sie zu 13 am Tisch sitzen. Dann können wir wieder etwas mehr mit ihnen fühlen, denn was uns Not macht, sind nur Reste des überwundenen Heidentums, dort aber sind Aberglaube und Gespensterfurcht noch ungebrochen und in ihrer Herrschaft unberührt zu Hause.

Große Bäume, auffallende Felsen, Sümpfe und Höhlen, die Kreuzwege, alles ist belebt und bewohnt von Geistern und Kobolden, die mit Steinen werfen oder durch ihr Lachen die Menschen erschrecken und in die Flucht jagen. Haben sie eine Katze getötet oder aus Versehen einen wilden Truthahn in einer Schlinge gefangen, oder sind sie auch nur einer größeren Schlange begegnet, so müssen sie dieselbe durch Opferung eines Schafes versöhnen, sonst werden sie krank vor Angst und fürchten zu sterben. Es giebt heilige Steine und heilige Orte, die nicht berührt werden dürfen, eine große Zahl von Verboten und Satzungen, oft der willkürlichsten und unsinnigsten Art, aber alle müssen ängstlich beobachtet werden, sonst ist Unglück und Tod die Folge. Auf den Vogelflug wird geachtet und auf sonstige Vorzeichen, der böse Blick wird gefürchtet und alten Frauen aus dem Wege gegangen. Bekannte und unbekannte Gefahren umgeben sie ringsum.

Und in der Tiefe im kuzimu wohnen die Geister der Verstorbenen; da fristen sie ihr schattenhaftes Dasein. Dort ist es so dunkel, kalt und trübe, daß man am besten schläft, um nichts zu merken von all dem Elende. Wehe den Menschen, wenn die Ahnen geweckt werden durch Nichterfüllung ihrer Gebote oder durch Vernachlässigung der Opferfeste, wenn ihnen keine Speise dargereicht wird, und sie erwachen vor Hunger! Dann steigen sie in die Höhe und melden sich im Traume, und Krankheit und Todesnot ist wieder die Folge.

Um solchem Unglücke vorzubeugen, muß schnell ein Opferfest gefeiert

werden. Die ganze Familie kommt zusammen auf einem freien Platze im Gebüsche. Dort wird ein Schaf geschlachtet und das Familienoberhaupt betet: Vater, sieh, wir haben dir dieses Schaf geschlachtet, wir haben dir diese Speise gebracht, nimm und iß und schlafe wieder und töte uns nicht. Ihr Opfern und Beten hat den Zweck, die Geister niederzuhalten, daß sie von ihnen nichts hören und sehen. Was können wir für Trost und Kraft bekommen aus unseren Gottesdiensten und aus der Gemeinschaft mit unserem Gott, und sie müssen mit ihren Göttern ringen, ihnen ist am wohlsten, wenn sie mit ihnen nichts zu thun haben.

Sie selber empfinden das Unwürdige dieses Zustandes. Sie klagen: alles zeigt nach oben, die Vögel, die Bäume, die Berge, die Pflanzen, nur der Mensch geht seinen Weg gebückt nach unten. Er gleicht dem Speichel, der zur Erde fällt.

Und wenn nun die Stunde da ist, wo auch sie hinab müssen in das verhaßte Schattenreich, wenn sie nun da liegen auf ihren Brettern in den elenden, dunklen Hütten und sich hin- und herwälzen in ihrer Fieberglut, welch eine Angst erfüllt wieder ihr Herz, und wie rat- und hilflos sind wieder die Angehörigen, die herumstehen! Mißtrauen und bange Sorge erwachen in ihren Herzen. „Wer ist unser geheimer Feind? wer hat unseren Kranken verzaubert? wird er uns nicht alle umbringen?“

Ihr ganzes Leben hindurch sind sie Knechte durch Todesfurcht. Als ich eines Abends in Mbalu mit Nyimbue in einer dunklen Hütte saß und mit ihm über die Furcht vor dem Tode sprach, da kam ein Lachen der Verzweiflung aus seinem Munde, und wie eine Stimme aus der Tiefe klang es zu mir hin: „ich fürchte mich so entsetzlich vor dem Tode und alle Waschambaa fürchten sich so entsetzlich vor dem Tode. Was sollen wir nur machen?“

Auch die Furcht vor den Pepos ist so groß. Das sind die Dämonen der Schrift. Eine Christenfrau hat mir solchen Zustand der Besessenheit geschildert. Es wäre entsetzlich, sie habe früher auch darunter gelitten, man sei in der Gewalt des Pepo und müsse alles thun, was dieser verlange, und Todesangst quäle einen unaufhörlich, und gegen jeden Menschen sei man unfreundlich, schlüge ihn und triebe ihn von sich. Nur wenn der Zauberer käme, dann flehte man ihn an: Väterchen, heile mich, daß ich nicht sterbe.

Er beginnt dann seine Teufelsaustreibung. Die Trommel wird geschlagen und die Schellen klingen und unter gräßlichem Gesange wird der Geist beschworen. Es wird dann der arme Kranke so zum Rasen gebracht, daß er ermattet zusammenbricht und einschläft. Dann heißt es: er ist genesen. Aber alle wissen, daß es Betrug ist. Wird der Kranke heute behandelt, morgen ist der Pepo wieder da, sagen sie. Und die Zahl der Männer und Frauen, die darunter zu leiden haben, ist groß. In kleinen Dörfern werden oft 3 oder 4 Kranke auf einmal so behandelt.

Noch größer aber ist die Angst vor den Waschai, den böswilligen Zauberern, die des Nachts nackend durchs Gebüsch streifen, nur von einem Hunde begleitet, die heimlich ihre Zaubermittel legen und ihre Zauberschwüre sprechen, um schuldlose Menschen aus dem Wege zu räumen.

Am Tage sind sie nicht als solche zu erkennen; man weiß daher nie, ob man es nicht mit einem Mschai zu thun hat. Daher ihr Mißtrauen gegen jedermann.

Eines Tages saß ich vor einem Dörfchen mit einigen Männern. Da wies der eine auf mein Notizbuch hin und sagte: was hast du da? Ich antwortete: das ist mein Buch, in das ich meine Worte schreibe, damit ich sie nicht vergesse. Zugleich zog ich es heraus aus der Tasche und schrieb meinen Namen hinein. Da wich alles Blut aus seinem Gesicht und ganz erschrocken sagte er: „Jetzt hast du etwas Böses gethan." Ich antwortete: „Du denkst wohl, ich habe gezaubert?" „Ja, du hast gezaubert." „Ich komme doch schon so lange, habe ich je etwas Böses gethan?" „Nein, es ist wahr, du hast nie etwas Böses gethan." „Und so ist auch dieses nichts Böses." Da beruhigte er sich wieder.

Ein andermal besuchten mich 2 Knaben aus Mbaramu, die Bruder Röhl, der dort baute, gesandt hatte, um etwas zu holen. Sie übernachteten bei mir. Ich staunte über ihren Mut, aber sie thaten es wohl, um ihren Kameraden gegenüber damit prahlen zu können. Am Abend holte ich eine Arche Noah hervor und schüttete sie ganz arglos vor ihnen aus, um mit ihnen zu spielen. Da fuhren sie erschrocken zurück und erklärten: „Das thu weg; wenn du das nicht fortthust, dann laufen wir fort." Ich sagte: „Ihr meint wohl, das ist ein Zauber." „Ja, das ist ein ganz gefährlicher Zauber." Ich mußte alles schnell einpacken, und erst allmählich gelang es mir, sie wieder zu beruhigen.

Als ich dieses befreundeten Männern erzählte, sagten sie: So ist es,

hier traut keiner dem andern, von allen erwartet man Böses. Schlechte Menschen gebrauchen solche Figuren, um Erpressungen auszuüben, weil sich die Waschambaa so sehr davor fürchten. Namentlich wenn sie noch etwas bekleidet sind, dann sind sie höchst gefährlich.

Essen wird einem überall angeboten, wenn man sie besucht, aber alle kosten auch erst die Speise vor den Augen des Gastes, um zu zeigen, daß kein Gift darin ist.

Das alles zeigt wohl zur Genüge, wie es in einem Heidenherzen aussieht, welch eine Not und Angst und Hilflosigkeit darin wohnt. Dort in Afrika lernt man es erst schätzen, was wir am Christentum haben, dort kann man dankbar werden für das in Christo dargebotene Heil.

Die Missionspredigt.

Unsere christliche Kultur kann den Schwarzen manche Linderung ihrer Not bringen; und unserer Regierung haben sie viel zu verdanken. Sie haben jetzt Ruhe vor ihren Feinden und Ruhe vor ihren Häuptlingen. Afrika raucht nicht mehr von Blut, es ist jetzt Friede im Lande; aber wirkliche Hilfe ist das noch nicht. Die Kultur macht uns nicht glücklich und kann auch keinen Heiden glücklich machen.

Auch damit ist ihnen nicht geholfen, daß einzelne aus ihrem Volk herausgenommen und in Anstalten erzogen werden. Das ist immer nur bei ganz wenigen möglich, das Volk im allgemeinen hat nichts davon. Es können blühende und gepriesene Anstalten entstehen inmitten eines heidnischen Volkes, und die Finsternis ringsherum ist noch ebenso dick wie früher. Nimmt man die Anstalten wieder weg, so wird es offenbar.

Wirkliche Hilfe schafft nur die Heilspredigt. Sie deckt den innersten Schaden auf und wendet sich an das ganze Volk. Sonntäglich kommt es zusammen in der Kapelle, und an den Wochentagen wird sie hinausgetragen in die Dörfer und Hütten. Diese Außenverkündigung gehört mit zu den schönsten und vornehmsten Arbeiten unserer Missionare, und ihr wird viel Zeit gewidmet.

Man zieht aus am frühen Morgen, den Helm auf dem Kopfe und den Bergstock in der Hand; in der Tasche steckt das Neue Testament, und um die Schulter ist ein Waschambaaköcher gehängt mit einem Schnorrschen Bilde darin. Es ist köstlich, so den Heiden das Evangelium zu bringen im Auftrage seines Gottes und mit einer lebendigen Freude

am Herrn im Herzen. Er ist einem so nahe, denn die schöne Natur predigt ihn ja ringsherum, die warmen Strahlen der Sonne und die Vöglein auf den Bäumen, die Blumen am plätschernden Bache und die Tautropfen am Grase, die Wolken, die so leicht über die Berge dahinziehen, und die silberglänzenden Falken in der Luft. Alles ist ja von Gott gemacht, und alles preist seine Weisheit, Macht und Güte.

Diesen Gott lobt man in der Stille und bittet ihn um seinen Geist und Beistand, daß man doch die Menschen finde, die nach ihm hungern, und daß man ihnen das Brot des Lebens reichen könne, so wie es ihnen bekömmlich ist. Man achtet sorgsam auf seine Stimme im Herzen und läßt sich von ihm leiten, denn mit diesem Gott kann man Tote lebendig machen, aber ohne ihn ist alle Mühe umsonst, und man tappt im Dunkeln umher.

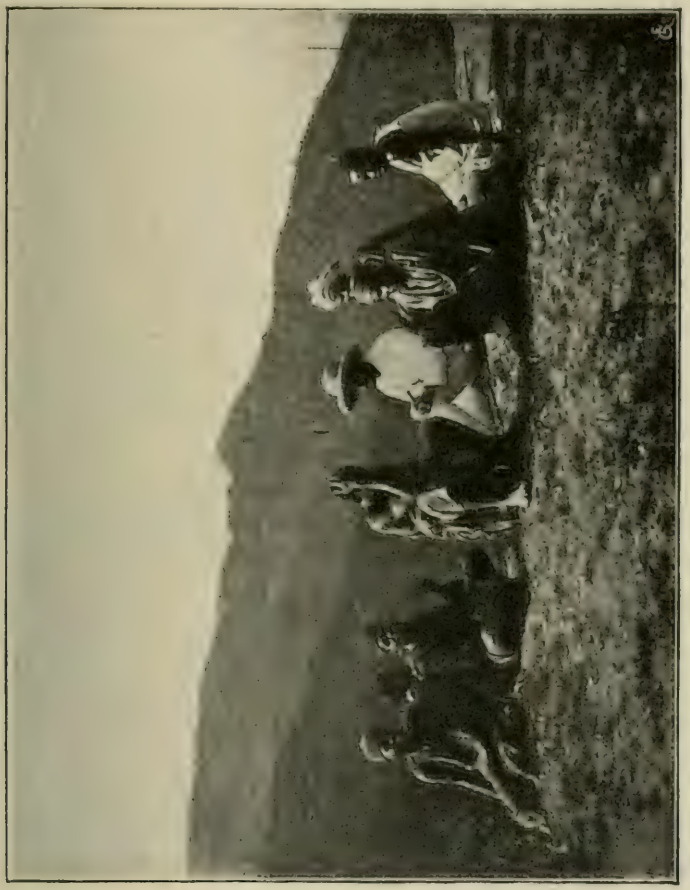
Menschen begegnen einem, man grüßt sie freundlich, aber sie haben keine Zeit und eilen vorbei. Andere bleiben stehen, und man kann sich erkundigen nach ihrem Ergehen und ein gutes Wort einflechten; beten kann man für alle.

Nun sind wir am Ziel. Schon von weitem haben wir das Dorf und den Anger davor gesehen und haben bemerkt, daß Männer und Knaben herumsitzen auf großen Steinen, sich sonnen und rauchen oder nähen und flechten und auf die Zeit warten, daß die Speise gar ist und sie das Vieh austreiben oder auf das Feld gehen können.

Man nimmt Platz in ihrer Mitte, und bald sammelt sich eine größere Schar um uns. Sie fragen, was wir im Köcher haben und besehen sich nun das Bild mit Interesse. Besonders lebhaft sind die Kinder und erfreut, wenn sie wieder etwas auf dem Bilde erkannt haben, ein Schaf oder ein Rind, einen Hund oder was sonst Bekanntes darauf ist.

Nun hat man gute Gelegenheit, sie hinzuweisen auf all die Not, unter der wir seufzen, und ihnen zu sagen, daß alles Elend durch die Sünde angerichtet ist, die uns getrennt hat von Gott, und daß alles wieder in Ordnung kommt, wenn unser Verhältnis zu Gott wieder hergestellt ist, und daß Gott wohl dreimal heilig ist und keine Sünde vertragen kann, daß er aber auch barmherzig, gnädig, geduldig und von großer Güte ist, daß sein Herz brennt vor Sehnsucht nach den verirrten Kindern, und daß seine Vaterliebe einen Weg gefunden hat, alles wieder gut zu machen, was durch unsere Sünde verdorben ist.

Hochmut und Eigenwille und Undankbarkeit waren es, daß wir Gott verlassen haben und in die Fremde gegangen sind. Seitdem sind wir dem Tode verfallen und in die Knechtschaft der bösen Geister geraten, die uns nun ängstigen und quälen.



Br. Töring unter Waschamboa.

Laßt uns deshalb Buße thun und wieder zurückkehren zu Gott. Er hat seinen Sohn gesandt, daß er uns erlöse von Sünde, Tod und Teufel, und daß er alle unsere Schuld sühne und tilge. Alle diese finsteren Mächte sind überwunden und haben keine Macht mehr über

uns, wenn wir Gott die Ehre geben und an seinen Sohn glauben. Dann wäscht er uns rein von aller Sünde und zieht uns die Kleider seiner Gerechtigkeit an, und führt uns zurück den Weg ins Vaterhaus und spricht für uns. Wir brauchen garnicht den Mund aufzuthun, müssen uns nur ganz dicht an den Herrn halten, dürfen uns sogar verstecken hinter ihm. Dann kommt uns der Vater schon entgegen, und alles ist wieder gut. Wir sind daheim beim Vater und geborgen in Ewigkeit.

Laßt euch versöhnen mit Gott durch Jesum Christum, daß die Kindschaft wieder hergestellt werde, diese Bitte klingt durch alle unsere Verkündigungen hindurch, mögen wir Geschichten aus dem Alten Testament oder aus dem Neuen Testament erzählen, mögen wir in der Kapelle oder in den Dörfern zu den Heiden reden, und immer werden die Geschichten möglichst eingeprägt und Sprüche dazu gelernt.

Auch schildern wir ihnen gern das Reich der Finsternis mit all den bösen Mächten, die darin herrschen, und die sie ja nur zu gut kennen, und fahren dann fort: „Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen", und gehen dann über zu dem großen Könige Himmels und der Erde, und erzählen von ihm, wie freundlich und mächtig er gewesen ist, und wie er alle unsere Not und Krankheit auf sich genommen und unsere Sünde gesühnt hat, und wie er das Reich des Satans zerstört und sein Friedensreich aufrichtet.

Sehr zu Herzen geht den Waschambaa auch die Predigt vom guten Hirten. Sie weiden ja alle selber und verstehen es daher so gut, wie wohl den Schafen ist, wenn sie einen guten Hirten haben, und wie traurig es ist, wenn sie verirrt sind in der Wüste, wie ihnen da das Herz klopft, wenn es dunkelt, und wie sie verschmachten vor Angst, wenn der Panther oder Löwe seine Stimme erhebt.

Auch sie haben ihre Schäflein lieb und suchen das Verirrte, bis daß sie es finden, und nehmen es dann auf die Achsel und tragen es heim mit Freuden. Man kann dann fortfahren: Wer weidet euch? oder braucht ihr keinen Hirten? Dann kommt es ihnen zum Bewußtsein: Ja das ist unser Elend, daß wir keinen Hirten haben. Unsere Schafe haben es gut, aber wir sind übel daran.

Man weist sie dann hin auf den guten Hirten, der auch sie weiden und glücklich machen will, und lernt mit ihnen den 23. Psalm.

Das Hirtenleben bietet viele Anknüpfungen für die Predigt und für gelegentliche Besprechungen.

Eines Tages saß ich in einem Dörfchen zwischen 3 Hütten, die von einem Zaune umschlossen waren. Schafe und Ziegen lagerten um uns herum und trieben ihr neckisches Spiel. Ich konnte nicht viel sagen, denn die Herzen waren verschlossen.

Da fing eine Ziegenmutter ängstlich an zu schreien. Ich fragte: weshalb schreit die Ziege? „Sie hat Sehnsucht nach ihrem Lamm, das ihr fortgelaufen ist.“ Und was macht das Lamm? „Das antwortet.“ Wir beobachteten nun zusammen, wie die Mutter so lange rief und das Lamm so lange antwortete, bis sie sich wiedergefunden hatten. Da waren sie still und das Lämmchen sog froh die Milch der Mutter. Da sagte ich: Wie traurig waren die Ziegenmutter und das Lamm, als sie sich verloren hatten, und wie glücklich sind sie nun wieder, wo sie bei einander sind! Auch Gott ist traurig, daß ihn seine Kinder verlassen haben und den Geistern nachgefolgt sind, auch er ruft sie jetzt mit sehnsuchtsvoller Stimme, aber er muß klagen: Die Ziegenlämmchen antworten der Mutter, wenn sie in Angst ist und ruft, aber meine Kinder antworten mir nicht.

In einem anderen Dörfchen saßen wir in einer Hütte und aßen zusammen. Plötzlich kamen die kleinen Hühnerküken zur Thür hereingestürzt und duckten sich unter die Mutter, die an einem Fuß festgebunden war, damit sie nicht hinausgehen könne. Ich fragte: Weshalb sind die Küken so erschrocken? Sie sagten: Der Habicht ist über das Dorf hingeflogen. Da konnte ich sie hinweisen auf die vielen Gefahren, die uns umgeben, und wie gut es ist, wenn wir jemanden haben, unter dessen Flügel wir uns flüchten können.

Oft trifft man Frauen, die Mais stampfen und den gestampften Mais in Schwingen wannen, daß die Spreu wegfliegt im Winde. Da ist gute Gelegenheit, den 1. Psalm in Erinnerung zu bringen.

Gern setzen wir uns auch zu den kleinen Hirten und reden mit ihnen. Da fragte ich eines Tages den kleinen Lugole: Weshalb habe ich wohl Vater und Mutter verlassen und bin in euer Land gekommen? Ni nyemi, antwortete er, das ist die Freude. Woran hatte ich denn solche Freude? An unseren Bergen, sagte er. Ich erwiderte: Eure Berge sind wohl schön, aber Ulaia (Europa) ist auch schön. Das ist es nicht

gewesen, aber Freude war es. Du hattest Freude an unserer Speise, sagte er nun. Nein, die war es auch nicht, in Europa habe ich alle Tage Rindfleisch gegessen. (Größte Üppigkeit bei den Waschambaa.) Da verwunderte er sich und wußte nichts mehr zu antworten, und ich mußte ihm zu Hilfe kommen, daß es die Freude an Jesu Messiya wäre, die mich zu ihnen hinausgetrieben hätte, daß auch sie durch ihn froh würden und sich nicht mehr zu fürchten brauchten.

Oft ziehen wir das Neue Testament aus der Tasche und lesen still darin. Dann sind sie bald am Fragen, und man kann ihnen antworten. Geradezu lieblich war die Frage, die ein kleines Bürschchen bei solcher Gelegenheit an Br. Wohlrab richtete: Nicht wahr? in diesem Buch schaust du Gott? Ja, sagte Br. Wohlrab, und ich höre seine Stimme, wenn ich hinein sehe.

So suchen wir ihnen das Wort Gottes nahe zu bringen, und dabei erfahren wir es, daß Worte Gottes kein leerer Schall sind, der leicht verfliegt, sondern Mächte voller Kraft und Leben, die von Gott ausgegangen sind, und die sich an den Menschenherzen als Wahrheit bezeugen, und die sie locken und ziehen und zum Vater zurückführen. Wenn man sie fragte: Weshalb wollt ihr denn Gottes Wort hören? dann bekam man oft zur Antwort: Die Worte sind gut, sie geben uns Kraft und Frieden. Nach Kraft und Frieden sehnen sich auch die Heidenherzen.

So kann ein Volk missioniert werden, und kann es wirkliche Hilfe erfahren, indem sein Schaden in der Tiefe aufgedeckt und geheilt wird. So kann die Furcht weichen und Friede einkehren kraft der Versöhnung mit Gott in Christo Jesu. So kommt es innerlich zur Ruhe und können die Kräfte und Gaben sich entfalten, die Gott auch in sie hineingelegt hat. Durch solche Predigt ist die römische und griechische und germanische Welt überwunden worden und wird auch das afrikanische Heidentum den Todesstoß bekommen. Doch „verstehen sie denn das alles wirklich? Ich habe immer gemeint, daß sich die Neger ein höheres Wesen garnicht vorstellen können?“

Die Gotteserkenntnis der Waschambaa.

Gott ist ihnen ganz bekannt. Es ist wahr, was Paulus am Anfang des Römerbriefes ausgeführt hat: Gott hat sich den Heiden nicht unbe-

zeugt gelassen, er hat sich geoffenbart in seinen Werken und in dem Gewissen.

Die Waschambaa kennen den großen Mulungu, der im Himmel thront, und der alles geschaffen hat, was man sieht, und der uns Nahrung giebt und das Leben erhält. Sie haben sogar einen besonderen Namen für ihn, der dieses zum Ausdruck bringt, er ist der Kimbe, der Schöpfer.

Freilich ist dieser Gott mehr in Vergessenheit geraten, er ist jetzt fern, die Geister haben sich zwischen ihn und seine Kinder geschoben und halten sie gefangen durch Todesfurcht, aber wir brauchen diesen altbekannten Gott nur wieder frisch in die Erinnerung zu bringen und alles ist ihnen wieder lebendig. Sie sind von einer ursprünglich höheren Gotteserkenntnis zurückgesunken in ihr Heidentum.

Den einen, lebendigen Gott haben wir ihnen also nicht erst zu bringen, deshalb hatte jener Häuptling zum Teil recht, der mir sagte: Weshalb seid ihr überhaupt gekommen? Um uns Gottes Wort zu sagen? Gott haben wir längst gekannt, haben ihm auch geopfert und haben zu ihm gebetet. Ganz recht, fuhr ich fort, ihr kennt Gott, aber ihr habt keine Gemeinschaft mit ihm, ihr flieht ihn und fürchtet euch vor seinem Zorn, denn euer Gewissen bezeugt euch, daß dieser Gott heilig ist, und daß euer Herz unrein und befleckt ist, und eure Werke böse sind von Jugend auf. Da suchte er sich zu wehren und sagte: Was habe ich gesündigt? Natürlich hätte er alles abgeleugnet, wenn ich auf einzelnes eingegangen wäre, deshalb sagte ich ihm nur: Sieh auf zu Gott. Kannst du das? Er vermochte es nicht, und er war überführt.

Die unmittelbare, ihnen von ihrem Gewissen bezeugte Erkenntnis, daß Gott heilig ist, und daß sie nicht bestehen können vor ihm, ist uns dort viel ursprünglicher und offenkundiger entgegengetreten, als hier bei uns.

Eines Tages erzählte ich den Frauen von Mtai den Einzug des Herrn in Jerusalem und malte ihnen aus, wie froh die Menschen gewesen seien, daß nun ihr Heiland käme, der all ihrer Not ein Ende machen würde. Zum Schluß fragte ich: Würdet ihr euch nicht auch freuen, wenn Jesu Messiya (Jesus Christus) nun auch zu euch käme? Natürlich hatte ich ein fröhliches Ja erwartet, aber alle erklärten einstimmig: Nein, Jesu Messiya soll nicht kommen. Wenn du kommst, so ist es gut. Wenn aber Jesu Messiya kommt, so laufen wir weg, dann fürchten wir uns.

Noch ergreifender trat dieselbe Scheu vor Gott und seinem Sohne Br. Johanssen entgegen bei den Wambugu. Er hatte sie versammelt, um sie zu fragen, ob er nicht bei ihnen eine Kapelle bauen dürfe, damit er ihnen ordentlich Gottes Wort sagen könne. Da antwortete ihm der Häuptling: Was willst du eigentlich noch von uns, du bist gekommen und hast gesagt, wir sollen am Sonntage nicht arbeiten, und wir haben es gelassen. Es mag wohl sein, daß dieser oder jener an einem verkehrten Tag geruht hat, weil er nicht wußte, wann Sonntag ist, aber wir haben das Gebot befolgt. Was sollen wir denn außerdem noch thun? Br. Johanssen sagte: Kommt nur und hört die Worte von Jesu Messiya. Nein, antwortete er, den Jesu Messiya laß weg, den bringe ja nicht, dann würden wir alle getötet, denn wir haben alle gesündigt gegen das 6. Gebot.

Man sollte meinen, daß Menschen, die eine solche innere Angst und Scheu haben, leicht für den Herrn zu gewinnen wären: es ist aber nicht richtig, es hält bei ihnen am allerschwersten. Sie sind schon zu tief in die Sünde hineingeraten und wollen auch im Ernste nicht los von ihr. Im allgemeinen sind die kindlich einfältigen Menschen, die mehr still dahin gelebt haben, viel eher bereit, wieder Vertrauen zu fassen zu Gott und sich ihm bußfertig zu nahen.

Gott haben wir ihnen also nicht zu bringen, sondern die in Christo offenbar gewordene Liebe des himmlischen Vaters zu seinen verlorengegangenen Kindern und die Versöhnung mit Gott durch Jesum Christum, und zwar auf Grund seines Opfertodes auf Golgatha.

An der Existenz Gottes zweifelt kein Mschambaa; es fällt ihm aber furchtbar schwer, diesem Gott zu nahen. Dazu braucht er einen Fürsprecher und einen festen Grund unter den Füßen, er muß wissen, daß eine Sühne dargebracht und von Gott angenommen ist, und diese Sühne ist das am Kreuz geschlachtete Opferlamm.

Schon ein Häuptling verlangt Sühne, wenn er beleidigt ist und kein Mschambaa hat Ruhe, bevor er nicht den gekränkten Häuptling mit einer Ziege versöhnt hat. Je größer der Häuptling und je schwerer die Schuld, um so entsprechender muß die Sühne sein. Welche Sühne ist aber groß genug, um den lebendigen Gott zu versöhnen und um die Sünde der ganzen Welt zu decken? Das muß Gottes Sohn sein; er ist aber auch ein vollgenügendes Opfer. Dieses Opfer macht Mut und giebt Vertrauen, Gott wieder zu nahen.

Die Predigt vom Kreuze macht auch auf die Heiden den allertiefsten Eindruck, und die Passionszeiten sind auch in der evangelischen Mission die gesegnetsten Predigtzeiten.

Volkssprache und Volkscharakter.

Will man zu einem Volk predigen, daß es ihm zu Herzen geht, dann muß man zu ihm reden in seiner Sprache, und es in seinem tiefsten Empfinden zu verstehen suchen. Das ist aber nur möglich, wenn man seine Sprache genau erforscht. Darum ist ein gründliches Sprachstudium unbedingt nötig für einen Missionar.

Wie fängt man es aber an, eine völlig unbekannte Sprache zu erforschen, in der es noch kein geschriebenes Wort giebt?

Man sucht sich einen etwas begabteren Mann, nimmt das Notizbuch zur Hand, zeigt auf einen Baum und fragt: nimbwai? was ist das? Er antwortet: ni muti, das ist ein Baum. Man schreibt muti = Baum. Was ist das? ni nyumba, das ist ein Haus. Freilich muß man dabei sehr vorsichtig sein und immer wieder fragen, ob es auch stimmt, und die eigenen Beobachtungen vergleichen mit den Beobachtungen der anderen, sonst kommt man leicht dazu, allerlei Unsinn mit Mühe zu lernen; denn Mühe macht es, lauter neue, den unseren völlig fremde Wortstämme dem Gedächtnis einzuprägen.

Auch das Niederschreiben derselben ist nicht leicht, da die Eingeborenen vielfach Laute haben, die wir nicht kennen, und für die erst besondere Zeichen gefunden werden müssen. Man schließt sich dabei zumeist an das Alphabet an, das von dem berühmten Ägyptologen Karl Richard Lepsius in Berlin aufgestellt ist.

Zugleich fängt man an, sich zu unterhalten, so gut oder so schlecht es geht. Die Waschambaa haben einen sehr langen Wechselgruß, bei welchem man sich nach vielen Dingen erkundigen muß. Ihn hatte ich bald gelernt und freute mich nun, mit jedem eine längere Unterredung führen zu können. Die Unterhaltung ist natürlich zunächst sehr beschwert und rätselhaft und möglichst nichtssagend, aber man unterhält sich doch und gewöhnt sein Ohr und seine Zunge an die fremden Worte und lernt die gewöhnlichsten Redensarten.

Ist man schon etwas weiter, so setzt man sich hin mit Papier und Feder und sagt zu dem sogenannten Sprachlehrer: nun erzähle mir eine

Geschichte. Er erzählt irgend etwas. Man schreibt auf, was man hört, so gut man kann. „Erzähle noch einmal.“ Man korrigiert und liest nun seinerseits vor und wird korrigiert. Dann sinnt man nach, was er wohl erzählt haben mag, und ist glücklich, wenn es gefunden ist.

Nun hat man eine Geschichte, an der man Satzbau und Grammatik studieren kann. Eine zweite Geschichte ergänzt und führt weiter, eine dritte folgt, und so fort.

Man kann nun schon nach Begriffen fragen. Der „Sprachlehrer“ hat inzwischen erfaßt, was man eigentlich will, und hat Geschick bekommen, die Worte zu erklären, und hat gemerkt, was uns wichtig ist, und bringt alles herbei, was er weiß.

Jetzt kommt die freudenreiche Zeit, wo man täglich neue Entdeckungen macht und täglich neue Einblicke bekommt. Man fragt nach allem Möglichen, nach ihrer Verfassung, nach ihren Rechtsanschauungen und nach ihrer Geschichte, nach ihrem Familienleben und ihren Familienfesten, nach Sitten und Gewohnheiten, nach allem, was im Volke lebt und webt, nach ihren sozialen Verhältnissen und nach ihren religiösen Vorstellungen und Bedürfnissen. Alles lichtet sich mit der Zeit, immer heller wird das Auge und immer froher wird das Herz. Man fängt an, sein Volk zu verstehen und sich heimisch in ihm zu fühlen.

Nur einige Beispiele, wie mir bei der Spracherforschung durch einzelne Sätze und kleine Geschichten sehr wichtige und interessante Aufschlüsse gegeben worden sind. Ich suchte das Wort für Frieden und fragte, wie es denn früher im Lande gewesen sei, als die Deutschen noch nicht da waren. Da sagte er: **ahokale washambala wazaja ulangalanga, lushe tizaja mpolele.** Das heißt: Früher lebten die Waschambaa **ulangalanga**, jetzt leben wir **mpolele**. **Ulangalanga**, was ist das? Da hockte er sich ängstlich hin und sah sich nach allen Seiten um und that, als ob er Bogen und Pfeil in der Hand habe. Jetzt wußte ich, **ulangalanga** heißt Unruhe, Angst. Und was heißt **mpolele**? Er machte es mir klar, indem er sich recht behaglich in seinen Stuhl zurücklegte. **mpolele** Ruhe.

Und nun schilderte er mir weiter ihre frühere Angst vor den Massai und Wataita, wie sie immer höher hinaufgeklettert seien auf die Berge und sich immermehr zu großen Dörfern zusammengeschlossen hätten, die mit Dornenhecken und Pallisaden umgeben wurden, wie Posten Tag und

Nacht ausgelugt hätten in das Land, die sofort den Kriegsruf ertönen ließen, sobald sie etwas Verdächtiges wahrnahmen. Der Kriegsruf wurde von jedem aufgenommen, der ihn hörte, und im Nu war das ganze Volk alarmiert. Die Männer griffen zu den Waffen und scharten sich zusammen, die Frauen banden ihre Kinder auf den Rücken und trieben ihr Vieh in den dichtesten Wald. Jetzt aber könnten sie in Ruhe und Frieden leben, denn die Europäer hätten das ganze Land in Ordnung gebracht, jetzt gäbe es keine Massai mehr, jetzt könne man mit dem Spazierstock und der langen Pfeife an die Küste gehen.

In einer halben Stunde hatte ich für Predigt und Bibelübersetzung überaus wertvolle Worte gefunden und zugleich Einblick bekommen in ihre frühere trostlose Lage und in den Segen der Schutzherrschaft.

Das Gewissen schilderte mir mein Sprachlehrer folgendermaßen: Wenn du etwas Böses gethan hast, so kannst du nicht schlafen, sondern liegst auf deinen Brettern, wälzt dich hierhin und wälzt dich dorthin, aber Schlaf findest du nicht, denn dein Herz ist erwacht und in die Höhe gestiegen und schnürt dir die Kehle zu. Erst mußt du hingehen und um Verzeihung bitten; dann steigt das Herz wieder hinab und beruhigt sich wieder; dann kannst du schlafen.

Ich hatte ja immer gewußt, daß auch die Waschambaa ein Gewissen haben wie alle Menschen, aber es war mir doch wie eine ganz neue Offenbarung, als ich es so lebendig schildern hörte. Nun konnte ich auch mit ganz anderer Gewißheit davon reden und sie hinweisen auf die Stimme in ihrem Herzen, die so deutlich strafte.

Auch die Sehnsucht nach Leben kam in einer kleinen Geschichte zum Ausdruck; man erkennt darin noch eine Spur der Erinnerung an das verlorene Paradies. Er erzählte mir: Es gab einst einen Mann, der hatte gehört von dem Lande kalamo, wo man nicht stirbt. Er verkaufte alle seine Habe, nahm Frau und Kinder und suchte das Land kalamo. Endlich hatte er es gefunden und ließ sich hocherfreut dort nieder. Als er aber dort wohnte, sah er, daß die Leute auch im Lande kalamo starben, das Land hieß wohl kalamo, ewiges Leben, konnte aber kein ewiges Leben geben. Da zog er traurig wieder heim.

Besondere Freude macht es dann auch, dem nachzuspüren, was sie sie sich unter einander erzählen, und wie sich die weißen Leute mit all ihren Wundern in den Augen der Schwarzen widerspiegeln.

Da stößt man auf ganz unglaubliche Dinge, besonders in Gegenden, die fern abliegen vom Verkehr, wie die Gegend um Mtai und Mti. Sie hielten uns anfangs überhaupt nicht für richtige Menschen, sondern für Geister, denn die Menschen sehen ja schwarz aus. Deshalb hätten wir keine Schwachheit, würden nicht krank und stürben nicht. Wenn wir uns in unser Haus zurückzögen unter dem Vorwande einer Krankheit, dann kochten oder schmiedeten wir unsere Pesa (die Kupfermünzen). Wir hätten keine Zehe, sondern Klumpfüße.

In unserem Hause sei es so unheimlich wie im Hause eines Zauberers, da ticke die Uhr, und Bilder hingen an der Wand. Das seien die Schatten von Menschen. In der Nacht würden sie lebendig, und dann unterhielten wir uns mit ihnen. Groß war daher ihr Schrecken, als ich sie photographierte. Da standen sie wie gebannt, aber nachher brachen sie in Thränen aus und klagten, nun müßten sie sterben, ich hätte ihnen ihren Schatten geraubt, den schickte ich nach Europa, und dort müßten sie den weißen Menschen dienen.

Sie erwarteten natürlich zunächst nichts Gutes von uns, sondern dachten, daß wir sie auf irgend eine Weise an uns locken würden, um sie dann in die Sklaverei zu verkaufen. Namentlich die Kinder und jungen Mädchen flohen eilends von dannen, wenn sie uns kommen sahen. Ein Knabe fiel vor mir um, steif wie ein Stock, weil er sich so ängstigte, obwohl ich möglichst friedlich zu ihm war.

Als sie zutraulicher wurden, fingen sie an zu fragen, z. B. wo die Sonne des Nachts bliebe, ob es auch noch Menschen gäbe hinter Uleia (Europa), wie unser Häuptling hieße, ob er auch ackere wie ihre Häuptlinge, ob es in Europa gar keine schwarzen Menschen gäbe, wer denn da die geringen Arbeiten mache, ob alle Europäer reich wären u. s. w. Sie baten uns auch, wir möchten nachsehen in unserem Buch (die Bibel), wer ihren Kranken verzaubert hätte und wohin ihre Ziege gelaufen sei. Dann fragten sie, ob es wahr sei, was man sich erzähle, wir führten unsere Kriege nicht bloß mit Säbeln und Flinten, sondern auch mit uganga (Zauberei): wir hätten Kugeln, die rollten in die Dörfer, mit denen wir Krieg hätten. Dort blieben sie liegen, bis alle zusammengekommen seien und sich das Ding ansähen, dann platzten sie auseinander nach allen Seiten, und alle wären tot.

Einmal fragten sie auch, ob wir denn die Vögel schicken könnten

wohin wir wollten. Es seien Europäer nach Masinde gekommen, die hätten Vögel gehabt, wie Tauben, in einem Häuschen aus Stäben. Dort hätte einer einige Worte auf ein Blatt Papier geschrieben und dieses an einem Vogel befestigt. Dann habe er den Käfig aufgemacht, und prrr . . . wäre der Vogel davongeflogen.

Es hieße auch, daß bei uns in Europa die Kühe ackerten: das könne doch nicht sein, denn sie könnten doch keinen Spaten anfassen. Ich sagte zu ihnen, wir bänden den Spaten an einen Wagen und ließen diesen ziehen von den Kühen, dann schnitte der Spaten die Erde. Da lachten sie laut auf und sagten: ni uvizu ukulu muno, das ist sehr große Faulheit.

Daß wir uns unser Essen aufthun auf besondere Teller, gefällt ihnen garnicht, das wäre Geiz, wir sicherten uns unseren Anteil. Der lange Schnurrbart ist auch garnicht nach ihrem Sinn: damit stippten wir ja in das Essen. Sie haben überhaupt in manchen Dingen viel Zartgefühl, und man muß sich in Zucht nehmen und darf sich nicht gehen lassen, sonst kommt man in den Ruf, daß man nicht wisse, was sich schickt, und hat seinen Spottnamen weg. Man muß sich bei ihnen bewegen wie in Europa in gebildeter Gesellschaft. Es gelten im allgemeinen dieselben Anstandsformen.

Sie haben etwas Kindliches in ihrer Anschauungsweise, und man muß sich erst wandeln und den Europäer sehr ausziehen, wenn man sie verstehen will, aber im Grunde stehen sie uns nicht so fern, wie viele meinen, und wie es auch uns anfangs erscheint. Ihr ganzes Seelenleben ist genau dasselbe wie bei uns. Sie haben dasselbe tiefe und warme Gemüt wie wir. Gegen ihre Kinder sind sie geradezu schwach aus Liebe, und Selbstmord ist nicht selten, wenn einer Frau ihr Kind genommen wird, oder wenn ein Vater seine Familie nicht ernähren kann in teuren Zeiten.

Aber auch derselbe Zug zur Selbstgerechtigkeit und derselbe Trieb, sich durch verstandesmäßige Erwägungen und Einwürfe gegen das Übersinnliche zu wehren, ist bei ihnen vorhanden. Wenn wir von ihren Sünden sprachen, dann bekamen wir oft die Antwort: sag' uns, was wir gefehlt haben: ich habe nicht gesündigt. Und sprachen wir von der Auferstehung, dann hieß es hinter unserem Rücken: Erst wollen wir einen sehen, der von dem Tode auferstanden ist, dann wollen wir es glauben.

Ein Häuptling sagte mir lachend: Geh gleich hinauf zu Gott, dann glaube ich, daß es wahr ist. Ein anderer brachte uns den Einwurf: Wenn Gott die Menschen lieb hat, wie ihr sagt, warum tötet er sie dann durch den Blitz? Warum hat er dann die Heuschrecken gesendet? Warum verweigert er uns den Regen?

Auch die Erzählungen, die man aus ihrem Munde hören kann, wenn sie abends um ein Feuer sitzen, erinnern oft sehr an die unseren. Namentlich einzelne Tierfabeln sind sehr ähnlich, die Geschichte vom Zaunkönig z. B. erzählen sie sich so:

Es war einmal eine große Dürre und nirgends Wasser zu finden. Nur in einem Felsen war Wasser vorhanden. An dieses konnten aber die Vögel nicht heran, weil es der Felsen verschloß. Da hielten sie einen Rat und sagten: „Wer den Felsen öffnet, soll unser König sein.“ Nun kam der Geier und klopfte mit seinem langen Schnabel gegen die Felswand und sagte dabei seinen Zauberspruch, aber es war vergeblich, der Felsen blieb verschlossen. Der Nashornvogel versuchte es nach ihm. Auch er vermochte nicht den Stein zu durchbrechen; es ging dabei nur sein großer Schnabel entzwei. Nun trat die Krähe heran recht protzig und dachte: Wer soll es können, wenn ich es nicht vermag. Aber auch sie mußte es aufgeben und erntete nur Spott.

Endlich flog der kleine Kolibri herbei, der seinen langen dünnen Schnabel in den Kelch der Blumen hineintaucht und ihnen den Honig aussaugt. Alle Vögel lachten, als sie den kleinen Kolibri sahen. Doch er flog an der Felswand hin und her und hatte bald mit seinem scharfen Auge einen kleinen Riß entdeckt. In ihn bohrte er seinen Schnabel hinein. Bald fing es an, zu tröpfeln, und je mehr er bohrte, um so besser floß das Wasser. Jetzt konnten alle Vögel trinken, und alle sagten: Der Kolibri ist unser König.

Nur die anmaßende Krähe verachtete den Kolibri und wollte ihm nicht gehorchen. Da mußte der Kolibri mit ihr kämpfen. Die Vögel waren in großer Sorge, als die Krähe mit ihrem dicken Schnabel auf ihn losfuhr. Er bog aber geschickt aus und flog der Krähe unter den linken Flügel und bohrte sein spitzes Schnäbelchen der Krähe ins Herz, daß sie zu Boden fiel und starb. Da lobten alle Vögel ihren König und gehorchten ihm.

Die Rolle des Reineke Fuchs spielt das Kaninchen. Das zeigt sich z. B. in folgender Geschichte:

Eines Tages hatte sich das Kaninchen vor seiner Höhle ein Feuer angezündet und schmiedete. Da kam die Kuh mit ihrem Kälbchen und sagte: Kaninchen, errette mich vor dem Löwen. Das Kaninchen sagte: Was giebst du mir, wenn ich es thue? Die Kuh: Dann kannst du alle Tage Milch trinken. Das Kaninchen: Geh hinein in meine Höhle. Als die Kuh mit dem Kälbchen darin war, kam der Löwe angesprungen mit großen Sätzen und sagte: Kaninchen, ist nicht die Kuh mit dem Kälbchen vorbeigegangen? Das Kaninchen sagte: Ja, sie ist längst vorüber. Der Löwe eilte davon. Da schmiedete das Kaninchen lustig darauf los und sang: Die Kuh ist in der Höhle.

Da kam der Löwe zurück und sagte: Kaninchen, ich fresse dich, wenn du mir die Kuh nicht zeigst. Das Kaninchen sagte: Laß, ich will einen Zauber machen, daß du die Kuh mit dem Kälbchen sehen sollst. Leg dich hin, mach die Augen zu und sperr das Maul auf. Der Löwe that es. Da schmiedete das Kaninchen eine glühende Kugel und warf sie mit der Zange dem Löwen in seinen geöffneten Rachen. Er schluckte sie herunter und starb.

Da war die Kuh gerettet mit ihrem Kälbchen, und das Kaninchen konnte alle Tage Milch trinken.

Auch Rätsel geben sich die Knaben gern auf, und wir mußten mit ihnen raten. „Es giebt ein Haus ohne Thür", das Ei, erinnert uns wieder an die Heimat. „Meines Vaters Kühe brüllen, wenn sie zum Thore hinausgehen und sind stille, wenn sie zurückkommen", hat dagegen ganz afrikanischen Charakter. Es sind die großen Kürbisflaschen gemeint mit denen die Frauen zum Bach gehen, um Wasser zu schöpfen. Sind sie leer, so trägt man sie an der Hand, so daß sie dumpf dröhnen, wenn sie gegen einander schlagen. Sind sie gefüllt, so werden sie auf dem Kopfe getragen, und man hört natürlich nichts. Ebenso afrikanisch ist ein anderes: In der Steppe schnäuzt sich ein Massai, und alle Menschen fürchten sich. Das ist der Löwe. Heimatlicher klingen wieder: „Hier ist er, hier ist er. Greife ihn." (Der Schatten), oder „Tag und Nacht hat es keine Ruhe" (das Wasser), oder „Im Gebüsch höre ich einen Topf mit Maiskörnern brodeln." Das ist der Bienenkorb oder vielmehr der

ausgehöhlte Baumstamm, den sie für die Bienen auslegen in die Äste großer Bäume. Er sieht aus wie ein Kanonenrohr, und sie haben auch nur ein Wort für beides.

Selbst die Spiele der Kinder sind vielfach den unseren ähnlich. Da trifft man kleine Mädchen, die sich aus dem Strunk einer Banane eine Puppe geschnitten haben und sie nun fröhlich auf dem Rücken tragen wie eine Mutter ihr Kindchen. Andere spielen Braut und Bräutigam und haben sich eine Maske aus weißen Blumen vor das kleine schwarze Gesicht gebunden und sehen nun sehr verschämt aus, daß sie bei diesem Spiel ertappt sind. Häufig trifft man Jungen, die sich aus dem Holze eine Knallbüchse verfertigt haben. Andere laufen Stelzen auf zwei gabeligen Ästen. Eine muntere Schar schlittert in buntem Gedränge an einem Rasenhang herab, der in Ermangelung von Eis mit nassem Lehm schlüpfrig gemacht ist. Sind sie dieses müde, so schließen sie sich zu einem lustigen Reigen zusammen, und im Kreise werden Katze und Maus gespielt, oder Häschen in der Grube, oder es wird eine goldene Brücke gebaut, ganz ähnlich wie bei uns.

Auch ihr ganzes Leben ist durchaus nicht so ungeordnet, wie man es sich häufig vorstellt. Jedes Dorf hat seine Grenzen, jeder Acker seinen Besitzer. Nur Wald, Weide und Jagdgebiete sind Gemeindebesitz. Man wird vielfach erinnert an unsere früheren ländlichen Verhältnisse; auch die Unterhaltungen mit den Leuten führen darauf. Man meint fast zuweilen, daheim zu sein auf dem Lande. Die Interessen der Leute sind dieselben, nur die Umgebung ist eine ganz andere.

Die Regierung führt der Häuptling in Gemeinschaft mit den Dorfältesten. Er vertritt sein Volk, hat den Vorsitz bei Gerichtsverhandlungen und ist Anführer im Kriege. Sein Einkommen besteht aus Strafgeldern und den Marktabgaben. Seine Äcker werden ihm von den jungen Männern bestellt, doch ackert er mit, und des Abends sind sie seine Gäste.

Bei den Gerichtsverhandlungen geht es sehr geordnet zu. Sie finden öffentlich statt auf dem Dorfanger, und die beiden Parteien sitzen einander gegenüber und vertreten ihre Sache in langen, wohlgesetzten Reden. Auf bestimmte Vergehen sind bestimmte Strafen gesetzt. Die Strafgelder werden zumeist verteilt auf die Richter und die Geschädigten.

In einzelnen Fällen werden die Schuldigen öffentlich ausgesungen vom Chor der Frauen und Mädchen. So klang Monate lang ein Lied

durch das Land: „Schehosa ist zum Panther geworden und hat ein Schaf gefressen“ (er hatte es gestohlen). Sonntag Nachmittag standen die Frauen von Mtai vor ihrem Dorf und sangen es hinüber nach Panga, wo er wohnte, und die Frauen von dort antworteten mit denselben Worten. Ein breites, tiefes Thal trennt die beiden Ortschaften.

Das ganze Volk ist eingeteilt in Sippen, die ihr Familienoberhaupt haben und fest unter sich zusammenhalten und für einander haftbar sind. Das Familienoberhaupt sorgt dafür, daß neben den Opferfesten, die den Ahnen gelten, auch die religiösen Familienfeste gefeiert werden, die jeder Mschambaa durchgemacht haben muß, wenn er ein vollgiltiges Glied seines Volkes werden will. Bei ihnen kommt die ganze afrikanische Sinnlichkeit und heidnische Zuchtlosigkeit in widerwärtiger Gestalt zum Ausdruck. Sie zeigen die starken Fesseln der Sünde und sind das stärkste Bollwerk des Satans. Zeitweise hört man Tag für Tag die Trommel und das Gejohle der tanzenden Männer. Dann erfüllt tiefes Weh das Herz des Missionars, denn an diesen Festen geht sein Volk zu Grunde, wenn ihm nicht geholfen wird durch Kräfte von oben, die im Christentum verborgen sind.

Die Waschambaa sind ein gutmütiges und liebenswürdiges Volk, wie fast alle Völker Ostafrikas, und man gewinnt es lieb, wenn man es kennen lernt, aber ihre Kraft verzehrt sich schnell, wenn sie Heiden bleiben oder Muhammedaner werden, wenn ihnen nicht der Auferstandene gebracht wird, in dem Kräfte genug vorhanden sind, die ganze Welt zu wandeln, der auch Kraft genug hat, die armen, verfinsterten Heidenherzen zu erneuern, wenn sie auch noch so tief in Aberglauben und Sinnlichkeit versunken sind.

Die Waschambaa haben eine sehr ausgebildete und wortreiche Sprache, aber ein Wort für Keuschheit und Jungfrauschaft haben sie nicht. Das macht den Schaden Afrikas offenbar. Er kann nur geheilt werden, indem der Jungfrausohn seinen Einzug hält. Ihm den Weg zu bereiten, ist die Aufgabe der Mission, und zu ihr sind alle verpflichtet, die seinen Namen tragen, denn allen hat er es geboten, und von allen wird er Rechenschaft fordern. Wie werden wir an jenem Tage bestehen?

Geschichte der Gesellschaft und Ausbildung ihrer Missionare.

Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika hat kein Missionsseminar wie die meisten der übrigen Missionsgesellschaften, in denen sie sich ihre Missionare selber ausbilden, sondern sie sendet nur Theologen aus, die beide Examina bestanden haben, also auch in der Heimat anstellungsberechtigt sind. Sie will jedoch damit keineswegs sagen, daß die seminaristische Bildung nicht genügte, sondern es ist einfach durch ihre Geschichte so geworden.

Entstanden ist die Gesellschaft im Jahre 1886 zur Zeit der hochgehenden kolonialen Bewegung, als Deutsch-Ostafrika in den Besitz des Reiches übergegangen war. Da legte sich einigen frommen Männern die Gewissenspflicht auf das Herz, sofort mit der Missionierung der neu erworbenen Kolonie zu beginnen. Die bestehenden Gesellschaften zögerten, dort einzutreten. Deshalb fand diese Neugründung statt. Sie hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Gott der Herr hat sie aber gnädig durch alle Nöte hindurch geführt und hat bisher schützend und fürsorgend seine Hand über sie gehalten, so daß sie weiter besteht und ein Segen geworden ist für die Völker Deutsch-Ostafrikas, unter denen sie arbeitet.

Mit weitem Blick hatte der Vorstand erkannt, daß es die nächste Pflicht sei, für die Deutschen zu sorgen, die dort hinausgingen als Pioniere deutscher Kultur. Ein massives Wohnhaus wurde in Sansibar gemietet und als Krankenhaus eingerichtet. Doch fehlten die geeigneten Krankenpfleger. Auch an Missionaren hatte die Gesellschaft nur zwei, den alten Br. Greiner, der auf der Krischona bei Basel ausgebildet war und in Abessynien schon schwere Heimsuchungen erfahren hatte, und Br. Krämer, einen Schüler des alten Missionsdirektors Wangemann. Beide waren ausgesendet und standen in ihrer Arbeit. Woher aber sollte man weitere Arbeitskräfte nehmen? Die Verlegenheit war groß.

Da reiste Pastor Diestelkamp nach Bielefeld zu Pastor von Bodelschwingh, setzte sich neben ihn auf das Sofa und sagte: Jetzt reise ich nicht eher wieder ab, als bis du mir versprochen hast, für Arbeitskräfte zu sorgen. Wir brauchen Diakonen, Diakonissen und Missionare. Pastor von Bodelschwingh konnte nicht widerstehen. Seine Liebesglut treibt ihn ja, alles zu stärken, was sterben will, und dann hatte er ja selber

früher Missionar werden wollen. Er hat einen Teil seiner Ausbildung im Baseler Missionshause erhalten und wurde nur dadurch am Hinausgehen gehindert, daß man sich nicht schnell genug einigen konnte über seinen Bestimmungsort. Deshalb nahm er einen Ruf nach Paris an und kehrte von da nach Westfalen zurück. So ist er dem Vaterlande erhalten geblieben. Natürlich hat sein Herz aber nie aufgehört, warm für die Mission zu schlagen, und er hat reiche persönliche Beziehungen zu allen Zeiten mit vielen Missionaren gehabt, sie beherbergt, mit ihnen Briefe ausgetauscht u. s. w.

Pastor von Bodelschwingh.

Nimmt sich aber ein Bodelschwingh einer Sache an, so thut er es mit der ganzen Energie seiner Persönlichkeit. Diakonen und Diakonissen standen ihm zu Gebote. Sie konnten sofort ausgesandt werden. Auch Pastor Worms, der sich gerade in der Anstalt aufhielt, um sich nach schweren Schicksalsschlägen dort zu erholen, war bereit hinauszugehen, um als Bruder den Europäern und Eingeborenen zu dienen. So war für das nötigste gesorgt. Doch wer gab weitere Missionare?

Da richtete sich das Auge von Pastor von Bodelschwingh auf die jungen Theologen, die müßig am Markte standen. Br. Wohlrab hatte sich schon in Berlin beim Vorstande gemeldet, um in den Dienst der

ostafrikanischen Mission zu treten. Br. Johanssen, der auch schon lange entschlossen war, unter die Heiden zu gehen, wurde durch Pastor von Bodelschwingh für unsere Gesellschaft gewonnen. Beide traten im Sommer 1890 in das Konvikt der Bielefelder Anstalten ein, das unter einem Inspektor steht und Kandidaten der Theologie tiefer einführt in den Dienst der inneren und äußeren Mission. Br. Göttmann und Becker folgten. Sie wurden erst in den Anstalten für die Heidenmission so erwärmt, daß sie darum baten, auch hinausgesandt zu werden. Dann kamen Br. Holst und ich, und so ist es weitergegangen. Wir haben bisher noch keinen Mangel an Missionaren gehabt, und alle haben in den Bielefelder Anstalten ihre besondere Vorbildung für die Arbeit unter den Heiden erhalten.

Wie geschieht das? Der Einfachheit wegen erzähle ich, wie ich vorgebildet worden bin. Zuerst fand ich Arbeit im Krankenhaus Sarepta, wo ich mit zwei Diakonen die Männerstation zu versorgen hatte. Früh um 5 Uhr standen wir auf. Um $^1/_2$6 banden wir die Schürze um, wuschen einzelne Kranke und machten ihnen die Betten. Die Gesunderen bedienten sich selber. Danach tranken wir Kaffee und hielten unsere gemeinsame Morgenandacht. Nach dem Frühstück ging es mit frischen Kräften an die Reinigung der Fußböden auf Korridoren und in Sälen mit Hilfe von Besen und Schrubber. War alles in Ordnung, so wurde den Kranken das erste Frühstück gebracht. Nun wurde es still, und ich konnte mich sammeln zur Morgenandacht, die ich den Kranken zu halten hatte. In fortlaufender Auslegung suchte ich ihnen den 1. Petrus- und 1. Johannesbrief verständlich zu machen mit Anwendung auf ihre Krankheit und ihr Leben unter einander und mit Gott. Danach brachte ich meine Stube in Ordnung, verband Kranke und half alles vorzubereiten für den Besuch des Arztes. Ihm hatte ich Handreichung zu thun, wobei ich ihn fragen durfte nach allem, was mich interessierte. Ich war ja da, nicht eigentlich, um Kranke zu pflegen, sondern vor allem um ausgebildet zu werden zur selbständigen Krankenbehandlung unter den Heiden. Auch an den Operationen durfte ich daher teilnehmen.

Nachmittags ging ich in das Konvikt, wo alle acht Kandidaten von ihren verschiedenen Stationen zusammenkamen, und wo wir unter Leitung unseres Inspektors gemeinsam die Heilige Schrift studierten, um aus ihr Kraft und Anweisung zu bekommen für unser Leben und unseren späteren Beruf. In der zweiten Stunde belehrten wir uns

gegenseitig über die Dinge der äußeren und inneren Mission, lasen gute Bücher oder berichteten über dieselben. Nach einem Spaziergange besuchte ich meine Kranken und sprach mit ihnen, ließ mir erzählen von ihren Angehörigen und Lebensschicksalen und machte mich so bekannt mit ihrem inneren Menschen. Den Abend hatte ich frei zur Vorbereitung für die Morgenandacht und für die Predigt.

Nach acht Wochen wurde ich auf eine andere Station versetzt. Ich kam nach Zoar zu den blöden epileptischen Knaben, die gemeinsam essen mit den blöden epileptischen Männern von Ebenezer. Sie machen einen besonders traurigen Eindruck. Wenn man dahin zum erstenmal

Das Kandidaten-Konvikt in Bethel bei Bielefeld.

kommt, so verstummt man vor innerem Weh. Solchen Jammer hätte man nicht vermutet. Doch ist man unter ihnen als Bruder in blauer Bluse, greift zu, wo einer hinstürzt, und braucht keinen Schmutz mehr zu fürchten, weil die Kleider, die man anhat, das Gewaschenwerden vertragen, und hat man noch die Gabe fröhlich zu sein mit den Kindern, so wird es bald anders, man fühlt sich dort wohl. Manche sagen sogar, Zoar wäre ihnen die liebste Station gewesen. Bei vielen kann man ja nichts weiter thun, als daß man sie reinhält, sie anzieht und auszieht und ihnen zu essen giebt. Aber als Christ darf man nie vergessen, daß auch die ärmsten und blödesten Menschen eine unsterbliche Seele haben,

die gepflegt werden muß. Deshalb hielten wir Schule mit den Knaben und suchten sie zu unterrichten, so gut es möglich war.

Zweimal in der Woche ging ich zu den blöden epileptischen Männern, sammelte einige um mich in einer Stube und sprach mit ihnen über die Weihnachtsfreude und Weihnachtshoffnung. Es war ja Adventszeit. Da galt es lebendig und anschaulich und einfach zu sein. Es war aber rührend zu sehen, wie alte Männer ihre Hände falteten und andächtig die Kindergebete und einzelne Sprüche hersagten, die sie in früheren Jahren gelernt hatten. Etwas Dämmerlicht von oben war in vielen zurück geblieben. Jeden Morgen hatte ich ihnen Andacht zu halten. Das war auch eine gute Übung, einfach und natürlich und praktisch zu werden. Darauf zielte ja unsere ganze Ausbildung in Bielefeld hin.

Wir Kandidaten wurden dort mitten hineinversetzt in die ganze Not des Lebens und in das ganze Elend, das durch die Sünde angerichtet ist auf Erden. Da hatten wir nicht mehr mit Meinungen, Gedanken und Urteilen zu thun, wir hatten Menschen vor uns, denen geholfen werden mußte, wenn sie nicht umkommen sollten. Wir durften uns nicht lange besinnen, wenn jemand vor uns auf der Erde lag und sein ganzer Leib von heftigen Krämpfen durchschüttelt wurde, wir mußten zuspringen und anfassen und den Kranken auf ein Ruhelager tragen. Das ist eine gute Schule. Man hört auf, übergeistig zu sein, wie man es so leicht ist, wenn man von der Universität kommt. Man meint nur immer, predigen zu müssen, und predigt dann seine Gedanken, weil man nichts anderes hat. Wie es mit den Leibern und den wirtschaftlichen Nöten seiner Pflegbefohlenen aussieht, das kümmert einen wenig. Dafür hat man kein Auge. In der Bethelschule dreht es sich um. Man erkennt, daß erst der Leib zu seinem Recht kommen muß, wenn auf die Seele mit Erfolg eingewirkt werden soll. Man sinnt nach, wie den Leibern zu helfen ist, die in ihrer Hilflosigkeit vor einem daliegen. Das überträgt sich dann auf das geistige Gebiet. Man lernt nun auch, den wirklichen Nöten der Seele nachzuspüren und auf ihre Abhilfe zu sinnen. Das ist eine wichtige Vorbereitung für den Seelsorgerberuf und den Missionsberuf insbesondere.

Sodann führt die ganze Umgebung in der Anstalt, die vielen Diakonen und Diakonissen, die Persönlichkeit eines Pastor von Bodelschwingh und anderer Geistlichen, die alle eins darin sind, dem Herrn in den

Kranken und Elenden zu dienen, unmerklich eine innere Umwandelung herbei, wenn Gott Gnade giebt. Man verlernt es allmählich, sich selber zu leben, man fängt an, am Dienen Freude zu finden. Die geringsten Arbeiten werden einem groß. Man hört auf, falsche Unterschiede zu machen, denn die Liebe wird im Herzen geweckt, die Liebe des Herrn, der sein Leben ließ für seine Brüder. Man fängt an, brauchbar zu werden im Dienste des Reiches Gottes.

Als ich Zoar verließ, übernahm ich eine Klasse der Schule in Nazareth und hatte etwa dreißig epileptische Jungen regelrecht zu unterrichten. Das ist auch mit manchen Schwierigkeiten verbunden, zumal die Kranken sehr nervös und unruhig sind, und man immer auf Anfälle gefaßt sein muß, und die Schulausstattung damals noch sehr mangelhaft war. Man lernt dabei unter Schwierigkeiten zu arbeiten und sein Ziel zu verfolgen, und hat wieder ein Stück Vorbereitung für Afrika. Ich habe später oft daran gedacht, wenn ich mit den afrikanischen Kindern zu thun hatte.

Im Sommer arbeitete ich zum zweiten theologischen Examen und lernte etwas das Mauern, die Tischlerei und Schuhflickerei. Man hat ja in Bethel die reichste Gelegenheit, all diese Künste zu üben, denn wohl jedes Handwerk hat dort seine Vertreter und seine Werkstatt. Sprachstudien und medizinische Unterweisung gingen nebenher, wenn auch in bescheidenen Grenzen.

Natürlich hatten wir auch zu predigen; im Durchschnitt alle drei Wochen, und zwar in der Zareptakapelle, die inmitten der Krankensäle liegt. Mittwoch und Sonntag hatten wir Abendgottesdienste darin zu halten. Die großen Fenster an ihren Seiten wurden dazu geöffnet, so daß die Kranken sehen und hören konnten. Vor uns hatten wir die größten Kinder aus dem Kinderheim und dahinter eine Schar von erwachsenen epileptischen Mädchen, die uns oft die wunderbarsten Gesichter machten und auch häufig Anfälle bekamen. Ganz im Hintergrund saßen die Kandidaten mit ihrem Inspektor und Herr Pastor von Bodelschwingh. Sie blieben am Schluß des Gottesdienstes zurück, denn wöchentlich einmal schloß sich an ihn ein stilles Stündchen im Bruderzimmer an, in welchem die Predigten gemeinsam besprochen wurden, und auch sonst zur Aussprache kam, was das Herz bewegte.

Oft hielten wir keine Predigt, sondern erzählten nur unserer kranken

Gemeinde aus der Reichsgottesgeschichte alter und neuer Zeit, wobei wir natürlich immer Rücksicht nehmen mußten auf die schonungsbedürftigen Gemüter unserer Kranken.

Wöchentlich hatten wir auch eine Stunde im Kinderheim. Sie war besonders lieblich, denn da saß vor uns im Halbkreise eine große Anzahl von kleinen und größeren Kindern, die meisten mit bleichen Gesichtern, und dahinter standen die Bettstellen, in denen solche ruhten, die nicht aufstehen konnten. Viel Elend war auch da, aber noch mehr Freude, wenn wir mit ihnen sangen und ihnen die biblischen Geschichten Alten und Neuen Testamentes erzählten und etwas aus der Mission daranschlossen, oder was sonst die betreffenden Kandidaten zu berichten hatten. Auch hier war Herr Pastor von Bodelschwingh immer zugegen, wenn er irgend konnte, denn dieses war seine Erholungs- und Erquickungsstunde. Friedsame Ruhe lagerte über dem ganzen. Da konnten die kleinen Kinderherzen ausruhen in der Ewigkeitsluft, und die Kandidaten konnten werden wie die Kinder. Wir sollten hier lernen, wie man mit Kindern umgehen muß, und wie man ihnen Gottes Wort nahebringen und die biblischen Geschichten erzählen kann. Alles zielte wieder hin auf die Arbeit unter den Heiden, die ja auch in vieler Beziehung sind wie die Kinder.

So wurden wir in Bielefeld vorgebildet für den Missionsdienst. Die dortigen Anstalten sind der richtige Platz für angehende Missionare, denn dort lernt man das ganze Elend kennen, unter welchem die leidende Menschheit seufzt, aber man sieht auch und hilft dazu, daß sich das Leiden wandelt in stille, verborgene Freude kraft des trostreichen Evangeliums von Jesu Christo. Das stärkt den Glauben und weckt die Liebe und giebt lebendige Hoffnung, und alles dieses muß ein Missionar haben, wenn er unter die Heiden geht.

Im Frühjahr 1893 war ich mit Br. Holst bereit, mich aussenden zu lassen. Im Winter waren wir noch einige Zeit im Hause des damaligen Inspektors Pastor Winkelmann gewesen, um durch ihn noch weiteren Unterricht zu bekommen in der Missionsgeschichte und Missionsmethode, und um zugleich den Vorstand unserer Gesellschaft kennen zu lernen.

Ihr Vorsitzender ist Graf Andreas von Bernstorff, Geheimer Oberregierungsrat im Kultusministerium und Kgl. Kammerherr. Zweiter Vorsitzender ist Generalsuperintendent D. Faber, dritter Vorsitzender ist Geheimer Oberregierungsrat Steinhausen. Die anderen Mitglieder

wohnen teils in Berlin, teils in den Provinzen, in Breslau Pastor Gerhard, in Posen Konsistorialpräsident Balan, in Stettin Pastor Zaltwedel, in Tübingen Professor Schlatter u. s. w. Hilfsvereine bestehen an verschiedenen Orten, in Breslau, Stettin, Stolp, Erfurt u. a., besonders in Bethel bei Bielefeld unter Leitung von Pastor von Bodelschwingh. Es sind im ganzen 24 Vorstandsmitglieder. Alle vier Wochen etwa findet im Hospiz der Behrenstraße eine Sitzung statt. Weniger wichtige Sachen werden in wöchentlichen Besprechungen der drei Vorsitzenden mit dem Inspektor erledigt. Alle Jahr einmal im Oktober tagt eine Hauptversammlung der Mitglieder unserer Gesellschaft. **Das Recht der Mitgliedschaft erhält man durch Zahlung eines jährlichen Beitrages von mindestens 3 Mk. Dafür bekommt man die „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission" unentgeltlich alle Monat zugesandt.** Ihr sonstiger Abonnementspreis ist 1,50 Mk. für das Jahr, frei ins Haus. **Das Bureau befindet sich Berlin W., Schaperstr. 3.** Dorthin sind alle Geldsendungen zu richten. Ebendaselbst wohnen die Missionsinspektoren Pastor Lic. Trittelvitz und Pastor Michaelis. **Sammelbücher werden auf Wunsch gern und in beliebiger Anzahl versandt.** Sie erleichtern sehr das regelmäßige Einsammeln von Gaben für unsere Mission. Wer sie liebgewonnen hat, der bitte darum und sammle. Er wird erfahren, daß die Liebe ihren Lohn in sich selber trägt. Auch freuen wir uns herzlich über jedes neu eintretende Mitglied und jeden neu gewonnenen Abonnenten auf unsere „Nachrichten". Dieselben berichten über die Kämpfe und Siege unserer Mission und bringen Bilder aus Ostafrika.

Am 23. April 1893 wurden wir (Br. Holst und ich) in Bethel bei Bielefeld ordiniert und am 28. April in der Dreifaltigkeitskirche in Berlin abgeordnet. War es auch von früh auf unser Wunsch gewesen, dem Herrn unter den Heiden zu dienen, so erzitterte doch unser Herz, als wir knieend vor Gottes Altar gelobten, als Knechte Jesu Christi des Gekreuzigten und Auferstandenen, im Gehorsam gegen seinen Befehl, im Glauben an seine Verheißung und im Vertrauen auf seine Gnade den Dienst am Evangelio unter den Heiden auf uns zu nehmen, das Wort Gottes unter Großen und Kleinen lauter und rein zu verkündigen, allein seines Namens Ehre und der Heiden Seligkeit zu suchen, unser Leben nicht für teuer zu achten und sein Wort durch einen Wandel in selbstverleugnender, dienender Liebe zu bekräftigen, mit all unseren Mitarbeitern

die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens mit allem Fleiß zu pflegen, in aller Demut, Sanftmut und Geduld sie zu tragen, allem Eigenwillen zu entsagen und dem Vorstand der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, die bereit ist, für uns bis an unser Lebensende Sorge zu tragen, pünktlich und willig gehorsam zu sein, und solange in ihrem Dienst zu bleiben, als wir nicht den klaren Willen Gottes erkennen, aus demselben auszuscheiden.

Damit hatte unser Lebensweg seine ganz bestimmte Richtung bekommen. Wir waren in den Dienst des Herrn getreten und in den Dienst unserer Missionsgesellschaft, und wir waren hinfort in unserem Gewissen gebunden, diesem Dienst treu zu bleiben, bis der Herr selber uns von ihm löst.

Durch dieses Gelübde, das alle unsere Missionare abgelegt haben, ist wohl der oft gegen uns erhobene Vorwurf, daß wir Missionare auf „5 Jahre" wären, schlagend widerlegt, und wer unsere Verhältnisse näher kennt, wird auch nicht im mindesten mehr glauben, daß wir irgend eine Bevorzugung in der Heimat zu erwarten haben, wenn uns der Herr in den Kirchendienst zurückführen sollte.

Irdischen Gewinn trägt der nicht davon, der in den Missionsdienst tritt, aber etwas bekommt er, das 1000 mal mehr wert ist: der Herr beruft ihn in seine Nähe und läßt ihn seine Herrlichkeit schauen. Dafür muß er sich aber auch taufen lassen mit der Taufe, mit der er getauft ist. Wer leidensscheu ist, der bleibe fern von der Mission, der kann den Herrn nicht sehen, der kann nicht gesandt werden, wie Er gesandt ist

Teilnehmen kann aber jeder an den Segnungen, die vom Missionswerk ausgehen, jeder, der dasselbe auf sein Herz nimmt und dafür eintritt bei seinem Gott, und jeder, der Opfer bringt für dasselbe in irgend einer Gestalt.

Eine Mutter sagte mir, daß ihr Sohn ihr in der Heimat nie soviel hätte sein können, als er ihr draußen gewesen sei unter den Heiden, und als ich dieses Wort anderen Eltern erzählte, da stimmten sie zu: So wäre es. Solche Segensströme fließen zurück aus der Mission auf alle, die an ihr beteiligt sind, die sie genau kennen und mit ihr leben, weil ihre Lieben in der Mission stehen. An solchen Segnungen können aber auch alle teilnehmen, die ernstlich mitarbeiten an dem Werk der Mission, die die Nachrichten, die von draußen kommen, lesen und auf sich einwirken

lassen. Es wird ihnen ein ganz neues Licht darüber aufgehen, welch ein Elend es ist, ohne Gott zu leben, und wie unermeßlich reich wir geworden sind durch unseren Gott. Ihr Auge wird sich wieder heiter auf den richten, der es allein wert ist, daß man ihn sucht, und der uns allein Leben geben kann. Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christ, erkennen.

Möchte dieses Büchlein allen Lesern dazu dienen, daß sie etwas mehr von diesem Gott sehen und mehr in ihrem Herzen für ihn in Liebe erglühen. Dann werden sie auch eifriger und geschickter werden, für das Kommen seines Reiches zu arbeiten, und der Tag wird nahen, an dem er erscheinen wird in den Wolken des Himmels, daß wir ihn sehen, wie er ist, und an dem sich in seinem Namen beugen werden aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und an dem alle Zungen bekennen werden, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

Ein jedes Menschenherz verlangt nach Frieden, und Friede wird kommen, aber erst dann, wenn die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Christus geworden sind, wenn er regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und die Magd die gewürdigt ist, ihm den Weg zu bereiten, ist die Mission.

Werke aus dem Gebiete der **äußeren Mission**, die im Verlag von **Martin Warneck** in **Berlin** erschienen:

P. Paul Döring. **Lehrlingsjahre eines jungen Missionars in Deutsch-Ostafrika** mit 21 Illustrationen. Preis 75 Pf.

Eine ebenso frische und anschauliche Gabe wie die „Morgendämmerung".

— — **Hohenfriedeberg.** Eine Missionsstation in Usambara. Reich illustriert 40 Pf.

Ostafrikanische Missionsbilder. Heft 1: **Kiase und Kassidi, die beiden Aussätzigen.** Heft 2: **Drei Weihnachtsfeiern in Deutsch-Ostafrika.** Heft 3: **Mußa und Mariamu.** Preis des hübsch ausgestatteten illustrierten Heftchens je 15 Pf. ☛ **Die Sammlung wird fortgesetzt**

Warneck, D., Prof. d. Theol. **Abriß einer Geschichte der protestant. Missionen.** 6. u. 7. Auflage. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Unentbehrlich für jeden Missionsfreund.

Kurze, D. G., **Samoa, das Land, die Leute und die Mission.** Preis Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Dahle, L. **Der Heidenmissionar des Alten Bundes.** Der Prophet Jona, seine Person und Zeit, seine Aufgabe und Sendung. Uebers. von W. Wendebourg, mit biographischer Skizze von D. Kurze. Mk. 2.—.

Richter, Julius. **Aus dem kirchlichen und Missionsleben Englands und Schottlands.** Preis Mk. 1,50, geb. Mk. 2,50.

Stosch, Georg. **Im fernen Indien.** Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherisch. Mission unter den Tamulen. Kl. 8°, 14½ Bogen. Preis brosch. Mk. 2,80, eleg. geb. Mk. 3,60.

Eger, † Pfarrer in Nienstedt. **Wegweiser durch die volkstümliche Missions-Litteratur.** Herausgegeben vom Vorstande der Missionskonferenz der Provinz Sachsen, bearbeitet unter Mitwirkung anderer. Preis 50 Pf.

Strümpfel, E. **Wegweiser durch die wissenschaftliche und pastorale Missionslitteratur.** Unter Mitwirkung von Fachleuten bearbeitet, herausgegeben vom Vorstande der Missions-Konferenz der Provinz Sachsen. Mk. 1.

Alle diese Schriften bitten auf Missionsfesten zu verbreiten!

Herrosé & Ziemsen Wittenberg.

Verlag von Martin Warneck in Berlin W. 9.

Neu!

Was jedermann heute von der Mission wissen muß.

Von

P. G. Strümpfel.

Format und Ausstattung wie dieses Buch. Reich illustriert, ca 15 Bogen.

Preis nur M. 1.—, geb. M. 1.50.

Inhalt:

I. Warum treiben wir Mission?
1. Es steht geschrieben.
2. Die Christenheit ohne Missionskirche.
3. Es ist Missionszeit.

II. Wie wurde die heutige Missionszeit vorbereitet?
1. Die Missionsanfänge der evangel. Christenheit.
2. Der Anbruch eines Missionsjahrhunderts.

III. Was leistet die evangel. Christenheit für die Mission?
1. Die Missionsgesellschaften.
a) Eine geschichtlich gewordene Form. b) Die Missionsgesellschaften außerhalb Deutschlands. c) Die deutschen Missionsgesellschaften. d) Statistik.
2. Die Missionare.
3. Die Geldmittel.

IV. Wo arbeitet die evang. Mission?
1. Der Acker ist die Welt.
2. Rundschau über die Missionsgebiete.
3. Die Völker in den heutigen Ernten.

V. In welcher Weise arbeitet die evangelische Mission?
1. Die Missionsaufgabe.
2. Praktische Religionsvergleichung.
3. Die Sprachen der Völker u. die Bibel.
4. Soziale Fragen.
5. Die Vielgestaltigkeit des Betriebes.
6. Die Selbständigkeit der heidenchristlichen Kirchen.

VI. Was hat die evangelische Mission bis jetzt erreicht?
1. Der ziffernmäßige Gewinn.
2. Die Qualität der Heidenchristen.
3. Senfkorn und Sauerteig.
4. Mission und Kultur.

VII. Mit welchen Hemmnissen kämpft die ev. Mission in der Gegenwart?
1. Die nichtchristlichen Religionen.
2. Die römische Gegenmission.
3. Mission und Politik.

VIII. Was hat in d. Heimat zu geschehen?
1. Die Pflege des Missionslebens.
2) Missionslitteratur.

IX. Schlußwort.

Um Empfehlung und Verbreitung dieses trefflichen Buches wird herzlich gebeten.

Werke aus dem Gebiete der **äußeren Mission**, die im Verlag von **Martin Warneck** in **Berlin** erschienen:

P. Paul Döring. **Lehrlingsjahre eines jungen Missionars in Deutsch-Ostafrika** mit 21 Illustrationen. Preis 75 Pf.

Eine ebenso frische und anschauliche Gabe wie die „Morgendämmerung".

— — **Hohenfriedeberg.** Eine Missionsstation in Usambara. Reich illustriert 40 Pf.

Ostafrikanische Missionsbilder. Heft 1: **Kiase und Kassidi, die beiden Aussätzigen.** Heft 2: **Drei Weihnachtsfeiern in Deutsch-Ostafrika.** Heft 3: **Mußa und Mariamu.** Preis des hübsch ausgestatteten illustrierten Heftchens je 15 Pf. ☞ **Die Sammlung wird fortgesetzt**

Warneck, D., Prof. d. Theol. **Abriß einer Geschichte der protestant. Missionen.** 6. u. 7. Auflage. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Unentbehrlich für jeden Missionsfreund.

Kurze, D. G., **Samoa, das Land, die Leute und die Mission.** Preis Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Dahle, L. **Der Heidenmissionar des Alten Bundes.** Der Prophet Jona, seine Person und Zeit, seine Aufgabe und Sendung. Uebers. von W. Wendebourg, mit biographischer Skizze von D. Kurze. Mk. 2.—.

Richter, Julius. **Aus dem kirchlichen und Missionsleben Englands und Schottlands.** Preis Mk. 1,50, geb. Mk. 2,50.

Stosch, Georg. **Im fernen Indien.** Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherisch. Mission unter den Tamulen. Kl. 8°, 14½ Bogen. Preis brosch. Mk. 2,80, eleg. geb. Mk. 3,60.

Eger, † Pfarrer in Nienstedt. **Wegweiser durch die volkstümliche Missions-Litteratur.** Herausgegeben vom Vorstande der Missionskonferenz der Provinz Sachsen, bearbeitet unter Mitwirkung anderer. Preis 50 Pf.

Strümpfel, E. **Wegweiser durch die wissenschaftliche und pastorale Missionslitteratur.** Unter Mitwirkung von Fachleuten bearbeitet, herausgegeben vom Vorstande der Missions-Konferenz der Provinz Sachsen. Mk. 1.

Alle diese Schriften bitten auf Missionsfesten zu verbreiten!

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

2721

BINDING ... MAR 27 1974

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DT
439
D6
1901

Döring, Paul
Morgendämmerung in
Deutsch-Ostafrika

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 22 01 02 001 0